

Fischer Weltgeschichte

Band 16

Zentralasien

**Herausgegeben von
Gavin Hambly**

Dieser Band der Fischer Weltgeschichte schildert die historische Entwicklung Zentralasiens vom Altertum bis zur Gegenwart. Der Leser wird zunächst eingehend über die geographischen und ethnologischen Grundlagen, auf denen sich dort das geschichtliche Leben entfaltete, informiert. Es folgen ausführliche Berichte über die Herrschaft der persischen Achämeniden und der Makedonen, über die Reichsbildungen der Nomaden und die Ausbreitung des Buddhismus, über die Beherrschung weiter Landstriche durch die Sassaniden und Türken und über die tibetische Kultur. Ein breiter Raum ist der weltgeschichtlichen Leistung Tschingis Khans und seines Mongolenreiches gewidmet. Die anschließenden Kapitel beschreiben die Geschichte der Kasachen und Kirgisen, des Timuridenreiches und der Usbeken. Schließlich tritt die Einbeziehung Zentralasiens in den kolonialen Wettstreit der europäischen Großmächte in den Mittelpunkt der Darstellung. Vor allem die Expansion des russischen Reiches nach Osten und Südosten hat in neuerer Zeit die mittelasiatischen Völker und ihre Kulturen entscheidend beeinflusst. So werden in diesem Zusammenhang die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Folgen der kommunistischen Revolution von 1917 und der Festigung der Sowjetmacht in Rußland für die zentralasiatischen Gebiete der UdSSR deutlich herausgearbeitet. Ebenso klar wird dem Leser vor Augen geführt, welche Bedeutung die Errichtung der Mongolischen Volksrepublik und die Machtübernahme der Kommunisten in China für die in der Mongolei und in Sinkiang ansässigen Völkerschaften hatte. Diese Probleme sind für uns von brennender Aktualität. Ihre komplexe Behandlung trägt zu einem besseren Verständnis der gegenwärtigen weltpolitischen Situation bei. – Der Band ist in sich abgeschlossen und mit Abbildungen, Kartenskizzen und einem Literaturverzeichnis ausgestattet. Ein Personen- und Sachregister erleichtert dem Leser die rasche Orientierung.

Der Herausgeber dieses Bandes

Gavin Hambly,

M.A. und Ph. D., King's College, Cambridge, wurde 1934 in Sevenoaks, Kent, geboren. Ehe er sich für die iranischen und zentralasiatischen Grenzländer des indischen Subkontinents zu interessieren begann, arbeitete er als Schüler des namhaften Indologen Percival Spear in Cambridge über indische Geschichte. 1961 wurde er zum Research Fellow am St. Antony's College in Oxford gewählt. Zwischen 1961 und 1963 lebte er in Iran. Das akademische Jahr 1963/64 verbrachte er als Smuts Research Historian an der Universität Cambridge.

Gavin Hambly hat ausgedehnte Reisen in die türkischen, iranischen und afghanischen Grenzgebiete der zentralasiatischen Steppenzzone unternommen und sowohl im Vereinigten Königreich wie auch in Indien eine Reihe von Aufsätzen über indische und iranische Geschichte veröffentlicht. 1966 schrieb er an einer Biographie Sir John Malcolms, eines Diplomaten der East India Company, des ersten britischen Historikers des Iran und bereitete zugleich eine Übersetzung von Fazlullah b. Ruzbihan Khundschi's *Mehman-name-ye Bukhara* vor, einem Bericht über die Kriege des usbekischen Eroberers Muhammad Schaibani.

Mitarbeiter dieses Bandes

Prof. Alexandre de Bennisen (École Pratique des Hautes Études, Paris) Kapitel 14

Dr. David Bivar (School of Oriental and African Studies, London) Kapitel 1–4

Mme. Hélène Carrère d'Encausse (Fondation Nationale des Sciences Politiques, Paris) Kapitel 16

Mme. Mahin Hajianpur (Ankara) Kapitel 11

Dr. Gavin Hambly (The British Council, Ankara/King's College, Cambridge)
Vorwort, Einleitung, Kapitel 5–9, 12–13, 17–19

Dr. Alastair Lamb (The Australian National University, Canberra) Kapitel 20

Mme. Chantal Lemerrier-Quelquejay (École Pratique des Hautes Études, Paris)
Kapitel 10

Prof. Richard Pierce (Queen's University, Kingston/Ontario) Kapitel 15

Dr. Klaus Sagaster und *Ursula Sagaster* (Bad Honnef) übersetzten das Vorwort, die Einleitung und die Kapitel 1–15 und 17–20 aus dem Englischen.

Veronika Veit (Bad Kreuznach) übersetzte Kapitel 16 aus dem Französischen.

Vorwort

Für Historiker wie für Geographen ist der Ausdruck »Zentralasien« ein unklarer Begriff. Auf den folgenden Seiten bezeichnet er das Gebiet der jetzigen fünf Sowjetrepubliken Kasachstan, Kirgisien, Tadschikistan, Turkmenistan und Usbekistan, ferner die Mongolische Volksrepublik (Äußere Mongolei) und die drei Nebenländer Chinas, das heutige Autonome Gebiet Innere Mongolei, das Uigurische Autonome Gebiet Sinkiang und das Autonome Gebiet Tibet. Da jedoch dieser gewaltige Raum in beinahe ständigem Kontakt mit den Kulturen Chinas, Nordwestindiens, des Iran und Rußlands gestanden hat, ist seine Geschichte oft mit der seiner Nachbarn an seinen Peripherien verschmolzen.

Bisher sind nur wenige allgemeine Darstellungen der Geschichte Zentralasiens geschrieben worden. Der Herausgeber war sich bewußt, nur wenige Vorbilder zu haben, denen er folgen konnte. Ein Band dieses Umfangs kann keine umfassende Behandlung des Themas bieten, sondern muß sich in der Darstellung auf eine Auswahl beschränken, die jene Aspekte und Entwicklungslinien der zentralasiatischen Geschichte veranschaulicht, die der Herausgeber für die wichtigsten hält. So mußte notwendigerweise vieles weggelassen werden. Wer deshalb in die vielschichtigen historischen, archäologischen und ethnographischen Probleme, die auf den folgenden Seiten aufgeworfen werden, näher einzudringen wünscht, sei auf die Anmerkungen und die ausgewählte Bibliographie am Ende des Buches verwiesen. Um die geographischen Faktoren, die die zentralasiatische Geschichte geformt haben, richtig einschätzen zu können, empfiehlt es sich für den Leser, eine genaue physikalische Karte des eurasischen Landmassivs zur Hand zu haben.

Die Umschreibung der zentralasiatischen Namen, die sich aus so verschiedenen Sprachen wie Chinesisch, Mongolisch, Tibetisch, Russisch, Arabisch und den zahlreichen iranischen und türkischen Sprachen herleiten, bietet unlösbare Probleme. Ein einheitliches System, das allen sprachlichen und historischen Gegebenheiten gerecht wird und zudem den Nichtfachmann nicht verwirrt, läßt sich deshalb kaum finden. Für die Wiedergabe von bekannteren Namen wurden nach Möglichkeit Formen gewählt, die in einschlägigen deutschen Publikationen gebräuchlich sind. Die Umschreibung der übrigen Namen und Begriffe richtet sich – in teilweise vereinfachter Form – nach folgenden Systemen:

Arabisch, Türkisch, Persisch: System der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Brockelmann, C.u.a., Die Transliteration der arabischen Schrift in ihrer Anwendung auf die Hauptliteratursprachen der islamischen Welt, Denkschrift dem 19. internationalen Orientalistenkongreß in Rom vorgelegt von der Transkriptionskommission der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Leipzig 1935).

Die Namen der türkischen Eroberer erscheinen im allgemeinen in der Form, wie sie in den persischen und arabischen Quellen auftreten, die ja die ausführlichste Darstellung ihrer Taten enthalten.

Mongolisch: System Poppe (Poppe, N., Grammar of Written Mongolian. Wiesbaden 1954).

Tibetisch: Die tibetischen Namen erscheinen in der Form, wie sie im modernen Lhasa-Dialekt ausgesprochen werden. Zur Vermeidung von Unklarheiten wird jedoch bei ihrem ersten Auftreten auch jeweils in Klammern die schriftsprachliche Form vermerkt (nach dem von H. Hoffmann in: Die Religionen Tibets. Freiburg/München [1956] verwendeten System).

Chinesisch: System Rüdénberg/Stange (Rüdénberg, W., Chinesisch-deutsches Wörterbuch. 3., erweiterte, völlig neu bearbeitete Auflage von Hans O.H. Stange. Berlin 1963).

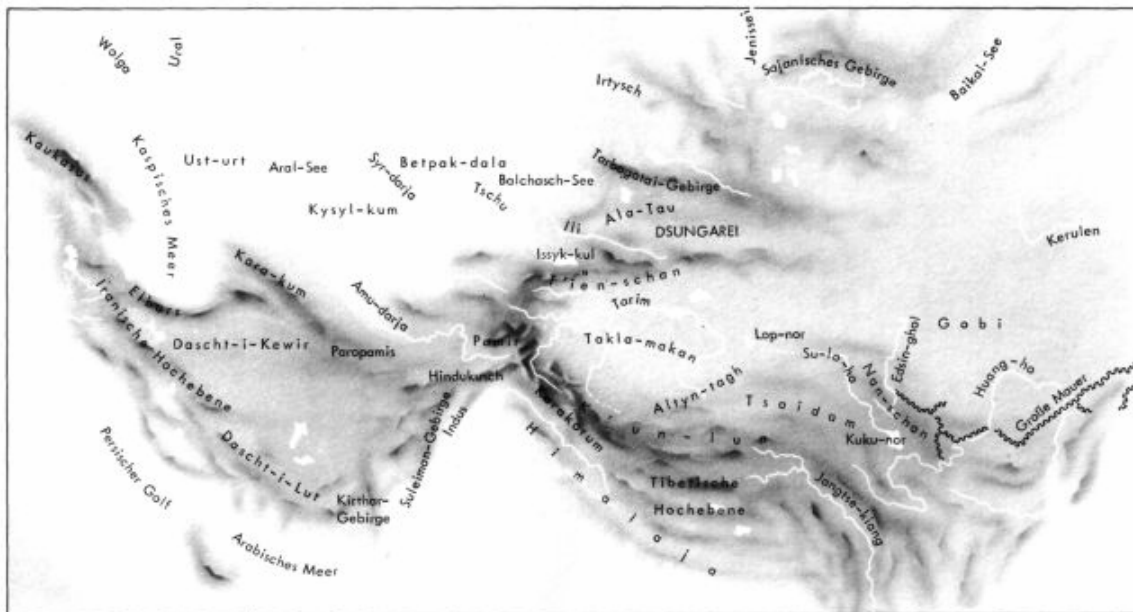
Der Herausgeber ist sich bewußt, daß kein System der Umschreibung von zentralasiatischen Namen alle Forscher auf diesem Gebiet befriedigen wird, aber er glaubt, daß die Frage der Umschreibung für die Arbeit des Historikers von untergeordneter Bedeutung ist – besonders wo noch so viel zu tun bleibt.

Gavin Hambly

Einleitung

Geographisch gesehen ist Zentralasien durch seine weite Entfernung vom Meer und seinen Einflüssen gekennzeichnet. Seine physikalische Geographie ist deshalb durch fehlende Niederschläge bestimmt, was gebietsweise zu äußerster Trockenheit führt. Seine Geschichte aber ist durch die Isolierung von den großen Bewegungen der maritimen Entdeckungen, der damit zusammenhängenden politischen Expansion und des Seehandels geprägt. Im Norden endet Zentralasien da, wo die Steppen in das sibirische Waldgebiet der *Taiga* übergehen. Seine südliche Grenze folgt einer fast ununterbrochenen Kette von Gebirgen, die in westlicher Richtung von China bis zum Schwarzen Meer verläuft und Zentralasien von Südostasien, dem indischen Subkontinent und dem Mittleren Osten trennt. Diese Gebirge sind, von Osten nach Westen, der Nan-schan, der Altyn-tagh (der Nordteil des K'un-lun), der Karakorum, der Hindukusch und der Paropamis, der Elburs und der Kaukasus. Nur ganz bestimmte Teile dieser Kette von fast 6500 km Länge stellen unüberwindliche Schranken dar. Der K'un-lun allerdings ist praktisch unpassierbar, und die Karakorum-Pässe wurden vor dem 19. Jahrhundert nur selten benutzt. Aber weder der Hindukusch noch das Elburs-Gebirge haben jemals Völkerbewegungen verhindert. Südlich dieser Kette liegen zwei weite Hochebenen, deren Geschichte von der des eigentlichen Zentralasien nicht zu trennen ist, das tibetische Hochland und das iranische Hochland, welches im Südosten vom Kirthar- und Suleiman-Gebirge und im Südwesten vom Zagros-Gebirge begrenzt wird. Die zentralasiatische Steppe und die Wüstengebiete erstrecken sich im Osten bis an die mandschurischen Wälder und die chinesische

Große Mauer. Im Westen dehnen sich die eurasischen Steppengebiete bis nach Rumänien und Ungarn aus.



© Abb. 1: Zentralasien

Innerhalb dieser Grenzen (ungefähr zwischen dem 35. und 55. Breitengrad) ist Zentralasien reich an vielfältigen geographischen Formen. Dazu gehören sowohl einige der höchsten Gebirge der Erde als auch einige bemerkenswerte Landsenken, wie jene nordöstlich des Kaspischen Meeres und um Turfan in Sinkiang. Das Klima in diesem Gebiet ist durch extreme Temperaturunterschiede gekennzeichnet. Man kann Zentralasien in eine nördliche und eine südliche Zone einteilen, indem man entlang des Laufs des Syr-darya und der Ketten des T'ien-schan-Gebirges eine imaginäre Linie zieht. Obwohl die nördliche Zone teilweise trocken ist, hat sie im allgemeinen doch noch genügend Feuchtigkeit, um eine Steppenvegetation hervorzubringen. Sie bietet genug Möglichkeiten für die nomadische Weidewirtschaft, die vor der russischen Kolonisation im 19. Jahrhundert die traditionelle Beschäftigung der vorwiegend türkischen Stämme war. Die südliche Zone ist mit ihren sehr geringen Niederschlägen außerordentlich trocken und besteht zum großen Teil aus Wüsten, die durch Gebirge voneinander getrennt sind. Dank geschickter Anwendung hydraulischer Kenntnisse haben sich schon sehr früh in den Oasen sesshafte Bauern angesiedelt. Die Oasen waren sehr stark von iranischen und islamischen Einflüssen geprägt. Auf die echten Nomaden übte diese südliche Zone nur eine begrenzte Anziehungskraft aus. So besetzten z.B. häufig plündernde Nomaden aus den Gegenden nördlich des T'ien-schan die Oasen des Tarim-Beckens, ohne aber dort jemals in größerer Anzahl zu bleiben, da die Weiden zu dürrig waren und der

Wassermangel mühselige Bewässerungsanlagen für den Getreideanbau erforderte.

Den eindrucksvollsten Gegensatz zu den zentralasiatischen Steppen und Wüsten aber bilden die Gebirge. Aus dem Knoten, in dem Karakorum, Himalaja und Hindukusch zusammenlaufen, erhebt sich der Pamir, der sich nordwärts erstreckt und das Tarim- Becken von den Becken des Amu-darja und des Syr-darja trennt. Mit seinen höchsten Bergen, dem Mus- tagh-ata, der eine Höhe von 7433 m erreicht, und einigen bis zu 7600 m hohen Erhebungen des Kungur- tagh wird er mit Recht das »Dach der Welt« genannt.



© Abb. 2: Landschaft bei Schibarghan/Nord-Afghanistan. In Zentralasien ist die Grenze zwischen Wüste und Steppe oft fließend und von der jeweiligen Jahreszeit bedingt.

Nördlich und westlich des Pamir verlaufen niedrigere Bergketten. Sie umschließen die Täler, durch die Amu-darja und Syr-darja in die Ebenen hinabfließen, der erstere durch Badachschan, das im Mittelalter wegen seiner Rubine, Türkise und reinrassigen Pferde berühmt war, und der letztere durch das für seine Fruchtbarkeit und seine edlen Pferde bekannte Ferghana. Nordöstlich vom Pamir erstreckt sich in östlicher Richtung der T'ien-schan, das »Himmelsgebirge« der Chinesen, der das fruchtbare Ili-Becken und die Dsungarei im Norden von dem trockenen Tarim- Becken (Kaschgarien) im Süden trennt. Bis auf den Osten wird dieses Gebiet vom T'ien-schan, Pamir und K'un-lun umschlossen. Der T'ien-schan ist niedriger als der K'un-lun und

weniger abschreckend. Er hat den Verkehr zwischen Nord und Süd niemals behindert. Trotzdem ist er eine der größten Bergketten Asiens. Seine höchste Erhebung, der Khan Tengri, erreicht eine Höhe von 7193 m.

Nordöstlich vom T'ien-schan erhebt sich bis zu einer Höhe von über 4500 m das Altai-Gebirge, die Urheimat der Turkvölker. Es ist mit dem T'ien-schan durch eine Reihe niedriger Bergketten verbunden, so durch den Ala-tau und das Tarbagatai-Gebirge, und wird von weiten Tälern durchbrochen, durch welche die verschiedenen Stämme beliebig von Osten nach Westen wandern konnten. Weiter nördlich und östlich des Altai verlaufen die westlichen und östlichen Ketten des Sajanischen Gebirges und die Gebirge der Äußeren Mongolei; sie erstrecken sich bis zum Baikalsee. So wird Zentralasien vom Südwesten bis zum Nordwesten durch eine ungleichmäßige Kette von Gebirgen, die nicht weit von Herat im westlichen Afghanistan beginnt und sich beinahe bis Irkutsk in Sibirien hinzieht, fast genau in zwei Hälften geteilt. Von den Uiguren von Sinkiang und den chinesischen Dunganen abgesehen, hielten sich die islamischen Einflüsse westlich dieser Linie, während die östliche Seite im allgemeinen zum Bereich der chinesischen und in jüngerer Zeit der tibetisch-buddhistischen Kultur gehörte.

Die Struktur der zentralasiatischen Gebirge wirkte sich sehr stark auf die Wanderungsbewegungen der Völker aus. Ebenso entscheidend waren die Wüsten: das Ust-urt-Plateau zwischen dem Kaspischen Meer und dem Aralsee, die Kara-kum zwischen dem Kopet-dagh (dem nördlichen Ausläufer des Elburs) und dem Amu-darja, die Kysyl-kum, die den Unterlauf des Amu-darja von dem des Syr-darja trennt, ferner die Halbwüste Betpak-dala zwischen dem Syr-darja und dem Balchasch-See, bekannt als »Hungersteppe«, dann die unermessliche Gobi (eigentlich eine ganze Reihe von Wüsten), die die Innere von der Äußeren Mongolei trennt, und schließlich die Takla-makan südlich des T'ien-schan, welche Sir Aurel Stein die »wahrscheinlich schrecklichste aller mit Dünen bedeckten Einöden dieser Erde« nennt. Östlich des durch Winderosion zersetzten Lößbodens der Takla-makan liegt die Salzkruste des alten Lop-Sees (ursprünglich 260 km von Südwesten bis Nordwesten und mit einer maximalen Breite von 145 km), und jenseits davon erhebt sich der Pei-schan. Die ausgesprochene Öde dieser drei Wüsten (des Beckens des Tarim, des Su-lo-ho und des Edsin-ghol) brachte den amerikanischen Geographen Ellsworth Huntington zu der Annahme, Zentralasien sei ein Gebiet, das durch große Austrocknung und zyklische Klimaänderungen charakterisiert sei. Diese Theorien wurden nur teilweise durch die archäologischen Entdeckungen Steins bestätigt. Stein war der Meinung, daß »soweit uns die Zeugnisse des Altertums und die verfügbaren Berichte zurückzuführen vermögen, der große Trog des Tarim-Beckens früher dem gleichen trockenen Klima unterworfen war wie heute. Die andere Schlußfolgerung ist, daß sich die von den Flüssen mitgeführte Wassermenge in der gleichen historischen Periode sehr stark verringert hat.«¹ In Gebieten größter Trockenheit, wie etwa in den südlichen Teilen Zentralasiens, ist

eine Oasen-Kultur nur an den Ufern der Flüsse oder durch kunstvolle Bewässerungsanlagen, die mit den Wasserläufen verbunden sind, möglich. Die meisten wichtigen Städte des alten oder mittelalterlichen Zentralasien lagen dort, wo eine ausreichende Wasserversorgung gewährleistet war.

Als Herzstück der eurasischen Landmasse hat Zentralasien in der Geschichte zwei bestimmte, einander widersprechende Funktionen erfüllt. Als Folge seiner ungeheuren Ausdehnung, seiner überwiegenden Trockenheit und des Fehlens natürlicher Verbindungswege hat es einerseits dahin gewirkt, die Kulturen an seiner Peripherie voneinander getrennt zu halten. Zum andern hat es, und hier handelt es sich um seinen positivsten Beitrag zur Verbreitung der Kultur, einen schmalen, jedoch fast nie unterbrochenen Verbindungsweg zwischen eben jenen Randkulturen geschaffen. Dies lag in seiner zentralen Lage begründet: Zentralasien bot sich nicht nur als ideales Terrain für Völkerwanderungen an, sondern auch als Achse der großen Handelsstraßen, die besonders für den chinesischen Seidenhandel mit dem Westen von wesentlicher Bedeutung waren.

Sowohl für den Handel und die Gütererzeugung als auch für die kulturelle Entwicklung war das wichtigste Gebiet Zentralasiens die Gegend um die beiden großen Flüsse, den Amu-darja und den Syr-darja, den Oxus und Jaxartes der Griechen und den Dscheihun und Saihun² der Araber. Zwischen dem iranischen Dascht-i-Kewir und dem Amu-darja lag das Land Chorassan, wie die Araber es nannten, ein weit größeres Gebiet als die heutige iranische Provinz gleichen Namens. Im Mittelalter waren seine größten Städte Nischapur, Tus (später Meschhed), Merw und Herat, die sich durch ihren blühenden Handel und ein hochentwickeltes Handwerk, besonders auf dem Gebiet der Metallarbeiten, auszeichneten. Zwischen dem Mittellauf des Amu-darja und des Syr-darja lag das Land Transoxanien der Griechen bzw. Mawarannahr der Araber. Seine wichtigsten Städte waren zur Zeit des Islam Samarkand und Bucharä. Am Unterlauf des Amu-darja, genau südlich vom Aral-See, lag Choresmien, dessen Hauptstadt im frühen Mittelalter Urgentsch und später Chiwa war. Nordöstlich von Mawarannahr und jenseits des Syr-darja lag Schesch, das Land um Taschkent. Die Städte von Schesch waren ebenso wie die Städte des Ferghana-Tales für ihre Waffen, Rüstungen und Sättel berühmt. Fast immer unterhielten die Städte von Mawarannahr und der angrenzenden Gebiete rege Handelsbeziehungen mit China und dem Mittleren Osten. Ihnen sind auch einige der größten geistigen und künstlerischen Errungenschaften der islamischen Kultur des Mittelalters zu verdanken.



© Abb. 3: Karawanserei und Basar, Aktsdia/Nord-Afghanistan. Beide Einrichtungen waren für den zentralasiatischen Karawanenhandel unentbehrlich.

Während vieler Jahrhunderte folgte der zentralasiatische Karawanenhandel verschiedenen Routen, von denen die wichtigsten aber immer die Verbindungswege zwischen China und dem Westen waren. Vor der Entstehung des mongolischen Weltreiches im 13. Jahrhundert scheinen am häufigsten die Handelsstraßen durch Kaschgarien benutzt worden zu sein. Die eine Route ging von der Oase Tun-huang in Kansu aus und verlief nördlich des Altyn-tagh in westlicher Richtung über Chotan, das wegen seines Goldes und seiner Jade berühmt war, über Jarkend und dann über den Pamir. Eine zweite Route, ebenfalls von Tun-huang ausgehend, führte durch Hami, Turfan³, Kutscha und Aksu nach Kaschgar und von dort über den Pamir. Ein dritter Handelsweg wandte sich hinter Turfan nordwestlich nach der Dsungarei und durch das Siebenstromland zum nördlichen Ufer des Syr-darja. Von dort aus konnten die Karawanen durch die Steppen nördlich des Aral-Sees und des Kaspischen Meeres zum Schwarzmeer-Gebiet ziehen, konnten aber auch den Syr-darja überqueren, in der Regel bei Otrar, und somit Mawarannahr erreichen. Von dort aus stand ihnen der Weg nach Urgendsch in Choresmien oder nach Samarkand und Buchara offen, wo sie auf die Verkehrswege stießen, die vom Pamir ins Ferghana-Tal führten. (Der südliche Weg über den Pamir brachte die Reisenden hinunter nach Badachschan und führte direkt nach Balch, südlich vom Amu-darja.) Wenn man von Buchara kam, überquerte man gewöhnlich den Amu-darja bei Tschardschou. (Ausgenommen waren die Karawanen nach Kabul und zum Indus, die weiter stromaufwärts übersetzten und nach Balch und zu den Pässen des Hindukusch weiterzogen.) Von dort führte der Weg nach Merw. Von Merw aus stießen die Karawanen entweder bei Herat zusammen und wandten sich dann westlich nach Nischapur, oder sie zogen direkt nach Nischapur und von dort aus nach Rai, wo sie zwischen einer ganzen Anzahl von Wegen wählen

konnten: südlich nach Isfahan, südwestlich nach Hamadan und Bagdad oder westlich nach Täbris und Byzanz. Natürlich wirkten sich die jeweiligen politischen Verhältnisse auf die Sicherheit oder Bedeutung der verschiedenen Routen aus. Während der Zeit des mongolischen Weltreiches wurde eine nördliche Route durch die Mongolei und Dsungarei der sonst üblichen durch das Tarim-Becken vorgezogen. Viel später, nachdem die Russen bis in die Gebiete um den Baikalsee vorgedrungen waren, reisten die Händler mit Vorliebe durch die nördlichen Steppenränder, wo sie sich auf einem Teil des Weges des russischen Schutzes erfreuen konnten. Vor dem 19. Jahrhundert war das ganze System der Handelsstraßen wahrscheinlich nur während einer kurzen Zeit für den zivilen Verkehr verhältnismäßig sicher, nämlich während des Reiches der Tschingiskhaniden.

Doch selbst dann erforderten die unermesslichen Entfernungen mit ihren immer noch ungeheuren Gefahren große physische Anstrengungen. Die Beförderung von Personen und Waren hing von Lasttieren ab, die langsamer als Schiffe waren, aber nicht unbedingt sicherer – im Südwesten von Pferd, Maulesel und Esel, vom einhöckrigen Kamel, in kälteren Gegenden vom baktrischen Kamel und in hochgelegenen Gebieten vom Yak und vom Hainag (einer Kreuzung zwischen Yakbullen und domestizierter Kuh), ferner von Karren, die von Pferden, Ochsen oder Kamelen gezogen wurden. Boten auf Postpferden oder Kavallerie, die mit Wechselferden versehen war, kamen ohne Zweifel sehr schnell vorwärts, für gewöhnliche Reisende, Kaufleute, Pilger und Abenteurer, wurden jedoch die enormen Entfernungen durch das ermüdende Tempo der Tiere geradezu unendlich. Das Kamel, das wichtigste Lasttier in den Trockenzonen der Erde, bestimmte das Tempo: unbeladen 6,5 km oder beladen 4 bis 5 km in der Stunde. Wahrscheinlich legte es 48 km am Tag bei einer durchschnittlichen Last von 140 kg⁴ zurück. Der russische Forscher Prschewalski erwähnt, daß im Khalkha-Gebiet das große mongolische Kamel, das eine Last von 230 kg tragen konnte, eine Strecke von 45 km am Tag zurücklegte, während die mongolischen Pferde 65 bis 75 km bewältigten. Die Kamele aus dem Kukunor-Gebiet schafften nicht mehr als 32 km.⁵

Aus dem 14. Jahrhundert hat uns der florentinische Kaufmann Pegolotti einen Bericht über die nördliche Route vom Schwarzen Meer nach China hinterlassen, der lebhaft die Schwierigkeiten beschreibt, denen die mittelalterlichen Reisenden in Zentralasien ausgesetzt waren.⁶ Von der Mündung des Don bis Astrachan an der Wolga hatte der Kaufmann, dessen Ziel China war, eine Reisedistanz von fünfundzwanzig Tagen mit dem Ochsenwagen oder von zehn bis zwölf Tagen mit dem Pferdewagen zurückzulegen. Von Astrachan reiste er wahrscheinlich flussaufwärts bis Sarai, der Residenz der Khane der Goldenen Horde. Von Sarai fuhr er dann die Wolga abwärts bis zum Kaspischen Meer und dann den Ural-Fluss aufwärts bis Saraidschik, der Residenz der nogaischen Khane. Das war eine Flußreise von acht Tagen, die vier Tage kürzer war als die Landreise. Hinter Saraidschik gab es nicht mehr genug Futter für die Pferde. Die Europäer ritten

ungern auf Kamelen, da sie nicht an deren wiegenden Gang gewöhnt waren, und fuhren daher in der Regel in Wagen, die von Kamelen gezogen wurden. Von Saraidshik bis Urgendsch dauerte die Reise zwanzig Tage (Ibn Battuta rechnete dreißig bis vierzig) und von Urgendsch bis nach Otrar noch einmal fünfunddreißig bis vierzig Tage. Bis hierher benutzte man immer noch den Kamelwagen. Die meisten Kaufleute bevorzugten diese Route, um in Urgendsch Geschäfte abzuwickeln. Die direkte Reise von Saraidshik nach Otrar dauerte dagegen nur fünfzig Tage. Von Otrar durch das Siebenstromland bis Almalik im Ili-Tal brauchte man, wenn man mit Packeseln reiste, fünfundvierzig Tage, und von Almalik waren es mit Packeseln noch einmal siebenzig Tage durch die Dsungarei bis Kan-tschou (heute Tschang-yeh) im Kansu-Korridor, wo die Kaufleute schließlich immer noch mindestens fünfundvierzig Tage zu Pferde bis Hang-tschou (Marco Polos Quinsai) und weitere dreißig Tage bis Khanbalik (Peking) vor sich hatten. Das war eine Reise von mindestens neun Monaten, obwohl Pegolotti ihre Dauer in seiner Zeittafel auf ein Minimum beschränkt und die Verzögerungen nicht berücksichtigt zu haben scheint, die den meisten Reisenden begegnet sein müssen. Zur Mandschu-Zeit rechnete man für eine Karawane von Peking nach Urumtschi in Sinkiang acht bis zwölf Monate.⁷

Viel mehr als gelegentliche Kriegseinwirkungen machten die regelmäßigen Handelsbeziehungen die Randkulturen mit den Völkern Innerasiens bekannt. Innerasien ist ein Gebiet, das so lange dem Ein- und Ausströmen der Rassen ausgesetzt war, daß es rassische und sprachliche Formen von größter Unterschiedlichkeit hervorbringen mußte, obgleich im allgemeinen die türkischen Völker und Sprachen ihre Vorgänger verdrängten. Sogar die mongolischen Eroberungen des 13. Jahrhunderts vermochten diese Entwicklung kaum zu beeinflussen, wenn auch später die türkischen Stammesaristokratien mit dem gleichen Stolz wie ihre mongolischen Vettern behaupteten, von Tschingis Khan oder seinen Paladinen abzustammen.

Es besteht kaum Zweifel darüber, daß Zentralasien mit Ausnahme der Oasen immer ein Gebiet von geringer Bevölkerungsdichte gewesen ist. Dies rührt teils von den klimatischen Bedingungen, der vorherrschenden Trockenheit und dem Mangel an Niederschlägen, her, teils aber auch von den Erfordernissen des Hirtennomadismus, der anstelle der für den durch Bewässerungssysteme geprägten Ackerbau erforderlichen menschlichen Arbeitskraft große Weideflächen erfordert. Die extensive Weidewirtschaft Zentralasiens stand in völligem Gegensatz zu der intensiven Ackerbaukultur Nordchinas. Möglicherweise hatte auch, wie verschiedentlich vermutet wurde, die extreme Kälte (z.B. im tibetischen Hochland) und das ständige Leben im Sattel eine Verminderung der sexuellen Potenz zur Folge.⁸

Usbekenüber 6 Mill. mohamm. Türken

Uiguren ca. 4 Mill. mohamm. Türken

Dunganen ca. 4 Mill. 10. mohamm. Chinesen

Kasachenweniger
 als 4 Mill. mohamm. Türken
 Mongolen ca. 3 Mill. 11 Buddhisten
 Tibeterweniger
 als 3 Mill. Buddhisten
 Tadschiken 11 1/2 Mill. 12 mohamm. Iranier
 Turkmenen 11 1/2 Mill. mohamm. Türken
 Kirgisen 1 Mill. mohamm. Türken
 Karakalpakkenweniger
 als 200 000 mohamm. Türken

Die Demographie Zentralasiens wird so lange unklar bleiben, wie ein Großteil des verfügbaren Quellenmaterials noch umstritten ist. Die folgende Tabelle kann deshalb nicht mehr als ein grobes Gerüst sein, das auf den gegenwärtigen Verhältnissen basiert.⁹ Sie berücksichtigt nicht die chinesischen und slawischen Siedler und die unbedeutenden Minderheiten. Vor der Industrialisierung und der Erfindung der motorisierten Transportmittel, von denen vor 1900 nur wenige in Zentralasien zu finden waren, hatten sich bei diesen Völkern zwei hochspezialisierte, in ihrer Art unterschiedliche und in gewisser Hinsicht sogar antagonistische Lebensformen entwickelt. An Flüssen, wie dem Serawschan und dem Tarim, oder in Oasen wie Merw oder Chiwa, wo komplizierte Bewässerungsanlagen möglich waren, blühte ein intensiver Ackerbau, der in der Wüste oder Steppe kleine bebaute Inseln bildete. Obwohl isoliert, waren sie dennoch in den Dingen des täglichen Bedarfs relativ unabhängig. Hier entstanden städtische Mittelpunkte, die für den transkontinentalen Karawanenhandel von wesentlicher Bedeutung waren. Doch entwickelten sie alle zu schnell eine »Oasenmentalität«, die von intellektueller Sterilität geprägt war. Obwohl sie häufig als Zentren der Herstellung und Verteilung lokaler Erzeugnisse große Bedeutung besaßen, erwies sich ihre Kultur gewöhnlich als Ableger der Kulturen Chinas oder des Iran, des Buddhismus oder des Islam, wobei der Einfluß des letzteren wahrscheinlich der dynamischere war. Die Städte von Mawarannahr und Kaschgarien waren Töchter des mohammedanischen Iran. Wer von Nischapur oder Herat nach Buchara oder Kaschgar reiste, fand hier die gleichen Lebensformen und Denksysteme vor wie dort.

Die zweite und vielleicht typischere Lebensform in Zentralasien war die des Steppennomaden. Der Hirtennomadismus ist eine der spezialisiertesten Formen wirtschaftlicher Aktivität, eine Form, die es dem Menschen ermöglicht, ohne Kultivierungsarbeiten und sogar ohne festen Wohnsitz auszukommen, und zwar auf Grund seines Besitzes an Vieh, an Rentieren, Pferden, Kamelen, Schafen, Rindern, Yaks usw.¹³ Von diesen Tieren verschafft er sich Nahrung, Kleidung, Obdach, Brennmaterial und Transportmittel und dazu noch einen Überschuß, den er mit seinen seßhaften Nachbarn gegen jene Güter tauschen kann, die das Nomadenleben ihm nicht bietet, z.B. Getreide und Metallwaren. Auf diese Weise

erhält sich der Nomade praktisch selbst. Darüber hinaus ist er durch seine Art der Lebensführung so beweglich, daß er in Kriegszeiten gegenüber den Nichtnomaden einen entscheidenden Vorteil besitzt, ganz besonders wenn er Pferdezüchter und Jäger ist. Denn diese Arten der Betätigung bedingen eine Geschicklichkeit in der Reitkunst und im Bogenschießen, wie sie Bauern, die für kurze Feldzüge angeworben werden, niemals ohne längere Übung gewinnen können. Dennoch ist der Nomade völlig von seinen Tieren abhängig. Ohne seine Herden verhungert er, und dieser Umstand schränkt seine Bewegungsmöglichkeiten insofern ein, als er seine Tiere nicht dorthin bringen darf, wo nicht genügend Wasser oder Weideland vorhanden ist. Obwohl er selbst auf Raubzügen oder auf der Flucht vor Verfolgern unter härtesten Bedingungen zu leben und bis tief in die unwirtlichen Wüsten vorzudringen vermag, so kann er ohne ernsthafte Verluste von seinen Herden nicht das gleiche verlangen. Darum ist auch der Nomade in seiner Beweglichkeit, die im Vergleich zur Unbeweglichkeit der Bauern augenfällig ist, durch das Terrain und die Entfernungen, die seine Tiere überwinden können ohne zu sterben, eingeschränkt, ausgenommen vielleicht in Krisenzeiten. Er wird ihre Kräfte sicher nicht mehr als unbedingt notwendig erproben. Die Vorstellung von Nomadenhorden, die, begleitet von unzählbaren und scheinbar unermüdlichen Herden, durch Asien stürmen, ist eine malerische Übertreibung der physischen Möglichkeiten des Hirtenlebens. In Wirklichkeit sind die Wanderungen der Nomaden oft sehr kurz. Manchmal sind sie als Folge starker Klimaveränderungen innerhalb eines kleinen Gebietes eher eine Bewegung in der Vertikalen als in der Horizontalen. So ziehen beispielsweise die Kirgisen des T'ien-schan zur Überwinterung in geschützte Täler, die nur einige Kilometer von ihren Sommerweiden entfernt sind.

Die nomadische Lebensweise ist von Gebiet zu Gebiet verschieden, so wie sie sich auch von Jahrhundert zu Jahrhundert geändert hat. So darf man z.B. aus Materialien über die Kasachen oder auch über die Mongolen des 18. oder 19. Jahrhunderts keine Rückschlüsse auf die mongolische Gesellschaftsstruktur zur Zeit Tschingis Khans ziehen. Teilweise durch Faktoren geprägt, die sich auf die Gesellschaftsformen sesshafter Kulturen nicht anwenden lassen, ist die Geschichte des zentralasiatischen Nomadismus durch ständige Bewegung und Umbildung gekennzeichnet. Sie spiegelt nicht nur die inneren Spannungen des Nomadenlebens wider, sondern auch die Beziehungen der Nomadenwelt zu den Völkern an ihrer Peripherie. Trotzdem besitzt das Leben des Hirtennomaden einige Aspekte, die für die Mehrheit der zentralasiatischen Nomaden zutreffen. Der Nomade wird in eine Familie hineingeboren, die, besonders in der Vergangenheit, selbst wieder ein Bestandteil mehrerer anderer Einheiten ist: Unterclan, Clan, Stamm, Stammeskonföderation. In seinem Verhältnis zu diesen Einheiten, als deren Mitglied er geboren ist, findet der Nomade seinen Platz in der Gesellschaft viel leichter, als er es als Individuum im modernen europäischen Sinn könnte. Er ist daher von Geburt an einem komplizierten System von

Familien-, Clan- und Stammesverpflichtungen gegenübergestellt. Auf jeder Entwicklungsstufe der nomadischen Gesellschaftsordnung ist die Führerschaft von entscheidender Bedeutung. Ohne sie können die Herden nicht geschützt, die Weiden und Brunnen nicht verteidigt, aggressive Nachbarn nicht zurückgeschlagen und Raubzüge nicht unternommen werden. Mit Ausnahme der Kirgisen haben deshalb die zentralasiatischen Nomaden stets dazu geneigt, im Unterschied zu den Nomaden in einigen anderen Teilen der Welt aristokratische Institutionen zu fördern, so daß sich sogar ein ausgeprägter Steppenfeudalismus herausbilden konnte. Die nomadische Führerschaft gründet sich immer auf eine ganze Reihe von Umständen: Persönlichkeit, körperliche Tüchtigkeit, vornehme Abstammung, Reichtum an Vieh, Zahl der Gefolgsleute, Stammesloyalität usw. Nach dem 13. Jahrhundert war es für einen Führer fast immer eine Vorbedingung, daß in seinen Adern das Blut Tschingis Khans floß. Selbst der mächtige Timur empfand es als notwendig, sich durch Heirat mit den Tschingiskhaniden zu verbinden, und bei den chinesischen Randvölkern nahm der Fürstentitel khungtaidschi die Bedeutung von »Nachkomme Tschingis Khans« an.

Das Nomadenleben erfordert eine kräftigere Konstitution, als sie der sesshafte Oasenbewohner nötig hat. Desgleichen verlangt es unabhängigere Charaktere, die imstande sind, in Notzeiten schnelle Entscheidungen zu fällen und die Initiative zu ergreifen. Während der unaufhörlichen Kämpfe um die Weiden, in den Kriegen zwischen den Stämmen und bei den unbarmherzigen Blutfehden erwirbt sich der Nomade aggressive Instinkte, die ihn, gepaart mit dem Verlangen nach den Produkten des sesshaften Lebens, veranlassen, raubend über seine schwächeren Nachbarn herzufallen. Diese räuberischen Gewohnheiten und die Zerstörungswut, die sie begleitet, verschafften dem Nomaden in der Vergangenheit den Ruf angeborener Grausamkeit. Doch wenn er auch rücksichtslos tötete, verübte er nur selten die raffinierten Grausamkeiten des kaiserlichen China oder Byzanz. Immer behandelte er die sesshafte Oasenbevölkerung mit Geringschätzung. Obwohl die Mongolen im Verlauf ihrer Geschichte stets nach dem Gold und Silber, der Seide und dem Getreide Chinas trachteten und zeitweise sogar um chinesischer Frauen und Titel willen als Söldner dienten, haben sie doch immer die Chinesen verachtet, ebenso wie in Mawarannahr die nomadischen Turkmenen und Kasachen stets die Bauern und Stadtbewohner, gleich ob Tadschiken oder sesshafte Usbeken, verachtet haben. Der Historiker, welcher im Hirtennomadismus eine niedrigere Beschäftigungsart sieht als in der Landwirtschaft, wird beim Studium der zentralasiatischen Geschichte wahrscheinlich auf einen falschen Weg geraten; denn vermutlich wird er es versäumen, das gewaltige Ansehen zu würdigen, das der Nomade auf Grund seines überlegenen militärischen Könnens bei den Oasenbewohnern zu allen Zeiten genossen hat. Während es im allgemeinen zutrifft, daß öfter Nomaden zu Ackerbauern geworden sind, als Ackerbauern zu Nomaden (selbst wenn man ein Element des Zwangs in Betracht zieht, wie z.B. im Falle der

Reduzierung der Weidewirtschaft im 20. Jahrhundert in der Inneren Mongolei), so hat es doch auch überraschende Beispiele dafür gegeben, daß sesshafte Bauern sich für das aristokratischere Leben im Sattel entschieden haben.¹⁴

Anders als beim Oasenbewohner, dessen Isolierung oft zu Fanatismus führte, war die Einstellung des Nomaden orthodoxen Religionen gegenüber viel freier. Vor dem Auftreten des Islam und des Buddhismus verband der Nomade Ehrfurcht vor den Schöpfungen der Natur, die er sich als von Geistern beherrscht vorstellte, also vor dem Wind, der Erde und dem Wasser, den Gipfeln der Berge, den Bäumen der Wälder, dem heftigen Sturm, der die Einsamkeit der Steppen nur noch furchterregender machte, vor dem Himmel, der sich endlos bis über einen unbekannten Horizont hinaus erstreckte, mit der Scheu vor den übernatürlichen Kräften der Schamanen, die sich mit den toten Vorfahren in Verbindung zu setzen vermochten und als Vermittler mit der Geisterwelt fungierten. Nur dadurch, daß er die Methoden der Schamanen übernahm, konnte der mohammedanische Derwisch oder der buddhistische Lama Macht über den Geist des Nomaden gewinnen. Trotzdem wurden die zentralasiatischen Nomaden, die doch zu Beginn des 20. Jahrhunderts in ihrer Mehrzahl Mohammedaner waren, vom Islam nur oberflächlich berührt. Dies gilt besonders für die Kasachen und Kirgisen, die vom Zentrum der islamischen Welt weit entfernt lebten. Der Nomade ignorierte die Vorschriften des Korans. Er aß verdorbenes Fleisch, trank seinen Kumys (ein alkoholisches Getränk aus gegorener Stutenmilch) und manchmal sogar Blut.

Die sexuelle Laxheit der zentralasiatischen Nomaden, die sich bis zur Promiskuität steigern konnte, stand in auffallendem Gegensatz zu den sexuellen Gewohnheiten in Arabien und den älteren islamischen Ländern. Dort lebten Männer und Frauen streng getrennt. Die weibliche Unberührtheit war sakrosankt, und ihr Verlust wurde, ebenso wie der Ehebruch, mit dem Tod bestraft. Selbst bei den zentralasiatischen Nomaden, die Mohammedaner waren, verkehrten die Geschlechter verhältnismäßig frei miteinander. Man kannte den gemischten Tanz bei festlichen Anlässen, und Männer und Frauen spielten in ungezwungener Unterhaltung oft auf sexuelle Dinge an. Weder der Verlust der vorehelichen Jungfräulichkeit noch die weibliche Untreue nach der Heirat zogen die volle Härte des islamischen Gesetzes nach sich. Hier wirkte die Rolle nach, welche die Frau in der Nomadengesellschaft Zentralasiens gespielt hatte und die sich von der Rolle der Frau in der sesshaften Gesellschaft stark unterschied. Der Nomadenfrau kommt in der Weidewirtschaft eine besondere Bedeutung zu. Sie versorgt nicht nur den Haushalt und webt, sondern hilft auch bei der Viehzucht, besonders während der Gebär- und Scherzeiten. Sie melkt die Tiere, entwöhnt die Jungen, hütet das Vieh und verwendet es zur Arbeit, wenn die Männer nicht zu Hause sind. Sie ist notwendigerweise im Reiten ebenso gewandt wie ihr Mann und geht diesem zur Hand, wenn die Herden unterwegs sind. Die Stellung der Frau ist daher viel diskutiert worden. So wurde z.B. hervorgehoben, daß in der Vergangenheit ihr Leben eine ständige Schinderei gewesen sei. Sie

habe nur wenig Rechte besessen und sei fast immer vom *qaly*m (Brautpreis) abhängig gewesen. Andere haben dagegen ihre Freiheit mit dem zurückgezogenen Leben und den verschleierte Gesichtern der Frauen des Mittleren Ostens verglichen, deren relativ passive Rolle in der Geschichte des Islam, sogar bei den herrschenden Klassen, in auffälligem Gegensatz zu der Macht und dem Einfluß stand, den die Frauen, Witwen und Schwestern der Tschingiskhaniden ausgeübt haben, von denen einige in Krisenzeiten über ganze Reiche herrschten oder sich, wie Timurs Schwiegertochter Gauhar Schad, in die politischen Konflikte ihrer Zeit einmischten.

Das Nomadenleben ist in der Regel eintönig und bietet nur wenig Spielraum für künstlerischen Ausdruck. Die schöpferischen Fähigkeiten des Nomaden sind auf einen engen Kreis von Betätigungsmöglichkeiten beschränkt, auf die Herstellung von Teppichen und groben Wolldecken, von Satteltaschen und einfachem Zeltmobiliar. Hierbei vermag er allerdings ein sehr feines Empfinden für Farbe und Form zu entfalten. Da die meisten Nomadenvölker keine Schrift besaßen (die mongolischen und tibetischen Nomaden waren während der lamaistischen Periode bis zu einem gewissen Grad Ausnahmen), ist die nomadische Literatur notwendigerweise nur mündlich überliefert worden. Sie besteht aus Dichtung und Legenden, deren Themenkreis die Heldentaten der Ahnen und die Stammesüberlieferungen bilden. Die stolzesten Besitztümer der Führer und der reicheren Familien waren in vergangenen Zeiten die Luxusgüter, die sie von den Oasenbewohnern oder von den Randvölkern erworben hatten, oft durch Kriege, aber gewöhnlich durch den Handel. Die Geschichte des Handels in Zentralasien muß erst noch geschrieben werden, aber ihre Grundzüge sind ziemlich klar. Die Nomadenherrscher schützten den Handel, weil sie in ihm eine ständige Einnahmequelle sahen: Sie plünderten die Karawanen nicht, sondern besteuerten sie und verschafften sich dadurch regelmäßige Einnahmen, die sie für den Kauf von Waffen und anderen lebensnotwendigen Gütern, aber auch von begehrten Luxuswaren verwendeten. Als Gegenleistung verpflichteten sie sich, die Waren, die durch ihre Gebiete transportiert wurden, zu schützen. Dadurch verschafften sie ihren Gefolgsleuten zusätzliche Beschäftigungsmöglichkeiten als Karawanenwachen und Wegführer.

Die Nomaden selbst versorgten ihre Nachbarn mit einer ganzen Reihe von nützlichen Waren: mit Pferden und Rindern, Fellen, Filz, Wolle, Haar, Sklaven (wie etwa die Türken, die die Mamelucken-Armeen des mittelalterlichen Bagdad, Kairo und Delhi belieferten), Jagdadlern und Jagdfalken, aber auch mit Produkten aus dem hohen Norden: mit Pelzen, Eisen, Bernstein, Walroß- und Mammutelfenbein. Als Gegengabe erhielten sie Getreide, Waffen, Haushaltsgegenstände, Pferdegeschirre und andere Gebrauchsgüter, desgleichen Luxuswaren für die Stammesführer und (zur Mandschu-Zeit) für die buddhistischen Klöster, z.B. Seidenstoffe, Edelmetalle und Juwelen, sorgfältig gearbeitete Waffen, Rüstungen und Sättel und natürlich Tee. Vor dem Auftreten der Russen im 18. und 19. Jahrhundert waren die kommerziell und kulturell

wichtigsten Nachbarn der Nomaden die Chinesen und die Iranier. Die chinesischen Beziehungen zu den Nomaden bewegten sich zwischen einer durch Strafexpeditionen unterstützten aktiven Diplomatie und einer größtenteils passiven Verteidigungspolitik, die sich auf ein System von mit Wachtürmen versehenen Mauern gründete, zu denen z.B. der kunstvolle Limes gehörte, den Stein im Kansu-Korridor freigelegt hat. Der Iran war trotz des Limes östlich vom Kaspischen Meer kaum um eine geschlossene Grenze bemüht, vielleicht weil das Gebiet zwischen Amu- darja und Syrdarja mit seiner Mischbevölkerung von Nomaden und Oasenbewohnern als eine Art Puffer wirkte. Als Folge hiervon wurde der Iran immer wieder durch neue Wellen von Nomaden oder Halbnomaden erobert. Die Angreifer nahmen aber oft bereits bei ihrem Eindringen in Mawarannahr oberflächlich die iranische und islamische Kultur an und schwächten so die Wucht ihres Erscheinens im eigentlichen Iran ab. Im großen und ganzen vermochte China auf Grund seiner stets bewußten Grenzpolitik, gleich ob sie, der jeweiligen Periode entsprechend, aggressiv oder defensiv war, ein positiveres Verhältnis zu seinen nomadischen Nachbarn einzunehmen als der Iran. Dieses Verhältnis ist oft so charakterisiert worden, daß sich in einer Stammeszone außerhalb der Großen Mauer ständig Nomaden aufhielten, die wie Raubvögel so lange warteten, bis sie irgendein Zeichen von Schwäche innerhalb Chinas oder ein mächtiger Anstoß unter den Stämmen selbst, z.B. das Auftreten eines Führers, der imstande war, sie zu einer Konföderation zusammenzuschließen, in Aktion versetzte. Eine solche Verallgemeinerung ist zwar nicht völlig falsch, doch muß sie insofern modifiziert werden, als während langer Perioden die Beziehungen zwischen China und den Grenzstämmen relativ dauerhaft und wechselseitig fruchtbar waren. Es sei hier daran erinnert, daß sich das Wirtschaftssystem Nordchinas und das der Nomaden ergänzten: Die Chinesen benötigten die Zugtiere, die Häute und die Wolle der Nomaden fast ebenso sehr wie diese das Getreide und die Metallwaren der Chinesen.

Bis zum Aufkommen der Artillerie waren die Nomaden im Kampf mit ihren Nachbarn fast immer siegreich, wenn es ihnen ihre geringe Anzahl auch nur selten gestattete, ihren Vorteil voll auszunutzen. Während ein längerer Krieg das Leben der sesshaften Bevölkerung aus seiner Bahn warf, schadete er einer Weidewirtschaft weit weniger. Die Nomaden konnten deshalb einen Zermürbungskrieg viel besser aushalten als Armeen von Bauern, die nur darauf warteten, zu ihren Feldern zurückkehren zu können. Die militärische Überlegenheit der zentralasiatischen Nomaden lag darin begründet, daß sie die Beweglichkeit des erfahrenen Reiters mit der Geschicklichkeit im Gebrauch des Bogens verbanden. Dies machte den berittenen Schützen, der oft über seine Schulter zurückschoß, fast unüberwindlich. Wenn zu dieser Kombination, wie zur Zeit Tschingis Khans, auch noch Disziplin kam, endeten der vorgetäuschte Rückzug und der auf ihn folgende Hinterhalt kaum jemals mit einem Mißerfolg.

Die nützlichsten Waffen für den Krieg in der Steppe waren der Bogen und die lange Lanze, die manchmal einen Haken besaß, mit welchem man seinen Gegner aus dem Sattel hob. Dazu kamen Kriegsbeil oder Keule, Schwert oder Krummsäbel, Lasso und Dolch. Eine Waffe, die vielleicht in der Steppe erfunden worden ist und ursprünglich von Reitern zum Angriff auf die chinesische Infanterie benutzt wurde, war eine Art Flegel, der aus einer Holzkeule bestand. An ihr war eine Kette befestigt, die in einem Holzstück endete und ihrerseits ebenfalls wieder mit Eisen befestigt war. Dieser Flegel wurde später von den Chinesen übernommen und bis zur Regierung K'ien-lungs (1736–1796)¹⁵ benutzt.

Der Gebrauch von Rüstungen muß in Zentralasien bis auf sehr frühe Zeiten zurückgehen. Als Material dienten wahrscheinlich zunächst Felle, die auf verschiedene Weise behandelt wurden. Eine Beschreibung hiervon verdanken wir Wilhelm von Rubruck, einem Reisenden des 13. Jahrhunderts. Der Besitz von Rüstungen, die stärker, kunstvoller und kostbarer als Lederrüstungen waren, z.B. von Ketten-, Ring- oder Schuppenpanzern, bedeutete Wohlhabenheit und hohen Rang. Während der ganzen islamischen Zeit waren die Städte von Iran und Mawarannahr Zentren der Herstellung von Rüstungen, selbst für so weit entfernte Völker wie die Tibeter, die noch zur Zeit der Younghusband-Expedition im Jahr 1904 Rüstungen trugen. Rüstungen, besonders Plattenrüstungen, verminderten die Beweglichkeit in sehr hohem Maß, wenn sie von Pferd und Reiter getragen wurden. Als Beispiel seien die Timuriden des 15. und frühen 16. Jahrhunderts genannt, deren schwere Kettenpanzer sich im Kampf gegen die leichter bewaffneten Usbeken als Nachteil erwiesen. Doch scheinen die Rüstungen ein Zeichen für die Weiterentwicklung der Zivilisation gewesen zu sein.

Die Artillerie kam in Zentralasien im 16. Jahrhundert auf. In dem gleichen Augenblick, als sie in das Kriegsarsenal Rußlands und Chinas aufgenommen wurde, endete die frühere militärische Überlegenheit der Nomaden und damit die Rolle Zentralasiens als dynamisches Element in der Weltgeschichte.

1. Die Achämeniden und die Makedonen: Beständigkeit und Wechsel

Als im 7. Jahrhundert v. Chr. auch in den Steppen östlich des Kaspischen Meers die Geschichte begann, war in ihnen bereits eine große nomadische Wanderung im Gang. Die mächtige Stammeskonföderation der Massageten hatte jene Völker, die später unter dem Namen Skythen berühmt wurden, über die Wolga nach Westen getrieben. Als die Skythen bis zur Ukraine gekommen waren, verdrängten sie ihrerseits die dort einheimischen Kimmerer und trieben sie in einer wilden Verfolgungsjagd nach Anatolien. Die siegreichen Skythen drangen bis in die Gegend des Urmia-Sees vor, stießen dort mit Kyaxares, dem medischen Herrscher des Iran, zusammen und schlugen ihn. Auf diese Weise gelang es ihnen, unter ihrem Fürsten Madyes, dem Sohn des Prothothyes, achtundzwanzig

Jahre lang die Oberherrschaft über Asien auszuüben. Erst nachdem ihre Führer auf Betreiben des Kyaxares bei einem Bankett niedergemetzelt worden waren – so lautet jedenfalls die Überlieferung –, konnten die überlebenden Skythen aus Asien in die Ukraine zurückgetrieben werden. Der medische König, der durch diesen Erfolg seine Flanke gesichert hatte, war nunmehr in der Lage, sich nach Süden zu wenden und seinen Angriff auf Ninive vorzubereiten. 612 v. Chr. kam es dann zur Plünderung der Hauptstadt und zur Vernichtung des assyrischen Reichs und seiner Kultur.



© Abb. 4: Der Iran und das südwestliche Zentralasien zur Achämeniden- und Partherzeit

Die Kommentatoren haben viel Mühe darauf verwendet, diesen Bericht Herodots zu erklären.¹ Eine andere Tradition, die allerdings wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, behauptet, daß es die Issedonen und nicht die Massageten waren, die die Skythen aus Zentralasien vertrieben haben. All die verschiedenen legendären Details vermögen jedoch kaum den Zauber des Berichtes zu beeinträchtigen, den uns der antike Historiker über die Steppenvölker hinterlassen hat. östlich der Berge – es können sowohl der Pamir als auch der Ural gemeint sein – lebten die Agrippäer², eine Rasse mit kahlem Kopf, platter Nase und großem Kinn, die sich vom Saft wilder Kirschen ernährte. Ihre religiöse Heiligkeit schützte sie vor Angriffen und machte es ihnen möglich,

in die Streitigkeiten ihrer Nachbarn schlichtend einzugreifen. Weiter östlich wohnten die Issedonen, die man wohl richtig mit den aus den chinesischen Quellen bekannten Wu-sun identifiziert hat.³ Herodots Bericht über die Ausübung von zeremoniellem Kannibalismus bei diesem Volk scheint durch Funde in den Grabhügeln von Pasyryk bestätigt zu werden. Weiter östlich, noch hinter den Issedonen, lag die Heimat der »einäugigen« Arimaspen.

Nicht alle der genannten Völker können leicht identifiziert werden, weder nach den chinesischen oder altpersischen Quellen noch durch archäologische Funde. Ein weiterer Anhaltspunkt für ihre Lokalisierung ist die in einem anderen Zusammenhang gemachte Angabe, daß die Heimat der Massageten »gegenüber« der der Issedonen gelegen habe.⁴ Die letzteren scheinen immer wieder zum Altai gezogen zu sein. Aus späteren Berichten geht hervor, daß die Steppe nördlich des Jaxartes (Syr-darja) als das Wohngebiet der Massageten angesehen wurde, weil sie hier zur Zeit Kyros' des Großen von Persien (559–530 v. Chr.) wieder auftauchten.

550 v. Chr. hatte Kyros das Mederreich besiegt und die persische Herrschaft von Iran ostwärts nach Zentralasien ausgebreitet. Die Geschichte seiner Eroberungen ist nicht in allen Einzelheiten bekannt. Ein am Fluß Hilmenid wohnender Stamm wurde jedenfalls zu den Wohltätern des Königs gerechnet, weil er sich um die Versorgung seiner Armee verdient gemacht hatte.⁵ Von Kyros wird berichtet, er habe die Stadt Kapisa, die Hauptstadt des fruchtbaren Koh-i- Daman-Tals nördlich von Kabul, zerstört.⁶ Eine andere Tradition behauptet, daß Kyros eine Armee durch die Wüsten von Gedrosien (Belutschistan) geführt habe. Die Stadt Kyropolis am Jaxartes ist ein Zeugnis seines Wirkens in dieser Gegend.⁷

Die Schicksalswende kam um 530 v. Chr., als Kyros versuchte, seine Macht nach Norden über den Fluß »Araxes«⁸ auszudehnen und die Massageten zu unterwerfen. Tomyris, die Königin der Massageten, duldete es, daß die Perser unbehindert den Fluß überschreiten konnten. Kyros erzielte durch eine Kriegslist einen Erfolg, der allerdings nur von kurzer Dauer war, und nahm Spargapises, den Sohn der Tomyris, gefangen. Dieser aber zog den Tod der Gefangenschaft vor. Daraufhin kam es zu einem erbitterten Kampf zwischen den Hauptkräften der Massageten und den Persern. Die Perser wurden geschlagen und Kyros, der Begründer des Achämenidenreichs, getötet.

Trotzdem scheinen unsere Quellen die Bedeutung dieser Katastrophe zu übertreiben. Kyros' Leichnam wurde nämlich offenbar zurückerobert und in seiner Heimat bei Pasargadaï⁹ beigesetzt. Die Achämenidenherrschaft aber bestand zwischen Jaxartes und Indus weiter. Tatsächlich ist keine der Unruhen den Eindringlingen aus der Steppe zuzuschreiben (wenn wir von einer vagen Erwähnung der Spitzmützen- Saken in der Behistun-Inschrift¹⁰ absehen), sondern internen Auseinandersetzungen innerhalb des Perserreichs. Nach dem Tod von Kyros' Sohn Kambyses und der Erhebung des unrechtmäßigen Thronprätendenten Gaumata, eines Angehörigen der Priesterkaste der Magier,

im Jahr 522 v. Chr. ergriff Dareios der Große (522–486 v. Chr.) mit Unterstützung von sechs Mitverschwörern die Macht. In vielen Teilen des Landes brachen nun Unruhen aus. östlich vom Kaspischen Meer, in Parthien und Hyrkanien, war Hystaspes (altpersisch Vištaspa), der Vater des Dareios, Statthalter. Er wurde von den Bewohnern dieser Provinzen, die einem medischen Rebellen namens Fravartisch ihre Unterstützung zusagten, im Stich gelassen. Es kam zu einer bewaffneten Auseinandersetzung, in der Hystaspes seine Gegner zurückschlagen konnte. Als von Dareios in Raga (Rai) Verstärkungen eingetroffen waren, errang er einen zweiten, entscheidenden Sieg. In Margiana wurde ein Rebell namens Frada von Dadarschi, dem Satrapen von Baktrien, der Dareios ergeben war, besiegt. In Arachosien konnte der Satrap Vivana Parteigänger des persischen Rebellen Vahyasdata nach der Schlacht bei Kapischakani kaltstellen.¹¹ Einige Gelehrte neigen dazu, Hystaspes, den Vater des Dareios und Helden des Aufstands in Parthien, mit jenem Vischtaspa (neupersisch Guschtasp) gleichzusetzen, der als Beschützer des iranischen Propheten Zarathustra gilt. Es ist zwar richtig, daß der Dialekt, in dem die dem Zarathustra zugeschriebenen Schriften des Avesta verfaßt sind, dem Nordosten Persiens zugehört, der der Schauplatz von Hystaspes' Wirken war. Die Identifizierung ist möglicherweise sogar mit dem für Zarathustra angegebenen traditionellen Datum »258 Jahre vor Alexander« vereinbar. Wenn man vom Jahr 311 v. Chr., dem Beginn der Seleukidischen Ära¹², ausgeht, so ergibt sich als Datum des Propheten – worunter wahrscheinlich sein Geburtsjahr zu verstehen ist – das Jahr 569.

Doch in Anbetracht der einander widersprechenden Interpretationen, die die Gelehrten hinsichtlich der Chronologie des Propheten vertreten und die von Henning in seinen Oxforder Vorlesungen¹³ sehr geistreich erörtert worden sind, muß man wohl doch annehmen, daß das Leben des Propheten noch nicht streng historisch faßbar ist.

Wenn es deshalb auch nicht erwiesen ist, ob Zarathustra in die Wirren der zentralasiatischen Provinzen verwickelt war, so steht doch fest, daß diese Unruhen nicht lange andauerten. Die zentralasiatischen Provinzen werden in den altpersischen Inschriften regelmäßig genannt¹⁴, und Herodot (III, 91 ff.) gibt sogar genau die jährlichen Tribute an, die die Provinzen an die persische Schatzkammer zahlten:

Provinz Tribut in

*Talenten*¹⁵

Parthien 300

Areia 300

Choresmien 300

Sogdiana 300

Baktrien (mit Nachbarstämmen) 360

Drangiane 16

(mit den Sagartiern, Thamaniaern,
Utiern und Mykern)600
Gandhara (mit den
Dadikern und Aparytern)170
Sattagydien250
Saken250
Kaspier250

Die Tributzahlungen geben einen Hinweis auf die jeweilige wirtschaftliche Bedeutung der einzelnen Provinzen. Die für die Drangiane (das Seistan-Becken) angegebene Zahl erscheint jedoch zu hoch, obwohl dort die wirtschaftlichen Verhältnisse damals bedeutend besser waren als heute. Die Liste ist nicht ganz klar, da in ihr Arachosien nicht genannt wird – vielleicht war es mit der Drangiane vereinigt – und Paktyike am Oberen Indus irrtümlich neben Armenien erscheint. Seine wirkliche Lage ergibt sich jedoch aus Herodot III, 102. Im großen und ganzen ist die Liste aber sehr aufschlußreich.

Während der Regierungszeit Dareios' I. besaßen die Achämeniden ohne Zweifel die uneingeschränkte Herrschaft in den Provinzen Zentralasiens. Dareios' Inschrift von der Erbauung Susas berichtet, daß für die Arbeiten am Palast Gold aus Baktrien, Lapislazuli und Karneole aus der Sogdiana und Türkise aus Choresmien beschafft wurden. Elfenbein lieferten natürlich in erster Linie Indien und Äthiopien, aber auch die Provinz Arachosien¹⁷. Heute gibt es in in diesem Gebiet, das der Gegend um Kandahar in Afghanistan entspricht, keine Elefanten mehr. Wenn sich aber damals die Provinz Arachosien bis ins Indus-Tal¹⁸ erstreckt haben sollte, so wäre es möglich, daß dort Elefanten gelebt haben. War dies nicht der Fall, so kann es sich nur um Elfenbein aus Indien handeln, das wieder ausgeführt wurde.

Es ist erwiesen, daß das Perserreich über seine östlichen Grenzen Gold eingeführt und nach Westen ausgeführt hat. Silber hingegen kam als Tribut aus den Gebieten der Ägäis und des Balkans und wanderte gewöhnlich nach Osten. Ein Beweis hierfür ist der griechische Silberschatz von Tschaman Huzuri, der etwa 380 v. Chr. in der Nähe von Kabul vergraben und 1933 wiedergefunden worden ist.¹⁹ Derartige Bewegungen von Gold und Silber waren eine natürliche Folge der von den Achämeniden strikt beibehaltenen Doppelwährung.²⁰

Die weitreichendsten wirtschaftlichen Folgen zeitigte die Achämenidenherrschaft in Zentralasien jedoch auf dem Gebiet der Landwirtschaft. Xenophon, der die Perser gut kannte, hebt die aktive Landwirtschaftspolitik der Achämeniden hervor²¹, die ohne Zweifel mit dem Wunsch zusammenhing, die Bodenerträge zu erhöhen. Herodot (III, 117) berichtet eine ziemlich konfuse Anekdote über die Bewässerungsarbeiten in Zentralasien. Es steht fest, daß ein einzelner Damm, und wenn er auch noch so günstig angelegt war, nicht schlagartig die gesamte Wasserversorgung von Choresmien, Hyrkanien, der Drangiane und dem unlokalisierten Thamaniaei

regulieren konnte, wie Herodot allem Anschein nach angenommen hat. Vielleicht hat er Berichte über mehrere technische Anlagen miteinander verschmolzen. Sein zynischer Gewährsmann unterstellt, daß es der Zweck dieses Projekts gewesen sei, durch Drosselung der Wasserversorgung von den Bauern Abgaben zu erpressen. Es ist zwar eine Tatsache, daß Bewässerungsanlagen einer zentralisierten Regierung in Krisenzeiten dazu dienen können, der Landbevölkerung ihren Willen aufzuzwingen, und daß eine Minderheit gelegentlich unter solchen Anlagen zu leiden hat; aber diese Interpretation ist offenkundig böseartig. In Wirklichkeit müssen wir Herodots Bericht als den Widerhall eines großen Plans zur Verbesserung der Lebensmittelversorgung in Zentralasien auffassen.

Es ist daher merkwürdig, daß die sowjetischen Autoren, welche die gewaltigen Bewässerungsanlagen von Choresmien behandeln, dazu neigen, den Beitrag der Achämeniden herabzumindern und den Ursprung dieser Anlagen in das unbekannte frühe 1. Jahrtausend v. Chr. zurückzuverlegen.²²

Allerdings bieten gerade Kanalbauten die meisten Schwierigkeiten bei der Datierung von alten Bauwerken durch archäologische Feldmethoden. Doch die berühmten Beispiele, die Dareios I. bei Suez²³ und Xerxes I. am Berg Athos²⁴ gegeben haben, setzen die Geschicklichkeit der Perser beim Bau solcher Anlagen außer Zweifel. Es wäre nicht verwunderlich, wenn es sich einmal herausstellen sollte, daß die babylonischen Bewässerungsmethoden von den Achämeniden nach Zentralasien gebracht worden sind.

Die berühmten, jetzt *karez* oder *qanat* genannten, persischen unterirdischen Wasserleitungen, die bei fehlendem Oberflächenwasser das Wasser den tiefer gelegenen Kalksteinformationen entnahmen, waren schon in spätassyrischer Zeit weit bekannt.²⁵ Ihre Verbreitung bis in ferne Gegenden wie in die Kyrenaika, die Oase von Kharga in Ägypten²⁶ und das Quetta-Kandahar-Gebiet kann nur unter den Achämeniden möglich gewesen sein. Bemerkenswert ist auch die Verbreitung exotischer Nahrungspflanzen. Unser Informant sagt nichts darüber, welche Bäume Kyros der Jüngere in dem Garten pflanzte, den er eigenhändig bearbeitete, als er zwischen 406 und 400 v. Chr. Satrap in Sardes war.²⁷

Dareios der Große war, wie eine griechische Inschrift von Magnesia berichtet²⁸, ebenfalls sehr an der Verbreitung von Nahrungspflanzen interessiert. Ihre Namen werden jedoch wieder nicht genannt. Man denkt jedoch sofort an den Pfirsich (*Persicum*) und die Aprikose (*Armeniacum*). Obgleich sie im Westen erst von Columella, also im 1. Jahrhundert n. Chr., erwähnt werden und die Verwendung der Namen *Persicum* und *Medicum* bei Theophrast²⁹ durchaus nicht klar ist, kann es doch sein, daß diese Bäume schon unter Dareios den ersten Abschnitt ihrer langen Reise von China nach Europa zurückgelegt hatten.³⁰ Die Ansicht, daß die Achämeniden direkte oder vielleicht auch nur indirekte Beziehungen zu China unterhielten, wird stark durch die Tatsache gestützt, daß die Perser in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. über Seide

verfügten.³¹ Auf jeden Fall ist dieser Stoff Ende des 4. Jahrhunderts von Aristoteles ganz eindeutig beschrieben worden.³²

Auch indische Produkte waren im Westen bekannt. Reis, eine bisher unbekannte Pflanze, fanden die Truppen Alexanders in der Susiana, in Babylonien und in Teilen Syriens angebaut.³³ Wahrscheinlich ist er dort durch die Achämeniden eingeführt worden. Wie es sich mit dem Rohrzucker und der Orange – *Medicum* ist allerdings in Wirklichkeit vielleicht die Bezeichnung für Zitrone – verhält, ist bis heute noch nicht ganz geklärt. Aber auch diese beiden Früchte dürften unter den Achämeniden von Indien nach Iran gekommen sein.

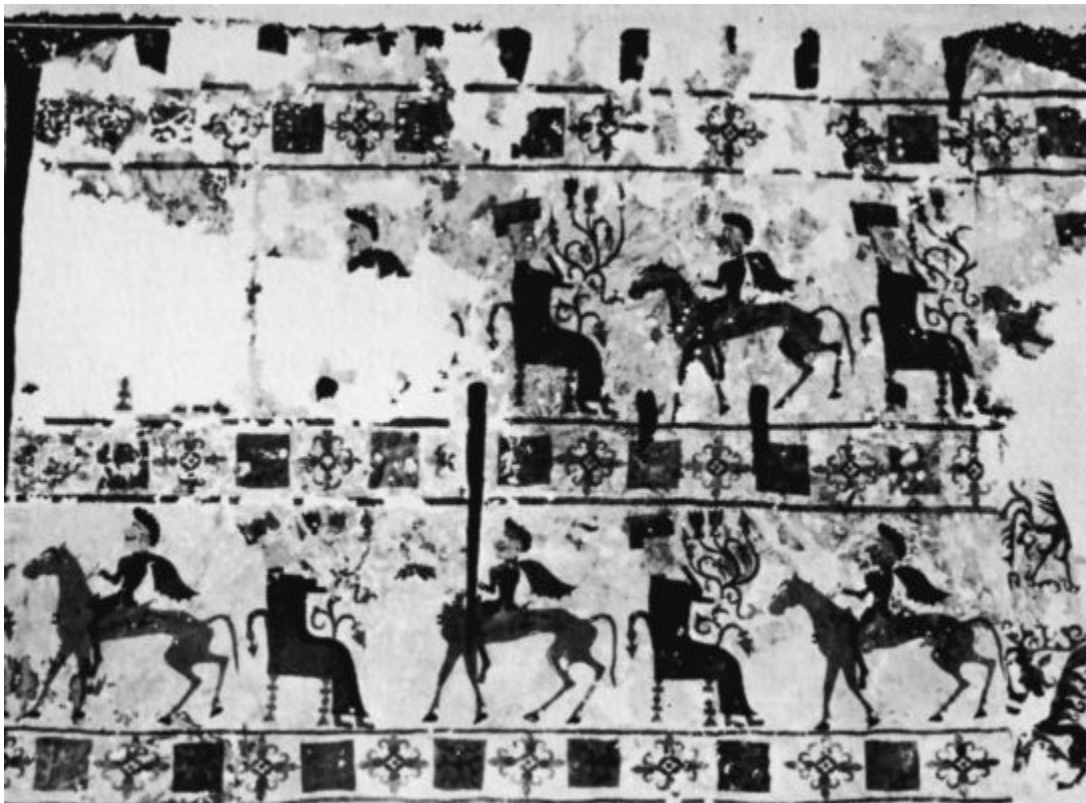
Daß die zentralasiatischen Provinzen den Persern während der Regierungszeit des Xerxes (486–465 v. Chr.) ergeben waren, geht aus der Beteiligung ihrer Truppen an der Invasion in Griechenland im Jahr 480 v. Chr. hervor. Die Baktrer und die amyrgischen Saken (altpersisch *Saka Haumavarga*) standen unter dem Oberbefehl des Hystapes, eines Sohnes des Königs Dareios und der Königin Atossa. Die Areier wurden von Sisamnes, dem Sohn des Hydarnes, befehligt, die Parther und Choresmier von Artabazos, dem Sohn des Pharnakes, und die Sogder von Azanes, dem Sohn des Artaios. Die Gandharer folgten dem Artyphios und die Kaspier dem Ariomardos, zwei Söhnen des Artabanos. Pherendates, der Sohn des Megabazos, befehligte die Männer der Drangiane, und Artayntes, der Sohn des Ithamitres, die Paktyer.³⁴ Alle diese Heerführer waren Angehörige des persischen Hochadels. Viele von ihnen müssen schon in Friedenszeiten bei den unterworfenen Völkern, die sie nun in den Krieg führten, hohe Ämter bekleidet haben.



© Abb. 5: »Spitzmützen«-Saken in einer achämenidischen Tributprozession. Östliches Treppenhaus des Apadana in Persepolis, um 485 v. Chr.

Über die Nomadenstämme, die jenseits der Nordgrenze des Achämenidenreichs lebten, berichten die Quellen weit weniger. Die Massageten

z.B., denen die griechischen Schriftsteller einen so hervorragenden Platz einräumen, werden in den altpersischen Inschriften niemals ausdrücklich erwähnt. Es ist möglich, daß sich diese Konföderation zwar ihre Unabhängigkeit bewahrt hatte, jedoch einige der ihr angehörenden Stämme, unter ihnen die Saken, mit den Achämeniden in Beziehung traten. So erwähnen die Inschriften sowohl die *Saka Tigrakhauda*-»Spitzmützen-Saken« – sie sind in den Skulpturen von Persepolis lebendig dargestellt (Abb. 5) – als auch die *Saka Haumavarga*, die »Amyrgianer« Herodots. Der Hieroglyphentext von Dareios' Suez-Inschrift bezeichnet die ersteren als »Sumpf-Saken« – damit sind vermutlich die Saken von den Ufern des Aral-Sees gemeint – und die letzteren als »Flachland-Saken«.35 In der nachachämenidischen Zeit sollten dann noch die Sakarauken (*Saka rawaka*) eine bedeutende Rolle spielen. Die Spärlichkeit der literarischen Zeugnisse erhöht den Wert der sowjetischen Funde von Pasyryk im Altai, die einen kleinen Einblick in die Verhältnisse bei den Stämmen jenseits der Grenzen des Achämenidenreichs erlauben. Die Funde zeigen, daß die Nomadenhäuptlinge ein luxuriöses Leben führten und Handelsbeziehungen zu so weit entfernten Ländern wie dem Iran und China unterhielten.36



© Abb. 6: Pfeiler-Teppich im achämenidischen Stil aus Pasyryk im Altai. 4. Jh. v. Chr. Staatliche Eremitage, Leningrad.

Einer der fürstlichen Grabhügel von Pasyryk kann bis ins 5. Jahrhundert v. Chr. zurückdatiert werden. Dank der Eisschichten, die sich in den Grabgewölben gebildet haben, sind verschiedene alte Textilien in ausgezeichnetem Zustand erhalten geblieben. Zu diesen gehört der älteste Pfeiler-Teppich der Welt. Seine Mitte zeigt ein quadratisches Feld, das mit Rosetten verziert ist; an den Seiten sind dekorative Bordüren mit Reihen von Elchen, Reitern und Greifen (Abb. 6). Sie erinnern, wie auch ein anderer Stoff mit einer Bordüre von laufenden Löwen, sehr stark an die Kunst der Achämeniden. Es ist deshalb möglich, daß beide aus dem Iran eingeführt worden sind. Unter den Funden sind auch Stücke einheimischen Filzes, die mit der ganzen Kraft des sibirischen »Tierstils« dargestellte Tierkämpfe zeigen. Ein Wandteppich mit einer exotischen Darstellung von fliegenden Kranichen ist vielleicht eines der ältesten Beispiele chinesischer Webkunst.

Der schützenden Eishülle verdanken wir auch den wohlerhaltenen Körper eines Häuptlings, dessen Arme, Rücken und Beine ebenfalls im »Tierstil« tätowiert sind. Es ist sehr bedauerlich, daß all diese sensationellen Funde keinerlei Hinweise enthalten, die die Identifizierung der in den Hügelgräbern beigesetzten Toten ermöglichen würden. Die zutreffendste Hypothese ist wohl die, daß es sich um die Issedonen Herodots handelt, eine Ansicht, die an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn man die Hinweise auf zeremoniellen Kannibalismus ernst nimmt.³⁷ Vielfach ähnlich den Funden von Pasyryk, jedoch späteren Datums, sind die Funde in den Hügelgräbern von Noin- ula in der Mongolei.³⁸ Diese Gräber müssen einem Zweig der Hiung-nu (Hunnen) zugeschrieben werden. Unter den Funden waren ein mit Darstellungen kämpfender Tiere verzierter Wollteppich und importierte hellenistische Stoffe sowie chinesische Lackschalen, von denen eine mit 2 v. Chr. datiert ist.

Erst 330 v. Chr., als Alexander der Große die Kaspische Pforte durchschritt, trat Zentralasien wieder in das volle Licht der Geschichte. Der flüchtende König Dareios III. wurde während der Verfolgung von seinen eigenen Offizieren schwer verwundet. Von diesem Moment an befand sich der Eroberer in einer problematischen Lage. Einerseits war er als König von Makedonien von der militärischen Stärke seiner makedonischen Truppen abhängig, deren Tapferkeit er seinen Erfolg verdankte. Er mußte sich deshalb unbedingt ihre Loyalität und Zuneigung bewahren. Andererseits war er nun aber anerkannter König von Persien und Herrscher über alles, was vom Staat der Achämeniden übrig geblieben war. Seine schwindende Tatkraft und die weiten Verbindungswege zwangen ihn, seine neugewonnenen Untertanen zu beschwichtigen, so weit wie möglich ihre Achtung und Zuneigung zu gewinnen und sie gleichzeitig zur Mitarbeit in der Verwaltung heranzuziehen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß Alexander in Zentralasien dazu überging, persische Kleidung zu tragen, in der er auch auf dem berühmten »Poros-Medaillon« malerisch abgebildet ist.³⁹

Die persische Hofetikette wurde in steigendem Maß beachtet. Der Fußfall vor dem König (die berüchtigte *proskynesis*) war bei den Persern schon lange üblich

gewesen. Die Griechen und Makedonen weigerten sich jedoch, sich ebenfalls zur Beachtung dieser Sitte verpflichten zu lassen. Nach ihrer Ansicht kamen derartige Ehren nur einem Gott zu. Als Alexander gestorben war, wurden ihm jedoch tatsächlich begeistert göttliche Ehren zuerkannt. Hätte er 330 v. Chr. eine solche Anerkennung verlangt und auch durchgesetzt, so wäre vielleicht für alle Schichten seiner Untertanen ein starres Hofzeremoniell eingeführt worden. Aber damals hätte die Neuerung sicher zuviel Verstimmung bei seinen griechischen Anhängern hervorgerufen. Dies kommt deutlich in einer eindrucksvollen Stelle bei Arrian zum Ausdruck, wo dieser den Sophisten Kallisthenes zum Sprachrohr seiner Gefühle macht.⁴⁰

Nach dem Tod Dareios' III. hatte Alexander zunächst dessen Mörder Bessos, den Satrapen von Baktrien, der sich königliche Ehren angemaßt hatte, zu verfolgen. Bald brachen jedoch weiter im Süden Unruhen aus, die Alexander nach Artakoana (dem heutigen Herat?) und in die Drangiane riefen. Er vertrieb Satibarzanes aus seiner Statthalterschaft in Areia und Barsaentes aus der Drangiane. In der Drangiane ließ er Philotas, einen der fähigsten makedonischen Offiziere, den er der Konspiration verdächtigte, festnehmen und hinrichten. Dem Schauplatz dieses Ereignisses gab er daher den Namen Prophthasia, »Zuvorkommen«. In einer großen Umbauaktion wandte er sich dann nach Norden, durchquerte Arachosien, gründete am Fuß des Hindukusch die Stadt »Alexandreia im Kaukasus«⁴¹ und brach von Südosten her in Baktrien ein, wodurch er den unglücklichen Bessos in große Verlegenheit brachte. Nach wenigen Wochen hatten die Makedonen den Oxus überschritten. Bessos wurde gefangengenommen und zur Hinrichtung nach Ekbatana geschickt. Inzwischen eilte Alexander weiter zum Jaxartes und brach dabei den Widerstand der Einheimischen mit drastischer Strenge.

Der Widerstand in der Transoxus-Provinz Sogdiana war inzwischen noch keineswegs erlahmt. Spitamanes, ein neuer Führer, trat in den Vordergrund. Er begann, die makedonische Garnison bei Marakanda (Samarkand) durch Reiterüberfälle zu bedrängen. Seine Truppen wurden durch etwa 600 Saken aus der Steppe verstärkt. Als die Makedonen einen Ausfall versuchten, brachte er ihnen eine gefährliche Niederlage bei. Nur durch einen Gewaltmarsch von 315 km in drei Tagen gelang es Alexander, seine Garnison zu entsetzen. Er trieb Spitamenes noch einmal in die Steppe zurück. Dann überquerte er den Oxus und zog nach Zariaspa (Baktra), wo er überwinterte (329–28 v. Chr.). Während dieses Aufenthaltes vermutete er eine neue Verschwörung, diesmal unter den königlichen Pagen. Viele von ihnen wurden zu Tode gesteinigt. Auch der Sophist Kallisthenes wurde wegen Beteiligung an dem vermuteten Komplott hingerichtet. Nachdem Pharasmanes, der König von Choresmien, das nunmehr offenbar unabhängig war, Alexander einen offiziellen Besuch abgestattet hatte, überquerte dieser gegen Ende des Winters wieder den Oxus. In der Sogdiana teilte er seine Armee in fünf Kolonnen auf, um der lokalen Unzufriedenheit Herr zu werden.

In der Zwischenzeit verschaffte sich Spitamanes weitere Verstärkungen, diesmal von »dem Zweig der Saken, der als Massageten bekannt ist«. Spitamanes setzte dann auf das Südufer des Oxus über und fügte den dortigen makedonischen Garnisonen große Verluste zu. Dabei wagte er sogar, Zariaspa anzugreifen. Er wurde abgelenkt, als der makedonische Hauptmann Krateros einen Scheinangriff gegen die Heimat der Massageten führte; Spitamanes stieß dann mit einer anderen, von Koinos befehligten Kolonne zusammen und wurde – schwer geschlagen – in die Steppe zurückgetrieben. Dort lehnten sich seine eigenen sakischen Hilfstruppen gegen ihn auf und töteten ihn. Nach einer anderen Überlieferung, die Quintus Curtius Rufus berichtet, wurde er von seiner gegen ihn aufgebrachten Frau umgebracht. Seinen Kopf schickte man Alexander. Spitamanes' Tochter Apame aber, die später die Frau des makedonischen Generals Seleukos wurde, spielte noch eine wichtige Rolle in der Geschichte.

In Baktrien und in der Sogdiana war nun der Widerstand gegen Alexander praktisch gebrochen. Nur der Baktrer Oxyartes vermochte sich noch zu behaupten. Er hatte seine Familie in einer gewaltigen Bergfestung untergebracht, die der »Fels der Sogdiana« genannt wurde.⁴² Die Garnison spottete, daß Alexanders Soldaten Flügel brauchten, wenn sie diese Festung nehmen wollten; doch 33 geübte griechische Bergsteiger erklimmen die Felsen mit Hilfe von Klettereisen und zwangen die Besatzung zur Übergabe.

Unter den Gefangenen befand sich auch die Tochter des Oxyartes, Roxane, eine Frau von ungewöhnlicher Schönheit. Es heißt, daß sich Alexander bereits beim ersten Anblick in sie verliebt habe. Ihre Hochzeit führte bald zur Aussöhnung mit Oxyartes. Von den modernen Autoren stellt Tarn die Heirat als politische Maßnahme hin, die die Versöhnung zwischen den Makedonen und den ostiranischen Völkern, den Baktrern, Sogdern und Saken, bezweckte⁴³ und den erschöpften Makedonen ostiranische Verbündete, insbesondere Kavallerie-Verstärkungen, für den bevorstehenden Einfall in Indien verschaffen sollte. Daß diese Heirat schließlich ein solches Ergebnis mit sich gebracht hat, steht ganz außer Zweifel. In der Tat führte der Alexanderzug im Lauf der Zeit zur Zerstörung der persischen Oberherrschaft in Zentralasien und zur Stärkung der einheimischen ostiranischen Elemente in traditioneller Übereinstimmung mit den makedonischen Herrschern. Bis zum 3. Jahrhundert n. Chr. wurde in diesem Gebiet die persische Herrschaft nicht wiederhergestellt. Dennoch fällt es schwer, den antiken Historikern keinen Glauben zu schenken, wenn sie betonen, daß nicht Diplomatie, sondern ein spontanes Begehren zu Alexanders Heirat geführt hat.

Berühmt in der Geschichte der Feldzüge Alexanders sind seine »Städtegründungen«. Viele von diesen Städten wurden in der nachfolgenden Zeit sehr bekannt. Genannt werden Alexandria in Areia, das heutige Herat, Alexandria Prophthasia in der Drangiane, das nicht genau lokalisiert werden kann, Alexandria in Arachosien⁴⁴, Alexandria im Kaukasus, das wahrscheinlich an der Stelle der mittelalterlichen Stadt Parvan, nämlich bei

Dschebel Suradsch am Salang lag, und Alexandreia Eschate am Jaxartes, das nur kurze Zeit existiert hat. Die eigentliche Leistung des Eroberers wird nicht weit über die Erneuerung und Neubesetzung schon lange bestehender Stützpunkte hinausgegangen sein. Sein geübtes Auge befähigte Alexander jedoch, Orte auszuwählen, die Jahrhunderte hindurch von entscheidender Bedeutung für Asien bleiben sollten. Diese stark besetzten Stützpunkte ermöglichten es den makedonischen Herrschern, die Landwege des ganzen Kontinents völlig zu beherrschen.

327 v. Chr. eröffnete Alexander seinen Feldzug zur Unterwerfung des Pandschab. Seine Armeen marschierten durch Badschaur und Malakand und unterdrückten dort jeden Widerstand.⁴⁵ In den errichteten Garnisonen brachen bald Unruhen aus. Zu diesen aufrührerischen Truppen gehörten auch viele ehemalige Söldner Dareios' III. Schon ein Jahr später lehnten sich 3000 griechische Siedler in Baktrien und in der Sogdiana gegen Alexander auf. Sie verließen ihre Stellungen und traten den langen Marsch zurück nach Europa an. Die Berichte über ihr Schicksal sind unterschiedlich.⁴⁶ Nachdem Alexander 323 v. Chr. in Babylon gestorben war, brach eine noch ernstere Revolte aus. In den »Oberen Satrapien«⁴⁷ meuterten etwa 23 000 Mann⁴⁸ und machten sich auf den Rückweg nach Griechenland. Perdikkas, der Regent des Alexanderreiches, sandte ihnen Truppen entgegen, die unter dem Oberbefehl des Pithon standen. Dieser skrupellose Feldherr griff zu einer Kombination von Diplomatie und Gewalt, in der geheimen Hoffnung, die Meuterer als persönliche Gefolgsleute für sich gewinnen zu können. In einer Schlacht liefen einige von ihnen zu Pithon über, die übrigen wurden geschlagen. Pithons Truppen aber hielten sich an den strengen Befehl des Perdikkas, die Aufrührer zu bestrafen. Sie metzelten die Überlebenden nieder und plünderten ihren Besitz. Pithon kehrte enttäuscht nach Babylon zurück. 322 v. Chr. spielte er eine führende Rolle bei der Ermordung des Perdikkas während eines Angriffs auf Ägypten. Bei Antipatros' Reichsteilung wurde er wieder Satrap von Medien und setzte sofort seinen Bruder Eudamos an die Stelle seines Nachbarn Phrataphernes, des Satrapen von Parthien. Dieser Übergriff zwang die anderen zentralasiatischen Satrapen, mit Peukestas, dem Leibwächter Alexanders und jetzigem Satrapen der Persis, ein Bündnis gegen Pithon einzugehen. Die führende Rolle unter ihnen spielte Oxyartes, der Vater der Roxane, der nunmehr Satrap von Paropamisadai war. Einige Forscher neigen dazu, in Oxyartes den Eigentümer des berühmten Oxus-Schatzes zu sehen, der sich jetzt im Britischen Museum befindet. Doch die Übereinstimmung seines Namens mit dem gleichlautenden Namen auf einem der Ringe des Schatzes ist keineswegs sicher. Auf jeden Fall aber wurde Oxyartes im Jahr 322 v. Chr. auf tragische Weise von seiner Tochter getrennt, als diese, nachdem sie Alexanders posthumen Erben geboren hatte, noch im gleichen Jahre Antipatros bei seiner Rückkehr nach Makedonien begleitete. Nach Antipatros' Tod suchte sie bei Alexanders Mutter Olympias Zuflucht. Nach deren Sturz im Jahr 316 v. Chr. wurden Roxane und ihr Kind von Kassander in Amphipolis in den Kerker

geworfen und vier Jahre später getötet. Wie Roxane dazu kam, in Athen ein Denkmal ihres Aufenthalts in Europa zu hinterlassen, ist ziemlich rätselhaft.⁴⁹

Ebenfalls gegen Pithon verbündet waren Stasanor, der Satrap von Areia und der Drangiane, und Sibyrtios, der Satrap von Arachosien. Die verbündeten Satrapen schlossen sich dem ehemaligen Sekretär Alexanders, Eumenes von Kardia, an, als dieser während eines Feldzuges, den er für Alexanders Erben gegen Antigonos Monophthalmos (den Einäugigen) führte, nach einem langen Marsch von Kleinasien in der Persis eintraf. Antigonos vernichtete die Verbündeten in einer Schlacht bei Isfahan. Er wandte sich jedoch wieder nach Westen und ließ die östlichen Satrapien unter ihren bisherigen Satrapen ungeschoren.

Nachdem Seleukos im Jahr 312 v. Chr. Babylon wiedererobert hatte, war er der erste, der Alexanders Ostprovinzen mit dem Reich wiederzuvereinigen versuchte. Er liquidierte Nikanor, den von Antigonos eingesetzten Gouverneur von Medien, eroberte Baktrien zurück und überquerte den Hindukusch, um das neugeschaffene Maurya-Reich in Indien anzugreifen. Doch der Gründer dieses Reichs, der schreckliche Tschandragupta, den in seiner Jugend Alexanders Gestalt begeistert hatte und der später Nordindien mit einer Armee von 600000 Mann⁵⁰ eroberte, war ihm überlegen. Um 304 v. Chr. wurde schließlich Frieden geschlossen. Der Gesandte des Seleukos war Megasthenes, der ehemalige Sekretär des Sibyrtios, der später durch sein Buch über die Wunder Indiens Berühmtheit erlangen sollte. Seleukos war damit einverstanden, den Maurya die Provinzen Paropamisadai, Arachosien und Gedrosien zu überlassen.⁵¹

Zwischen den Dynastien wurde ein Ehebündnis geschlossen, und Seleukos erhielt 500 Elefanten als Geschenk⁵², die ihn nach seiner Rückkehr nach Kleinasien 301 v. Chr. zum Sieger von Ipsos machten.

Einige kürzlich gemachte Entdeckungen beweisen, daß die Maurya in den abgetretenen Provinzen ihre Herrschaft auch wirklich ausgeübt haben. Im heutigen Afghanistan sind nicht weniger als drei Inschriften von Tschandraguptas Enkel, dem großen Aschoka, ans Licht gekommen. Ein fragmentarischer Text in aramäischer Sprache wurde bei Laghman entdeckt, nordwestlich vom heutigen Dschalalabad.⁵³

Zwei andere Inschriften wurden in der Altstadt von Kandahar gefunden: die eine, zweisprachig in Griechisch und Aramäisch, berichtet von Aschokas Bekehrung zum Buddhismus und den Segnungen, die diese Religion den Völkern seines Reiches gebracht hat;⁵⁴ die andere, nur in Griechisch, ist eine genaue Übersetzung von Teilen des 12. und 13. Felsenedikts Aschokas.⁵⁵ Es scheint deshalb, daß Aschoka die buddhistische Religion in den neuerworbenen Provinzen eingeführt hat. Diese Ausbreitung des Buddhismus sollte in den folgenden Jahrhunderten weitreichende Folgen haben.

Nach Alexanders Rückkehr nach Susa im Jahr 324 v. Chr. hatte sich Seleukos, wie viele andere makedonische Führer, eine iranische Frau genommen, Apame, die Tochter des schrecklichen Spitamenes. Seit 293 v. Chr. regierte ihr Sohn

Antiochos, der durch Abstammung und Erziehung dieser Aufgabe gut gewachsen war, als Mitregent seines Vaters in Ostiran. Er sollte die Einfälle der Steppen-Saken zurückschlagen und die Herrschaft der Seleukiden über die ihnen verbliebenen Gebiete in Areia und Baktrien stärken. Merw wurde befestigt und in Antiocheia umbenannt.⁵⁶ In Baktra betrieben die Seleukiden eine Münze, auf deren Prägungen die Namen des Seleukos und des Antiochos nebeneinander erscheinen.⁵⁷ Als Antiochos (I.) aber 280 v. Chr. die alleinige Herrschaft übernahm, richtete er seine Aufmerksamkeit auf Kleinasien, und die Macht der Seleukiden in Zentralasien verfiel.

Eine vor kurzem entdeckte Inschrift bestätigt, daß vor Antiochos' Tod im Jahr 261 v. Chr. ein gewisser Andragoras Satrap von Parthien und Hyrkanien war.⁵⁸ Er verstand es, während der Regierung Antiochos' II. (261–246 v. Chr.) seine Unabhängigkeit durch die Ausgabe von Gold- und Silbermünzen geltend zu machen, ohne aber den Königstitel zu verwenden. Nach einigen Jahren fiel er jedoch einer neuen Macht zum Opfer. Arsakes, der Gründer des Partherreichs, überrannte die Provinz an der Spitze seiner nomadischen Anhänger, der Parner. Die ursprüngliche Sprache dieses Stammes muß ostiranische Elemente enthalten haben⁵⁹, doch wurde sie sehr schnell durch den nordiranischen Dialekt der sesshaften Bevölkerung von Parthien assimiliert.

Man darf wohl annehmen, daß der Beginn der Arsakidenzeit im Jahr 247 v. Chr. mit dem Sturz des Andragoras und der Machtübernahme durch Arsakes zusammenfiel.⁶⁰ Eine wichtige frühe Hauptstadt der neuen Dynastie war Nisa in der Nähe des heutigen Aschchabad im sowjetischen Turkmenistan. Ein halbes Jahrhundert später erhielt dieser Ort den von der Parther-Dynastie herrührenden Namen Mithradatkert. Hier förderten sowjetische Ausgrabungen wichtige Funde zutage, darunter mehr als vierzig Trinkhörner aus Elfenbein in hellenistischem Stil.⁶¹ Außerdem wurden viele mit Tinte beschriftete Scherben (*Ostraka*) gefunden. Diese erweisen sich als Archiv einer großen Weinhandlung und erlauben einen guten Einblick in das wirtschaftliche und besonders das landwirtschaftliche Leben der damaligen Zeit. Nach Ansicht der meisten heutigen Forscher ist die Sprache des Archivs nicht ein in aramäischen Ideogrammen geschriebenes Parthisch⁶², sondern eine Art stilisiertes Aramäisch mit vielen iranischen Lehnwörtern⁶³.

In späteren Jahrhunderten drangen die Parther bis nach Mesopotamien vor. Sie verlegten somit das Zentrum ihrer Macht aus der turkmenischen Steppe nach Westen. Inzwischen bildete sich an der Ostgrenze des Partherreiches ein neuer Staat: Diodotos, der seleukidische Satrap von Baktrien, hatte ebenfalls seine Unabhängigkeit erlangt. Den ersten Hinweis hierauf geben Münzen mit seinem Porträt, die allerdings immer noch den Namen und auf der Rückseite das Emblem Antiochos' II. tragen. Doch bald erscheinen der Name »König Diodotos« und sein Sinnbild, die Figur eines donnernden Zeus, eine Anspielung auf seinen Namen. Baktrien, das Königreich des Diodotos, sollte noch eine überraschende Vitalität beweisen und unter späteren Herrschern seine Grenzen bis in den

indischen Subkontinent ausdehnen. Ein äußeres Ereignis, das die Trennung Baktriens wie auch Parthiens vom Seleukidenreich besiegelte, war gleich nach dem Tod Antiochos' II. (246 v. Chr.) der Einfall des ägyptischen Königs Ptolemaios III. Euergetes. In einer bemerkenswerten Inschrift, die Jahrhunderte später der christliche Mönch Kosmas Indikopleustes in Adulis am Roten Meer gesehen hat, heißt es darüber: »(Ptolemaios) überquerte den Fluß Euphrat und unterwarf Mesopotamien, Babylonien, die Susiana, die Persis, Medien und den Rest (des Reichs) bis (an die Grenzen von) Baktrien.«⁶⁴ Da sich nunmehr die Kernländer des Seleukidenreiches in den Händen dieses Eindringlings befanden, waren die östlichen Provinzen sich selbst überlassen.

In Baktrien folgten nach dem Aufstieg des Diodotos einige Jahrzehnte der Unsicherheit. Die Deutung der Diodotos-Münzen wird dadurch erschwert, daß sein Sohn und Nachfolger anscheinend den gleichen Namen getragen hat.⁶⁵ Von dem zweiten Diodotos wird berichtet, er habe die von seinem Vater verfolgte feindliche Politik gegenüber Parthien aufgegeben. Das Bild wird jedoch erst wieder mit dem Bericht des Polybios über den Ostfeldzug des Seleukidenkönigs Antiochos III. des Großen klar. Antiochos brach 208 v. Chr. von Ekbatana auf und fegte den Widerstand der Parther südlich des Elburs-Gebirges hinweg. Dann fiel er in Hyrkanien ein, eroberte den Palast von Tambrax und stürmte die befestigte Stadt Sirynx. Später schlug er am Fluß Areios (Heri-rud) die Kavallerie der Baktrer zurück. Die Baktrer standen jetzt unter der Herrschaft des Euthydemos, eines Griechen aus Magnesia. Antiochos belagerte ihre Hauptstadt Baktra, jedoch ohne Erfolg. Nach zweijährigem Kampf vor den hohen Schutzwällen aus Schlammziegeln⁶⁶ und in den sie umgebenden Sümpfen, entnervt durch die Drohung seiner Gegner, die gefährlichen Steppen-Saken herbeizurufen, machte Antiochos Zugeständnisse. Euthydemos, der behauptete, er sei kein Rebell, sondern vielmehr der Mörder der Kinder eines Rebellen (d.h. des Diodotos), durfte sein Königreich behalten. Er lieferte Antiochos seine Elefanten aus und schloß mit ihm einen Bündnisvertrag. Das königliche Gebaren seines Sohnes Demetrios beeindruckte den Seleukiden so, daß er dem Prinzen eine seiner Töchter anbot. Zu einer Heirat dürfte es aber nicht gekommen sein. Dann überquerte Antiochos den Hindukusch und kam nach Paropamisadai. Dort einigte er sich mit dem indischen Fürsten dieses Landes, Sophagasenos, und kehrte auf dem langen Weg durch Karmanien in seine Hauptstadt zurück. In Baktra war Euthymedes nun alleiniger Herrscher über die Griechen und Makedonen Zentralasiens.⁶⁷

Die Geschichte der alten griechischen Königtümer von Baktrien ist bei den antiken Schriftstellern nirgends dargestellt. Sie wurde nach vereinzelt Hinweisen in der Literatur und nach den bemerkenswert zahlreichen erhaltenen Münzen rekonstruiert. Tarns hervorragende Untersuchung⁶⁸ bedeutete einen Wendepunkt in der Erforschung dieser Frage. Die Schwäche von Tarns Arbeit liegt jedoch in seiner allzu theoretischen Betrachtungsweise, die die gewaltsame Gleichsetzung von numismatischen Beweisen mit schwach begründeten

historischen Schlüssen zur Folge hat. Narain übt hier heilsame Kritik⁶⁹, doch behandelt er Tarns reife Urteile mitunter zu pedantisch. Unsere Kenntnis der späten gräko-baktrischen Invasion in Nordwestindien beruht hauptsächlich auf den erhaltenen Münzen, die deshalb besonders kritisch interpretiert werden müssen.⁷⁰

Als das Maurya-Reich in der Zeit nach Aschoka langsam verfiel, entstand in Gandhara ein Vakuum. Die baktrischen Griechen fühlten sich durch die am Jaxartes stehenden Saken bedroht und sahen sich offenbar deshalb nach Zufluchtsstätten hinter dem Paropamisos um. Es scheint, daß Demetrios bei der Eroberung dieses Gebiets eine Rolle gespielt hat, denn er trug den Elefantenschädel-Kopfschmuck, den einst auch Alexander getragen haben soll, und führte den Titel eines Eroberers, *Aniketos* »der Unbesiegbare«. Narain⁷¹ hebt mit Recht auch die aktive Rolle hervor, die Antimachos Theos beim Einfall in das südliche Stromgebiet gespielt hat. Dieses Ereignis muß etwa zwischen 190 und 170 v. Chr. stattgefunden haben. Doch die Gräko-Baktrer waren untereinander uneins. Neben Demetrios hatte sich ein Rivale erhoben, der gewaltige Eukratides. Dieser stürzte Demetrios und rückte bis Puschkalawati vor. Die verschiedenen Könige von Baktrien und dem Pandschab gehörten bald dieser und bald jener der beiden rivalisierenden Dynastien an. Ihre Zugehörigkeit läßt sich am besten aus der folgenden Tabelle ersehen:

Diodotos I.ca. 247 v. Chr.

Diodotos II.208 v. Chr.

*Haus des Euthydemos**Haus des Eukratides*

Euthydemos I.Eukratides I.

Demetrios I.Plato

Euthydemos II.Eukratides II. Soter

Demetrios II.Heliokles

Pantaleion

Agathokles

Antimachos Theos



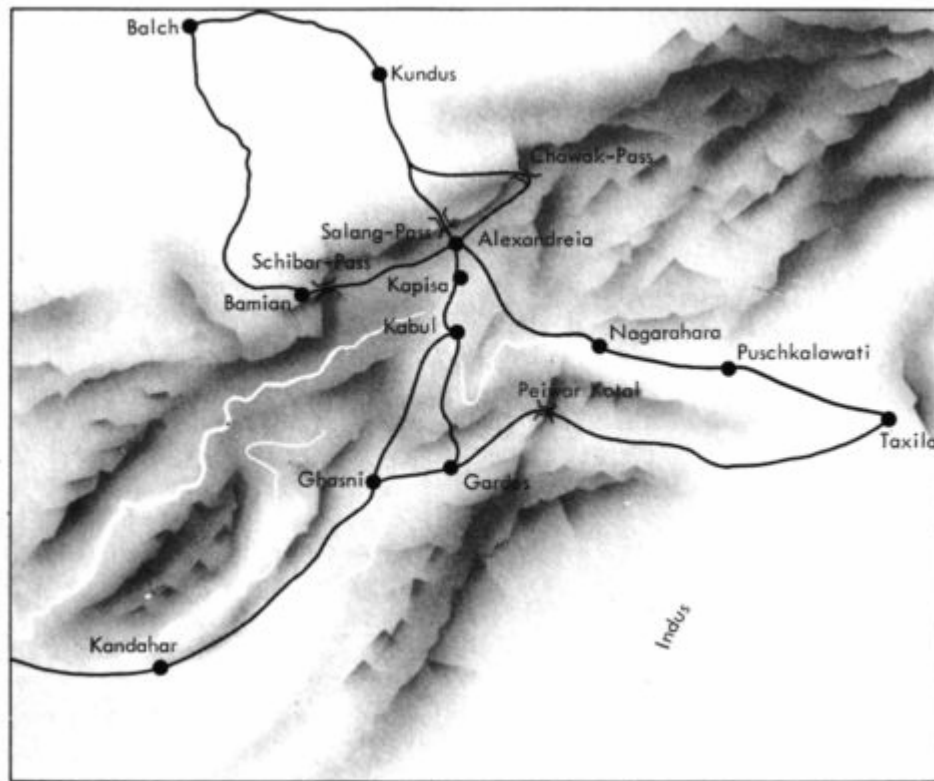
© Abb. 7: Doppeldekadrachme des Amyntas, um 120 v. Chr. Gräko-baktrischer Schatz von Kundus. Kabul Museum

Die 1948 in Afghanistan gefundenen gräko-baktrischen Silbermünzen, die seitdem als Kundus-Schatz bekannt sind, ergänzen unser Wissen über diese frühen baktrischen Herrscher. Wir sind über den Kundus-Schatz bisher nur durch einen vorläufigen Bericht informiert⁷², doch hat die Délégation Archéologique Française en Afghanistan eine vollständige Untersuchung in Aussicht gestellt. Der Fund ist insofern besonders interessant, als er neben einer großen Anzahl der üblichen Tetradrachmen-Stücke auch fünf medaillenartige Stücke in Doppeldekadrachmen-Größe enthält, die unter dem späteren Herrscher Amyntas herausgegeben worden sind. Jedes von ihnen wiegt 84 Gramm (Abb. 7). Im folgenden Kapitel wenden wir uns nun der ganzen Zeit dieser späteren indobaktrischen Herrscher zu.

2. Die Nomadenreiche und die Ausbreitung des Buddhismus

Nach der Machtergreifung des Eukratides gerieten die baktrischen Gebiete nördlich des Hindukusch unter die Herrschaft der von ihm begründeten Dynastie. Südlich des Hindukusch hatten sich inzwischen die indo-baktrischen Königreiche gebildet, in denen die Dynastien des Eukratides und des

Euthydemos weiterhin sowohl miteinander als auch mit obskuren Usurpatoren rivalisierten.













© Abb. 8: Die indo-baktrischen griechischen Königreiche

Jedes der vier Jahrzehnte, die auf den Tod Demetrios' I. (um 170 v. Chr.) folgten, wurde von einer starken Persönlichkeit beherrscht. Während des ersten Jahrzehnts von etwa 170 bis 160 v. Chr. gab Apollodotos I.1, der kurz bei Trogus2 erwähnt wird, eine große Anzahl von Münzen heraus. Menander I. Soter, die zentrale Gestalt der nächsten zehn Jahre, sicherte sich einen größeren Anspruch auf Verehrung durch die Nachwelt. Die freundliche Art, in der er die buddhistischen Gemeinden behandelte, führte zu seiner Charakterisierung in einem buddhistischen kanonischen Werk, dem *Milindapañha* (»Die Fragen des Menander«), einem religiös-philosophischen Dialog in fast platonischer Manier.3 Die Hauptstadt Menanders war nach der buddhistischen Tradition Sagala, das oft mit Sialkot im Pandschab gleichgesetzt worden ist. Aber obgleich Sagala tatsächlich mitunter Menanders Winterresidenz gewesen sein mag, deuten Münzfunde stark darauf hin, daß der Mittelpunkt seines Königreichs Puschkalawati, das heutige Tscharsada in der Nähe von Peschawar, war. Einige moderne Forscher ordnen Menander jene Ära zu, durch die eine ganze Reihe frühindischer Inschriften datiert wird und die tatsächlich ein griechisches Zeitalter gewesen sein dürfte. Diese Ära begann im Jahr 155 v. Chr. und darf als

die Zeit der allgemeinen Anerkennung von Menanders Herrschaft gelten. Andere Zeugnisse seiner Regierung sind kaum vorhanden, doch war Menander offensichtlich der bedeutendste unter den griechischen Königen in Indien.

Dem folgenden Jahrzehnt, wahrscheinlich zwischen 145 und 135 v. Chr., ist das Auftreten des Antialkidas zuzuordnen. Ebenso wie die zuvor genannten Könige hat auch Antialkidas eine große Anzahl von Münzen herausgegeben. Er wird auch in der berühmten Brahmi-Inschrift der Besnagar-Säule erwähnt, die von Heliodoros, dem Gesandten eines Nachbarkönigs, zu Ehren des Hindu-Gotts Vischnu errichtet worden ist.⁴ Heliodoros war ein Bürger von Taxila, doch Antialkidas dürfte sein Hauptquartier in Gardes in Afghanistan gehabt haben, bevor er nach dem Tod von Menander Puschkalawati und das übrige indo-baktrische Gebiet in Besitz nahm.

Für die letzte Generation der griechisch-makedonischen Herrscher in den indo-baktrischen Königreichen besitzen wir keine literarischen und epigraphischen Quellen. Die einzigen Zeugnisse dieser Zeit sind die Münzen. Die beherrschende Rolle spielte damals Strato I. (um 135–125 v. Chr.). Strato I. scheint seine Regierung in Puschkalawati angetreten zu haben, doch hat er offenbar nach Jahren wechselnden Glücks und mehreren Aufenthalten im Exil seinen Wirkungskreis nach Taxila und Gardes verlegt. Einige Aufschlüsse über diese verworrene Zeit lassen sich aus einer Analyse von Münzen gewinnen, die in der nachfolgenden Tabelle dargestellt wird, allerdings ohne ausführliche Beweisführung, die hier nicht gegeben werden kann.

PUSCHKALAWATI	TAXILA	GARDES	ALEXANDREIA im KAUKASUS
 Eukratides Menander I. Soter ? Zoilos I. Dikaios		 Apollodoros I. Menander I. Soter	
 (Theophilos) (Nikias) Lysias (nur Drachmen)		Lysias (nur Drachmen)	
 Philoxenos (a) Antialkidas Strato (Phase I) ? Hermaios (a)		Philoxenos (a) Antialkidas	
 Heliokles II. Strato (Phase II a) Strato u. Agathokleia Philoxenos (b) + Σ Hermaios u. Kalliope Hermaios (b) Strato (Phase II b) Strato (Phase III)	 Heliokles II. (Menander II.) Dikaios	 Heliokles II. (Drachmen)	 Heliokles II.
 Strato (Phase IV)	Amyntas Strato (Phase IV) Polyxenos Archebios Maves	Strato (Phase IV) Polyxenos Archebios	Hermaios u. Kalliope Hermaios (b) Strato (Phase II b) Amyntas Strato (Phase IV)
		 Archebios	Archebios (Attische Tetradrachmen und Stücke mit Doppelmonogrammen)

◎ Übersicht über die indo-baktrische Münzprägung

Aus der Tabelle läßt sich der allgemeine Verlauf der Ereignisse ziemlich klar ersehen, obwohl sich die genaue Reihenfolge der Herrschermonogramme vor Strato noch nicht ermitteln ließ. Nach der ersten Thronbesteigung Stratos (seine »Phase I«) bemächtigte sich ein gewisser Heliokles für kurze Zeit der vier Hauptmünzstätten. Möglicherweise ist Heliokles mit dem Heliokles der baktrischen Ära identisch. Von den Numismatikern wird er aber zum Unterschied von diesem mit »Heliokles II.« bezeichnet. Später kehrte Strato nach Puschkalawati zurück, wo er sich den Übergriffen verschiedener Herrscher ausgesetzt sah. Schließlich wurde er aus Puschkalawati vertrieben und erschien wieder in Taxila, Gardes und Alexandria im Kaukasus. In Taxila und Alexandria trat er als Nachfolger des wegen seiner Doppeldekadrachmen berühmten Herrschers Amyntas auf. Schließlich wurde Strato auf allen Münzen von Archebios abgelöst, ausgenommen in Puschkalawati, wo die Lage unklar bleibt. Die Geschichte der vierten Generation der indo-baktrischen Fürsten ist durch Schlachten, Märsche und Rückmärsche mit wechselndem Kriegsglück gekennzeichnet, doch liegen diese Ereignisse weitgehend im Dunkel. Weiter östlich behauptete sich im Pandschab eine Anzahl kleinerer Herrscher. Die bemerkenswertesten unter ihnen waren Zoilos II. Soter und Apollophanes, die falsche Münzen im Modul der kleinen Drachme herausgaben.

Während die Baktrer und Indo-Baktrer in innere Streitigkeiten verwickelt waren, zogen sich Sturmwolken am Jaxartes, der zentralasiatischen Grenze des baktrischen Reichs, zusammen. Selbst zur Zeit des Euthymedes (um 208 v. Chr.) konnten die von den nomadischen Saken drohenden Gefahren nur mit Mühe abgewehrt werden. In den folgenden Jahren machte sich in der Jaxartes-Steppe ein neuer Druck bemerkbar, der die Verteidigungskraft der baktrischen Griechen überforderte. Dieser Druck wurde durch Ereignisse verursacht, die sich an den Grenzen Chinas abspielten. Auf diese Ereignisse müssen wir nun unser Augenmerk richten.

An der mongolischen Grenze Chinas lebte das mächtige Hirtenvolk der Hiung-nu. Dieser Stamm ist mit den Jahrhunderte später in der Geschichte Europas bekannten Hunnen identisch – eine Ansicht, die zwar oft bestritten worden ist, der wir aber in unserer Darstellung folgen wollen. Über die sprachlichen und ethnischen Beziehungen dieses Volkes ist nichts Sicheres bekannt, doch deuten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß sie in mancher Hinsicht mit den Türken verwandt waren. Der bekannteste Gemeinplatz in den östlichen und westlichen Quellen ist die außerordentliche Grausamkeit der Hunnen im Kampf. Es ist zwar richtig, daß die Berichtstatter dazu neigten, die Leiden, die ihre Landsleute von den Hunnen zu erdulden hatten, zu dramatisieren, und daß man deshalb mit gewissen Übertreibungen rechnen muß. Doch die Beschreibungen stimmen so sehr überein und wirken so natürlich, daß

sie bis zu einem gewissen Grad auf Tatsachen beruhen müssen. So belegt Jahrhunderte später Ammianus Marcellinus die europäischen Hunnen und die zentralasiatischen Chioniten mit den gleichen Schimpfwörtern, obgleich er von der Verwandtschaft dieser beiden Gruppen noch nichts wußte.⁵ Während der ganzen acht Jahrhunderte ihrer Geschichte waren die Hiung-nu/Hunnen offensichtlich stets äußerst gefährliche Gegner.

Im dritten Jahrhundert v. Chr. erreichten die Hiung-nu den Höhepunkt ihrer Macht in der Mongolei. Bald bildeten sie eine der größten Gefahren für die Herrscher Nordchinas. In jene Zeit fällt die Errichtung des bekanntesten aller chinesischen Baudenkmäler, der Großen Mauer, die als Bollwerk gegen die Angriffe der Hiung-nu dienen sollte. Nach dem Ende der Ts'in-Dynastie (221-206 v. Chr.) ließ jedoch die Verteidigungskraft allmählich nach. Gleichzeitig wuchs die Stärke der Hiung-nu unter ihrem *Schan-yü* (»Höchster Anführer«) T'ou-man. Unter seinem Sohn, dem großen Mao-tun (um 209 bis 174 v. Chr.) erreichte sie ihren Gipfel. Mao-tun unterwarf die Nachbarstämme der Sien-pi, Kitan und Tungusen und machte sich damit zum Kaiser der Steppen.

In der Provinz Kansu, westlich der Stelle, an der später das durch seine Höhlentempel berühmte Tun-huang (Die tausend Buddhas) lag, hatte eine andere Stammeskonföderation von ziemlich gemischtem Charakter ihre Weidegebiete, die Yüe-tschi, die ebenfalls von Mao-tun besiegt wurden. Weiter nördlich stieß Mao-tun auf die Wu-sun, die er nach Westen trieb. Nach dem Tod Mao-tuns griff sein Sohn Lao-schang die Yüe-tschi von neuem an, schlug sie vernichtend und tötete ihren König in der Schlacht. Diese endgültige Niederlage veranlaßte die aufgeriebenen Yüe-tschi, die ebenso wie die Hiung-nu Hirtennomaden waren, sich nach Westen zu wenden. Es scheint, daß sie dabei das Ili-Tal hinabzogen und am Südufer des Sees Issyk-kul vorbeikamen. Aus diesen Gebiet vertrieben sie eine Gruppe von Saken-Stämmen, denen das *K'ien Han-schu* den Namen Sai-wang (Saken-König) gibt, und jagten sie nach Südwesten. Auf ihrem Marsch waren die Yüe-tschi jedoch mit den Wu-sun zusammengestoßen, die nun zurückkehrten, um die Yüe-tschi im Rücken anzugreifen und im Eiltempo direkt hinter den Saken nach Ferghana zu treiben. So standen bald nach 160 v. Chr. zwei gleich mächtige Horden, die Saken und die Yüe-tschi, drohend vor der griechisch-baktrischen Grenze am Jaxartes.

An diesem Punkt greifen nun die westlichen Quellen die Geschichte der Eroberung Baktriens durch die Nomaden auf. Die Gelehrten scheinen sich heute darin einig zu sein, daß die Yüe-tschi der chinesischen Quellen tatsächlich mit den Tocharern der westlichen Quellen identisch sind, wenn auch der formale Beweis dafür fehlt. Die nun folgenden Ereignisse werden in einem berühmten Abschnitt der *Geographie* Strabos folgendermaßen beschrieben⁶ : »Die größte Berühmtheit unter den Nomaden erlangten jene Stämme, die den Griechen Baktrien wegnahmen – die Asier oder Asianer, die Tocharer und die Sakarauken, die vom fernen Ufer des Jaxartes aus aufbrachen, Nachbarn der Saken und der Sogdier, die von den Saken besiegt worden waren.«

Die Asier oder Asianer treten an dieser Stelle zum ersten Mal in den Quellen auf. Ihr Anteil an den Ereignissen wird durch zwei Bemerkungen in den *Prologen* des Pompejus Trogus veranschaulicht. (Die Prologe sind noch erhalten, während der vollständige Text seines Berichts verlorengegangen ist.) *Prolog XLI* enthält die Feststellung: »Die skythischen Stämme der Sarauken (lies: Sakarauken) und Asianer eroberten Baktrien und die Sogdiana.« Dagegen enthält *Prolog XLII* mit Bezug auf spätere Ereignisse den Satz: »Die Asianer wurden die Könige der Tocharer, und die Sarauken (lies: Sakarauken) wurden vernichtet.«

So summarisch diese Texte auch sind, so kann man doch aus ihnen schließen, daß die verdrängten Nomadengruppen bald darauf das griechisch-baktrische Königreich überrannten. Tarns Schlußfolgerung, daß die Invasion erst nach 141 v. Chr. stattgefunden hat⁷, wird dadurch bestätigt. Im Kundus-Schatz, der mit Sicherheit gerade zur Zeit dieser Invasion vergraben worden ist, befindet sich eine einzelne Tetradrachme des Seleukiden Alexander Balas (150–145 v. Chr.). Wenn man für den Weg, den diese Münze von Syrien nach Baktrien zurückgelegt hat, fünf Jahre rechnet, kommt man zu einer beinahe gleichen oberen Grenze. 129 v. Chr. brach eine Welle nomadischer Eroberer in Parthien ein⁸, so daß zu diesem Zeitpunkt, wenn nicht sogar schon früher, die Invasion in Baktrien gute Fortschritte gemacht haben muß.

Für die folgenden Bewegungen der Nomadenstämme besitzen wir keine direkten Zeugnisse. Einige Rückschlüsse lassen sich jedoch aus dem Auftreten bestimmter Ortsnamen gewinnen. Ungefähr zu dieser Zeit verlor das Gebiet des Hilmend-Sees (heute Hamun genannt) seinen alten Namen Drangiane und erhielt statt dessen den Namen Sakastan (Segistan), der sich zur modernen Form Seistan (Sistan) entwickelt hat. Die Karoschthi-Inschrift auf dem Löwen-Kapitell von Mathura⁹ deutet eigentlich darauf hin, daß der Name Sakastan zur Zeit der Blüte der sakischen Macht im 1. Jahrhundert v. Chr. eine umfassendere Bedeutung gehabt haben muß. Er bezeichnete wahrscheinlich alle Länder, die die Saken in Indien erobert hatten, also das Indo-Skythien der römischen Autoren.¹⁰ Im engsten Sinn bezeichnet Sakastan jedoch das Gebiet des unteren Hilmend. Selbst im Mittelalter war die Bevölkerung dieses Landes noch als *Sagzi* (von einem früheren *Sagčik*) bekannt, ein Name, der ihre sakische Herkunft nur noch unterstreicht. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß die Saken-Stämme durch die Herat-Schlucht nach Süden gezogen sind und sich in der früheren Drangiane niedergelassen haben. Im 1. Jahrhundert n. Chr. müssen sie wohl in östlicher Richtung nach Arachosien weitergezogen sein und den Indus erreicht haben, dem sie stromaufwärts wie auch stromabwärts folgten. So drangen sie einerseits bis Taxila und zur nordindischen Ebene vor und kamen andererseits bis Saurashtra und Udschdschain.

Das 1. Jahrhundert v. Chr. ist somit die Epoche des Saken-Reichs in Indien und Arachosien. Die Geschichte dieses Reichs muß fast vollständig aus Inschriften und Münzen rekonstruiert werden. Die beste neuere Studie darüber verdanken wir Sir John Marshall.¹¹ Obwohl der Hauptteil der Saken wahrscheinlich den

oben beschriebenen Weg gewählt hat, fällt doch auf, daß der erste auf den Münzen bezeugte Herrscher Maves ist, der in Taxila im Herzen der indobaktrischen Reiche erscheint. Dieses Paradoxon verleitete Narain¹² dazu, die alte Theorie wiederaufzugreifen, nach der Maves eine gesonderte Saken- Gruppe direkt von Norden nach Taxila geführt habe, und zwar von Chotan über den Pamir und durch Indus-Kohistan, auf einer beschwerlichen Route, die von den chinesischen Chronisten »Hängender Paß« genannt wird. Eine solche phantastische militärische Meisterleistung erscheint kaum glaubhaft. Viel eher möchte man annehmen, daß Maves seine Laufbahn als Kommandeur sakischer Söldner begonnen hat, die in den Diensten der späten indo-griechischen Könige, vor allem des Archebios, gestanden haben. In einer Situation, in der die indo-griechischen Fürsten untereinander uneinig waren und die Saken vor den Toren des Reiches standen, wäre ein solcher Mann die geeignete Persönlichkeit gewesen, die Herrschaft zu ergreifen.

Wie Jenkins auf Grund einer Münzanalyse bewiesen hat, gelang es den Griechen unter Apollodotos II. schließlich, Maves (97 bis um 77 v. Chr.) aus Taxila zu vertreiben.¹³ Das Kabul-Tal und Gandhara scheinen hingegen in griechischer Hand geblieben zu sein. In Arachosien trat eine weitere Saken-Dynastie auf. Vielleicht handelte es sich um die neuangekommenen Eindringlinge, deren Münzen sich von denen der anderen Saken-Dynastie unterscheiden. Aus dem Münzbefund ergibt sich nachstehende Herrscherfolge: Vonones, Spalyris, Spalagdames, Spalirisis, Azes I. und Azilises. In Taxila war Maves von dem Griechen Apollodotos II. abgelöst worden, dessen Nachfolger, wieder ein Grieche, Hippostratos war. Doch bald versuchte Azes I., die Macht der Saken in Taxila wiederherzustellen. Das Kriegsglück wechselte, doch setzte Azes I. den griechischen Dynastien schließlich ein Ende und sicherte sich die Oberherrschaft. Ohne Zweifel handelt es sich dabei um jenes Ereignis, zu dessen Erinnerung er eine neue Ära einführte, die »Ära des Azes«¹⁴, die 57 v. Chr. begann. Obgleich die Parther weitere Überfälle auf das Saken-Gebiet in der Drangiane und in Arachosien unternahmen, war das Saken-Reich im Pandschab bis zum Ende des Jahrhunderts fest fundiert. Eine weitergehende genaue Datierung ist nicht möglich. Es steht lediglich fest, daß der Nachfolger des Azilises Azes II. war.

Einer der wichtigsten Faktoren, der es den Saken ermöglichte, ein so weites Gebiet zu überrennen, muß die außerordentliche Beweglichkeit ihrer Truppen gewesen sein. Als Reiternomaden besaßen die Saken große Vorteile im offenen Land, jedoch drangen sie nie in das zerklüftete Gelände des Hindukusch ein. Der entscheidende Faktor für die Erfolge der Saken war wahrscheinlich die Einführung einer neuen Kampfmethode, des massierten Einsatzes von Kavallerie mit zweihändigen Lanzen und den ganzen Körper bedeckenden Plättchenpanzern, die auf den Münzen anschaulich dargestellt sind. Eine treffende Beschreibung ihrer Ausrüstung gibt ein wertvolles Fragment des Trogus, das uns in einem mittelalterlichen Text erhalten ist: »Der wilde Stamm

der Skythen ist sehr geschickt im Kampf in der Ebene. Die Krieger umgeben ihre Körper mit Rüstungen, schützen ihre Beine mit Eisen und tragen goldene Helme auf dem Kopf.«¹⁵

In dem Augenblick, als die Saken durch die Herat- Schlucht nach Arachosien und in die Pandschab- Ebene vorstießen, verließen wir in unserer Darstellung die übrigen Teilnehmer dieser Wanderung, die Tocharer und Asianer, die ihre Lager am Nordufer des Oxus und östlich der Vormarschlinie der Saken hatten. Die genaue Identifizierung der Asianer wirft einige Probleme auf. Ihre historische Rolle ist jedoch klar. Denn wir haben gesehen, daß es sich um jene Stammesgruppe handelt, »die die Könige der Tocharer wurde«. In dieser Hinsicht spielten die Asianer die gleiche Rolle wie die Kuschan, eine Stammesgruppe, die bald große Berühmtheit erlangen sollte. Es ist allerdings unwahrscheinlich, daß die Namen dieser beiden Stammesgruppen identisch sind. Trotzdem muß es sich nach Tarn historisch um ein und dasselbe Volk handeln.¹⁶ Tarns Hypothese befriedigt mehr als die Ansicht Halouns¹⁷, nach der die Asianer mit den Wu-sun identisch seien, eine Meinung, der sich noch vor kurzem Sinor¹⁸ angeschlossen hat. Auf jeden Fall wird der Name Kuschan zum ersten Mal während der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. auf Münzen des transoxanischen Herrschers Heraus genannt, die in Anlehnung an die griechisch-baktrischen Tetradrachmen des Heliokles entstanden sind und folgende Legende in griechischer Schrift tragen:

»Unter der Herrschaft des Heraus, des Fürsten der Kuschan (?).«¹⁹ Diese Legende ist vor allen Dingen deshalb interessant, weil hier zum ersten Mal in Baktrien die griechische Schrift für die Wiedergabe von einheimischen Namen verwendet wird. Sie bezeugt die Einführung eines zusätzlichen griechischen Buchstabens *san* zur Schreibung des den iranischen Sprachen eigenen Sibilanten š.²⁰

Inzwischen waren die Tocharer in das Gebiet um Kundus und Baghlan, das nicht weit vom oberen Oxus entfernt war, vorgedrungen. Von diesem Vormarsch zeugt der Name, den diese Gegend damals erhalten hat: Tocharistan. Hier werden die Tocharer auch in der *Geographie* des Ptolemaios erwähnt, der sie einen »großen Stamm« nennt.²¹ Im frühen 1. Jahrhundert n. Chr. muß ihre Vorhut in südlicher Richtung bis zu den Pässen des Hindukusch vorgestoßen sein. Doch ihre endgültige Einheit unter der Führung des Kuschan-Stammes erlangten sie nicht vor den ersten Jahrzehnten der christlichen Ära. Sie sicherten sich das Kabul-Tal und brachen unter ihrem König Kudschala Kadphises aus den Bergen in die Ebene des Pandschab ein. Diese Begebenheiten werden in einem bekannten Abschnitt des chinesischen *Hou Han-schu* folgendermaßen zusammengefaßt.²²

»Die Yüe-tschi wurden ehemals von den Hiung-nu unterworfen. Sie verlegten ihre Wohnsitze nach Ta- hia (d.h. Baktrien) und teilten das Königreich unter fünf *hi-hou* (Unterhäuptlinge) auf, und zwar unter die der Hiu-mi, Schuang-mi, Kuei-schang, Hi-tun und Tu-mi. Mehr als hundert Jahre später griff der *hi-hou* der

Kuei-schang, K'iu-tsiu-k'io, die anderen vier *hi- hou* an. Er nannte sich selbst König. Der Name seines Königreiches war Kuei-schang. Er fiel in An-si (d.h. Parthien) ein und eroberte das Gebiet von Kao-fu (Kabul). Darüber hinaus besiegte er die Pu-ta und Ki-pin und brachte sie völlig in seine Gewalt. K'iu-tsiu-k'io starb im Alter von mehr als achtzig Jahren. An seiner Statt wurde sein Sohn Yen-kao-tschen König.«

Zu Beginn der christlichen Ära befand sich das Saken-Reich unter Azes II. in Arachosien und im Pandschab im Verfall, eine Entwicklung, die an der drastischen Verschlechterung der Silbermünzen zu erkennen ist. Inzwischen drang eine Dynastie parthischer Provinzialherrscher immer weiter in östlicher Richtung durch das Hilmend-Tal vor. Die chronologische Reihenfolge dieser Herrscher ist umstritten, doch enthält die Liste die Namen Pakores, Orthagnes, Gondophares, Abdagases, Sasas (Sasan) und einen gewissen Arsakes Theos, dessen Herkunft unsicher ist. Im westlichen Teil dieses Gebietes hat es offenbar einen Fürsten namens Sanabares gegeben. Der bei weitem am besten bekannte Herrscher aus dieser Dynastie ist Gondophares. Die Daten seines Wirkens in Taxila sind uns aus der Takht-i-Bahi-Inschrift aus dem Jahr 103, das als das 26. Jahr seiner Regierung datiert wurde, genau überliefert. Das erste Datum muß nach der »Ära des Azes« berechnet werden, die 57 v. Chr. beginnt. Es entspricht also dem Jahr 46 n. Chr. Die Regierung des Gondophares muß somit von 26 n. Chr. bis mindestens 46 n. Chr. gedauert haben. Diese Berechnung stimmt mit der einzigen Erwähnung des Gondophares überein, die wir aus der Zeit vor der Entdeckung der altindischen Inschriften und Münzen besitzen. Er erscheint nämlich in dem Bericht über die Reise des Apostels Thomas nach Indien. Wenn man der Überlieferung glauben darf, brach Thomas unmittelbar nach der Kreuzigung Christi (d.h. 29 oder 33 n. Chr.) auf.²³ Ein anderer Reisender aus der römischen Welt, der das indo-parthische Königreich ein Jahrzehnt später besuchte, war Apollonios von Tyana. Er war im dritten Jahr der Regierung des parthischen Königs Vardanes in Babylon (43/44 n. Chr.) und scheint Taxila um 46 n. Chr. erreicht zu haben.²⁴

Man trifft oft auf die Ansicht, daß die Takht-i-Bahi-Inschrift eine Erwähnung des Kuschan-Prinzen Kudschala Kadphises enthalte, dessen Herrschaft über die Horde der Yüe-tschi zu Anfang der christlichen Ära begonnen haben soll. Das von ihm gegründete Kuschan-Reich breitete sich auf beiden Seiten des Hindukusch aus und wurde die einflußreichste zivilisatorische Kraft Zentralasiens. Die Kuschan wollten durch ihren Vorstoß nicht nur die nordindischen Ebenen unter ihre Herrschaft bringen. Im Bewußtsein ihrer nomadischen Herkunft suchten sie ihre früheren Kontakte mit den Randländern Chinas, in denen sie ihre Wanderungen begonnen hatten, wiederherzustellen. Ohne Zweifel gab ihnen ihr Reichtum an Lasttieren die Möglichkeit, den chinesischen Handel in Fluß zu halten und eine Brücke zwischen den Zivilisationen Indiens und Chinas zu bilden. Die Frage der Rassenzugehörigkeit und Sprache der Kuschan bringt infolge der vielfältigen Wanderbewegungen

dieses Volks viele Probleme mit sich. Von den bulligen Gesichtern und den herabhängenden Schnurrbärten des herrschenden Clans beeindruckt, konnten sich die Kommentatoren mehrerer Jahrhunderte kaum dazu verstehen, sie als Indoeuropäer anzusehen. Der mittelalterliche arabische Autor al-Biruni nannte sie Tibeter²⁵, eine Ansicht, die möglicherweise durch ihren Hang zum Matriarchat, von dem der Syrer Bardesanes berichtet²⁶, gestützt wird. Die Möglichkeit, daß sie türkischen Ursprungs gewesen seien, ist ebenfalls nicht völlig von der Hand zu weisen. Doch trugen sie die typische Kleidung der Steppen-Iranier: den Schnallenmantel, das lange Hemd und die weiten Hosen der Reitervölker, eine Ausrüstung, wie sie in der Statue des Kaisers Kanischka in Mathura anschaulich dargestellt wird (Abb. 9). Im Kampf trugen sie wie die Saken Plättchenpanzer. Zu ihren Waffen gehörte ein mehr als drei Fuß langes Schwert.



© Abb. 9: Statue Kanishkas I. (128–151) aus rotem Sandstein. Mathura Museum

Ob die Kuschan eine eigene Sprache gesprochen haben, wissen wir nicht. Unter ihnen standen in der Stammeshierarchie die Tocharer, die man früher mit den zwei indoeuropäischen Dialekten des Centum-Typs in Zusammenhang gebracht hat, wie sie in Manuskriptfragmenten aus Kutscha und Karaschahr gefunden worden sind. Diese beiden Dialekte werden gewöhnlich Kutschäisch und Agnäisch genannt, doch sind sie auch als »Tocharisch A« und »Tocharisch

B« bekannt. Eine solche Zuordnung ist zwar möglich, doch die Beweise dafür sind noch sehr dürftig. W.B. Henning geht sogar so weit zu sagen: »Bei den sogenannten ›tocharischen‹ Sprachen spricht alles dafür, daß sie U-sun-(Wu-sun-) Dialekte und nicht Formen der Uë-Tsi-(Yüe-tschi-)Sprache sind.«²⁷

Unter den Tocharern stand noch eine weitere nomadische Völkerschaft, die Sakarauken, die die Kuschan bei der Ausdehnung ihres Reichs als herrschende Schicht in einem großen Teil Nordindiens vorgefunden hatten. Die Sakarauken sprachen ohne Zweifel einen ostiranischen Dialekt. Zwar ist seine genaue Herkunft ungewiß, doch besitzen wir drei Anhaltspunkte, die diese Annahme rechtfertigen. So gibt es in den Kharoschthi- und Brahmi-Inschriften des indischen Subkontinents eine Gruppe von iranischen Lehnwörtern, die mit Wörtern vergleichbar sind, die in den chotanesischen Manuskripten vorkommen, z.B. *horaka-*, *horamurta* »Oberaufseher über die Schenkungen«; *bakanapati-* »Priester«;²⁸ *Ysamotika* (ein Personennamen)²⁹. Das Chotanesische und verwandte Dialekte des Tarim-Beckens werden manchmal mit dem Sammelbegriff »Sakisch« bezeichnet. Bailey hat jedoch festgestellt, daß »der Name Sakisch, der auf die Sprache dieser Dokumente angewandt wird, in den Texten selbst nicht direkt belegt ist.«³⁰

Weiterhin wird behauptet, daß die in Afghanistan und Pakistan gesprochene Paschtu-Sprache von der Sprache der sakischen Eroberer abstammt.³¹ Für eine solche Verwandtschaft spricht z.B. auch eine Übereinstimmung mit den Brahmi-Inschriften: der Satrapen-Name Kastana kann mit dem Paschtu-Wort *tsaxtan* »Meister« verglichen werden. Eine umfassende Untersuchung dieses Problems wird alle drei Sprachen in Betracht ziehen müssen, »Indo-Skythisch«, Chotanesisch und Paschtu. Die beiden letzteren sind allerdings nicht eng miteinander verwandt. Wenn beide »Sakisch« sind, so sind sie dies doch in verschiedenem Sinn. Inzwischen brachte die Entdeckung einer 25zeiligen Inschrift in Surch Kotal in Afghanistan, die in einer ostiranischen Sprache und mit griechischen Buchstaben geschrieben ist, einen vierten Anhaltspunkt. Die neue Sprache ist mit der Sprache der Münzen der Kuschan-Zeit identisch. Vor kurzem hat sich herausgestellt, daß es sich um den Lokaldialekt von Baktrien handelt.³² Wieder erscheinen Wörter, die auch in den chotanesischen Texten vorkommen, z.B. baktrisch *xšone*, chotanesisch *kšuna* »Regierungsjahr«³³. Es ist jedoch schwer zu sagen, aus welchem ostiranischen Dialekt dieses Wort stammt.

Ein bekannter Gegenstand historischer Kontroversen ist die Chronologie der Kuschan-Könige. Es mag jedoch sein, daß die Schwierigkeiten dieser Frage überschätzt worden sind. Über die Herrscherfolge, die sich aus dem Münzbefund ersehen läßt, besteht ziemliche Übereinstimmung. Die Reihe beginnt in den ersten Jahrzehnten der christlichen Ära. Zunächst kommt Kudschala Kadphises, dann ein »namenloser König«, bekannt durch seine Titel Soter Megas (»Der große Erlöser«), und Vima Kadphises. Zur nächsten Gruppe gehören einige besser bekannte Persönlichkeiten, Kanischka, Huvischka und Vasudeva. Bemerkenswert ist, daß Vima Kadphises die entwertete Währung der

indo-parthischen Zeit durch vorzügliche Goldmünzen ersetzt hat, die den römischen Standardgewichten entsprachen und vielleicht aus Barren geschlagen waren, die der Handel mit den Römern ins Land gebracht hatte. Die absolute Chronologie dieser Herrscher hängt von den zahlreichen datierten Inschriften in Kharoschthi- und Brahmi-Schrift aus den verschiedenen Landesteilen der indischen Halbinsel ab. Komplikationen ergeben sich aus der Tatsache, daß es verschiedene Ären gegeben hat. Die wahrscheinlich beste Hypothese ist die Annahme von drei verschiedenen Ären:

- a) Die indo-baktrische Ära (seit etwa 155 v. Chr., oft die »alte sakische Ära« genannt)
- b) Die Ära des Azes (57 v. Chr.)
- c) Die Ära des Kanischka (um 128 n. Chr.).

Am heftigsten umstritten ist die letzte Datierung. Die hier angenommene Lösung entspricht jedoch der traditionellen Auffassung.³⁴ Zwar wurden viele Gegenargumente gegen sie vorgebracht, die sie jedoch kaum zu erschüttern vermochten. Vielmehr wurde sie noch kürzlich durch eine bei Surch Kotal in Afghanistan entdeckte Inschrift³⁵ gestützt. Für die wichtigsten Kuschan-Herrscher ergibt sich folgende Zeittafel nach der Kanischka-Ära:

JahreHerrschername

2–23Kanischka I.

24–28Vasischka

28–60Huvischka

74–98Vasudeva

99kein Herrschername

Der Name Kanischka findet sich auch in einer Inschrift aus dem Jahre 41, die gewöhnlich einem zweiten Herrscher dieses Namens, Kanischka II., zugeschrieben wird. Es ergibt sich somit, daß die Dynastie nach der Thronbesteigung des ersten Kanischka fast genau 100 Jahre regiert hat. Nach der hier angenommenen Chronologie würde dies bedeuten, daß das letzte Jahr der Dynastie das Jahr 227 n. Chr. gewesen ist.

Es stellt sich also heraus, daß die Epoche des Kanischka und seiner Nachfolger in die gleiche Zeit fällt wie die Epoche Hadrians und der späteren Antoninen in Rom. Es war eine Zeit großer Prosperität in der Alten Welt, an der das Reich der Kuschan seinen Anteil hatte. Im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. stand der Überland-Seidenhandel zwischen China und Rom in höchster Blüte. Immer, wenn die Parther Schwierigkeiten bereiteten, konnten die Kuschan die Karawanen in südlicher Richtung von Balch in das Indus- Delta umleiten, von wo aus die Waren ihre Reise auf dem Seeweg beendeten. Im Austausch für den Import von unverarbeiteter Seide sandte Rom viele Arten von Fertigwaren: wollene Wandteppiche³⁶, gravierte Gemmen und Kameen, Figürchen und Metallwaren und als wohl bedeutendstes Produkt die wunderbaren Glaswaren

von Alexandria, da zu dieser Zeit in China die Glaserzeugung noch nicht entwickelt war.³⁷ Zur gleichen Zeit kamen aus den indischen Gebieten der Kuschan, die um 75 n. Chr. bis zum Ganges-Tal vorgedrungen waren, erlesene Elfenbeinwaren. Die aufschlußreichste Quelle für diese Handelsbeziehungen waren die französischen Ausgrabungen in Begram in Afghanistan³⁸, kleinere Funde sind jedoch auch an vielen anderen Orten gemacht worden.

Die Prosperität der Kuschan blieb jedoch nicht immer auf der gleichen Höhe. Zwar lassen sich Hinweise auf einen Bürgerkrieg in der Zeit des Huvischka im einzelnen nur schwer nachprüfen, doch finden sich andere, konkretere Spuren dieser Entwicklung. Die zahlreichen Votivfiguren der Pockengöttin Hariti in den Skulpturen der Gandhara-Schule bedürfen noch einer genauen Erklärung. In der Hauptsache befaßt sich diese Kunst mit Szenen aus den buddhistischen heiligen Schriften, doch könnte die Figur der Hariti sehr wohl eine aktuelle Bedeutung gehabt haben. Es ist allgemein bekannt, daß die römischen Truppen, die unter Cassius während ihres parthischen Feldzugs 165 n. Chr. in Ktesiphon eindringen, von einer verheerenden Epidemie geschlagen wurden.³⁹ Nach neueren Forschungen gibt es Anzeichen dafür, daß Südarabien zur gleichen Zeit von »un fleau qui ne pouvait être qu'une épidémie foudroyante«⁴⁰ heimgesucht wurde. Bei dieser Epidemie hat es sich wahrscheinlich um die Pocken gehandelt, die im Kuschan-Reich ausgebrochen waren und sich entlang der Handelswege in die übrige Alte Welt ausgebreitet hatten. Falls sich diese Annahme als richtig erweisen sollte, würde dieser Synchronismus die traditionelle Datierung stützen.

Von besonderem Interesse sind die religiösen Fragen des Kuschan-Reiches, denn die Münzen aus der Zeit Kanischkas und Huvischkas zeigen eine beachtliche Vielzahl von Gottheiten. Viele davon sind zoroastrisch.

Die Kuschan müssen demnach bis zu einem gewissen Grade Anhänger dieser Religion gewesen sein⁴¹, obgleich sie wahrscheinlich nicht orthodox im sassanidischen Sinn waren. Andere Münztypen, z.B. Herakles mit Roma, lassen auf klassischen Einfluß schließen, doch der ebenfalls vertretene Serapis hatte sich schon längst in Zentralasien akklimatisiert.⁴² Die prominenteste der Hindugottheiten ist Schiwa, doch erscheinen auch andere indische Götter. Die weitreichendste Frage ist aber immer noch das Problem des Verhältnisses der Kuschan zum Buddhismus. Der Buddha ist auf einer seltenen Münze aus der Zeit des Kanischka dargestellt, dessen freundliche Haltung gegenüber dem Buddhismus aus buddhistischen Quellen gut bekannt ist. Der Kaiser war auch der Stifter des großen Stupa von Peschawar, wo 1908 die berühmte Kanischka-Schatulle ausgegraben worden ist. Nach der vor kurzem neu interpretierten Kharoschthi-Inschrift der Schatulle⁴³ war diese eine Gabe Kaiser Kanischkas an sein Kloster Kanischkapura. Kanischkapura ist offensichtlich ein dynastischer Name für die Stadt Peschawar. Mit dem Andenken an Kanischka war auch das 3. buddhistische Konzil verbunden, das in Kaschmir oder, nach einer anderen Version, in Dschalandhara zusammengetreten ist, um die Kommentierung der kanonischen buddhistischen Schriften vorzubereiten.⁴⁴ Einer dieser

Kommentare ist die *Mahavibhascha* (Mahāvibhāṣā), die von Parschva (Parśva) und Vasumitra, zwei führenden Persönlichkeiten des Konzils, kompiliert wurde und in ihrer chinesischen Fassung noch erhalten ist. Obgleich Behauptungen, nach denen der Kaiser persönlich zum Buddhismus übergetreten sei, zu bezweifeln sind, machte diese Religion unter den Kuschan-Herrschern schnelle Fortschritte. Schon bald wurde sie über den Hindukusch und entlang der Handelswege bis China gebracht. Dieser Zeit werden gewöhnlich auch die riesigen Lehm-Buddhas von Bamian, Surch Kotal⁴⁵ und in Tadschikistan zugeordnet. Auf ähnliche Weise gelangte auch die Kenntnis der indischen Kharoschthi-Schrift nach China, wie die in Nija, unweit von Chotan, gefundenen Dokumente beweisen. Desgleichen wurden aber auch buddhistische Texte nach China gebracht, so z.B. der gandharische *Dharmapada*.⁴⁶ Während der Regierung Kanischkas, wenn nicht schon früher, begann die Ausbreitung des Buddhismus nach Zentralasien und China.

3. Die Sassaniden und Türken in Zentralasien

Der Weg, auf dem sich die buddhistische Religion von Gandhara über den Hindukusch nach Baktrien, dem Tarim-Becken und nach China ausbreitete, ist durch die Fundorte der Skulpturen und Malereien der Gandhara-Schule gekennzeichnet. Die bekanntesten Schöpfungen dieser Kunst sind die Skulpturen und Reliefs aus grünem Schiefer, die zuerst in Taxila und im Tal von Peschawar hergestellt worden sind, und zwar kurz nach der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. Der wichtigste Abschnitt in der Entwicklung dieses Stils wird durch das Auftreten des Buddha-Bildes gekennzeichnet. Die früheren Schulen der buddhistischen Kunst in Indien hatten es niemals gewagt, die geheiligte Person des Buddha bildlich darzustellen. Doch in Gandhara und wahrscheinlich gleichzeitig auch in Mathura konnte die entscheidende Neuerung unter dem Einfluß der künstlerischen Traditionen der griechischen und römischen Welt Fuß fassen. Es ist noch nicht möglich, den genauen Zeitpunkt der ersten Buddhadarstellung in Gandhara zu bestimmen. Entsprechende Darstellungen auf den Münzen der Kanischka-Zeit beweisen jedoch, daß das Buddha-Bild in der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. allgemein bekannt war. Das erste Beispiel, das man anführen kann, ist wahrscheinlich die Darstellung auf der berühmten Goldschatulle von Bimaran, die aus der Zeit um 75 n. Chr. stammen dürfte und sich jetzt im Britischen Museum befindet (Abb. 10).



© Abb. 10: Goldene Schatulle aus Bimaran. Beispiel einer Treibearbeit der Gandhara-Schule. Britisches Museum, London

Außer dem Bild Buddhas werden in der Gandhara-Kunst viele Szenen aus seiner Biographie dargestellt, die sich sowohl auf sein Leben auf Erden als auch auf seine früheren Existenzen beziehen. Nach dem freistehenden Buddha-Bild sind diese Szenen der erzählenden Skulptur die charakteristischsten Schöpfungen der Gandhara-Kunst. Die Kanischka- und die Bimaran-Schatullen zeigen uns die Leistungen, die diese Schule in der Metallbearbeitung hervorgebracht hat. Zu den bemerkenswertesten Schöpfungen der Gandhara-Kunst, die auf Grund ihrer engen stilistischen und thematischen Verwandtschaft mit der Kanischka-Schatulle mit Sicherheit der Kanischka-Zeit zugeordnet werden können, gehören die gemalten Fresken von Miran im Tarim-Becken, die während der Expeditionen Sir Aurel Steins entdeckt worden sind.



© Abb. 11: Der sog. »Iranische Bodhisattva«, eine hölzerne Votivtafel aus Dandan Oyliq bei Chotan/Sinkiang. 7. Jh. n. Chr. (?). Britisches Museum, London

Die Existenz so früher Gandhara-Fresken in einem Gebiet, das von den Hauptzentren der Kuschan- Macht weit entfernt lag, stützt die immer wieder vertretene Ansicht, daß Kanischka, der Route nach China folgend, seine Macht weit nach Osten ausgedehnt haben muß.¹ Dieses Vordringen entlang der Seidenstraße kann aber nur von kurzer Dauer gewesen sein, und die Herrschaft der Kuschan wurde in diesem Gebiet schon bald durch die der Chinesen abgelöst. Der Einfluß der Gandhara-Kunst blieb allerdings weiterhin spürbar. Selbst nach der Vernichtung des Kuschan-Reiches scheint noch in einem abgeleiteten Gandhara-Stil gemalt worden zu sein, beispielsweise in Kysyl im Gebiet von Kutscha. Wie schon erwähnt, kann auch die Gründung der Höhlenklöster bei Bamian mit ihren enormen Buddhafiguren der Kuschan- Zeit zugeschrieben werden. Hier jedoch stammen die frühesten erhaltenen Malereien, nämlich die Fresken in der Wölbung des 35-Meter-Buddhas, wieder erst aus der Zeit nach dem um 227 n. Chr. gestürzten letzten großen Kuschan-Herrscher Vasudeva. Einige mögen sogar in das 4. Jahrhundert n. Chr. gehören, wenn man z.B. nach der Art der auf ihnen dargestellten, im kuschanisch-sassanidischen Stil gemalten reich verzierten Kronen urteilt.

Die Historiker sind sich jetzt im großen und ganzen darüber einig, daß die Hauptursache für den Untergang des Kuschan-Reiches in der Eroberung seiner

nordwestlichen Gebiete durch die sassanidischen Perser gesehen werden muß. Im Jahr 224 n. Chr. schlug der Gründer der Sassaniden-Dynastie, Ardaschir I., den parthischen Herrscher Ardavan V., tötete ihn und machte sich selbst zum Oberherrscher von Iran. Er besiegte auch viele der kleineren Lokalfürsten, die unter der parthischen Verwaltung beträchtliche Macht besessen hatten, und ersetzte sie durch Statthalter aus dem sassanidischen Königshaus. Wenn man dem bekannten Bericht von al-Tabari² Glauben schenken darf, unternahm Ardaschir sogar einen Feldzug in den Osten Irans. Er besetzte dabei Seistan, Abarschahr (das heutige Nischapur), Merw, Balch und Chwaresm. Dabei machte ihm der Kuschan-König ein Kapitulationsangebot. Wahrscheinlich geschah dies im Jahr 227 n. Chr., dem letzten bezeugten Regierungsjahr Vasudevas I. Es gibt allerdings Hinweise darauf, daß östlich des Indus ein Zweig des Hauses der Kuschan weiter regiert hat, der sogenannte Zweig der »Murundas«. Ein Herrscher dieses Hauses war vielleicht ein dritter Kanischka, dessen Existenz durch seine Münzen bezeugt ist. Wir besitzen jedoch noch einen weiteren Beweis dafür, daß die Kernländer des Kuschan-Reiches in Baktrien und im Kabul-Tal nun in die Hände der Sassaniden übergingen. Dieser Beweis ergibt sich aus der Inschrift des Sassaniden-Kaisers Schapur I. (240–272) in Naqsch-i Rostam bei Persepolis. Die Inschrift, die in drei Sprachen, Pehlewi, Parthisch und Griechisch, verfaßt ist, zählt die Provinzen des Sassaniden-Reiches in seinen Grenzen von 260 n. Chr. auf. Der griechische Text ist von Honigmann und Maricq in ihrem Kommentar zu dieser Inschrift veröffentlicht worden. Eine endgültige Ausgabe aller drei Versionen steht jedoch noch aus.³ Unter den aufgezählten Provinzen wird auch »das Kuschan-Reich bis Peschawar« genannt. Die Inschrift weist somit darauf hin, daß zur Zeit Schapurs I. nur noch ein Teil des ursprünglichen Kuschan-Staates als unabhängiges Königreich existiert haben kann. Das Datum dieser Annexion wird nicht angegeben. Auch die Maßnahmen, die zur Zeit Schapurs für die Verwaltung der Kuschan-Gebiete unter den Sassaniden ergriffen wurden, sind nirgends beschrieben. Seit jedoch Herzfeld nachgewiesen hat, daß einer der ersten sassanidischen Statthalter, den wir aus den Münzen der Kuschan-Sassaniden-Serie kennen, Schapur hieß, darf man annehmen, daß der erste Statthalter dieser Provinz der zukünftige Herrscher Schapur I. vor seiner Erhebung zum Kaiser von Iran war.

Während der nächsten hundert Jahre nach 260 n. Chr. unterstand das Gebiet von Baktrien, der Sogdiana und das von Gandhara weiterhin Statthaltern aus dem sassanidischen Königshaus. Die Münzen dieser Zeit sind von Herzfeld beschrieben⁴ und vom Verfasser dieses Kapitels in einer eigenen Studie näher untersucht worden.⁵ Auf den Münzen werden folgende Statthalter genannt:

Schapur (später Schapur I. von Iran, 240–272 n. Chr.)
Ardaschir I. Kuschanschah
Ardaschir II. Kuschanschah
Firuz I. Kuschanschah

Hormizd I. Kuschanschah (um 277–286, rebellierte gegen Bahram II. von Iran)
Firuz II. Kuschanschah
Hormizd II. Kuschanschah (später Hormizd II. von Iran, 302–309)
Varahran I. Kuschanschah Varahran II. Kuschanschah (regierte 360 n. Chr.).

In der Literatur werden diese Statthalter kaum erwähnt. In der lateinischen *Historia Augusta* findet sich jedoch ein Passus, der sich auf die Rebellion des Kuschanschah Hormizd I. gegen seinen Bruder, den Sassaniden Bahram II. (276–293 n. Chr.), zu beziehen scheint.⁶ Marquart machte auf eine Erwähnung derselben Ereignisse in einem lateinischen Panegyrikus aufmerksam.⁷ Als der römische Kaiser Carus im Jahr 283 n. Chr. Ktesiphon eroberte, scheint der Sassanide Bahram II. offenbar in einen Krieg mit seinem Rivalen in Ostiran verwickelt und deshalb gezwungen gewesen zu sein, seine Hauptstadt den römischen Angreifern schutzlos preiszugeben. Wie aus den Münzen hervorgeht, hat Hormizd I. Kuschanschah sowohl Merw (wo er Gold prägen ließ) als auch Herat (wo er Silbermünzen herausgab) besetzt. Zuletzt wurde Hormizd offensichtlich besiegt. Die Verbindung zwischen ihm und seinem Nachfolger Firuz II. Kuschanschah ist allerdings ziemlich unklar.

Alle kuschanisch-sassanidischen Statthalter lassen sich auf den Münzen nach ihrer charakteristischen und individuell verschiedenen Haartracht unterscheiden. Im Fall von Varahran II. hat diese z.B. die Form von Widderhörnern. Es liegt daher auf der Hand, ihn mit einer Persönlichkeit zu identifizieren, die Ammianus Marcellinus (XIX, I, 1–2) persönlich gesehen hat und die bei der Belagerung von Amida im Jahr 360 n. Chr. ein Diadem von der gleichen Form getragen hat. Ammianus Marcellinus hielt sie deshalb für den Sassaniden-Kaiser Schapur II. Wenn die Identifizierung mit Varahran richtig ist, wäre eine feste Datierung dieses Herrschers möglich, da man annehmen muß, daß er 360 n. Chr. noch regiert hat. Erwähnt sei noch, daß einige der Goldmünzen den Münznamen *Baxlo* (für Balch) tragen. Der größere Teil hat aber überhaupt keine Kennzeichnung. Es ist daher anzunehmen, daß es sich um Prägungen aus dem Hauptquartier der sassanidischen Statthalter handelt, das entweder in Kabul oder in Kapisa gewesen sein muß. Es ist jedoch bemerkenswert, daß wir den Münznamen Balch auf den Prägungen von Varahran II. Kuschanschah nicht finden. Daher müssen wir annehmen, daß zur Zeit seines Amtsantritts die Sassaniden die Herrschaft über die baktrische Ebene an eine neue Welle von Angreifern aus der Steppe verloren hatten und nur noch das Kabul-Tal in ihren Händen war. Der Geschichte dieses neuen Ansturms müssen wir uns nun zuwenden.

Im 4. Jahrhundert n. Chr. war das Nomadenreich der Hiung-nu in der Mongolei schon seit langem in zwei getrennte Teile zerfallen, in einen nördlichen und einen südlichen. Beide Teile hatten bereits eine turbulente Geschichte hinter sich. 311 n. Chr. hatte der südliche Teil der Hiung-nu die Hauptstadt Nordchinas, Lo-yang, erobert und niedergebrannt.⁸ Bei den Römern hatte diese

Stadt unter dem Namen Sera Metropolis, der Bezeichnung der Seidenstraße, Berühmtheit erlangt. Die folgenden Unruhen entlang der Landwege nach Westen spiegeln sich in den »Alten sogdischen Briefen« wider.⁹ Später gründeten die südlichen Hiung-nu in Lo-yang eine Dynastie, die bis 350 n. Chr. regierte. In diesem Jahr wurde sie durch einen Verräter aus ihrem eigenen Geschlecht niedergemetzelt.

Währenddessen war der nördliche Teil der Hiung-nu aus der Gegend des Baikal-Sees durch seine immer mächtiger werdenden Rivalen, die Sien-pi, nach Westen getrieben worden. Mehr als ein Jahrhundert verliefen ihre Bewegungen anscheinend nördlich der T'ien-schan-Kette, unbemerkt von den Historikern der großen Kulturen. Schließlich jedoch tauchten sie jenseits der Jaxartes-Steppe nördlich der Sogdiana auf. Von hier aus fielen sie dann 350 n. Chr. und in den folgenden Jahren in verschiedenen Gruppen zunächst über die östlichen Provinzen des Sassaniden-Reiches her, wo sie als Chioniten bekannt wurden, und danach über die Alanen und Goten in der südrussischen Ebene westlich der Wolga, wo sie als die europäischen Hunnen erschienen.

350 n. Chr. belagerte Schapur II. von Iran (309–379) die Festung Nisibis im römischen Mesopotamien. Da erreichte ihn plötzlich die Nachricht von einem Angriff der Nomaden auf die Nordgrenzen seines Reiches. Schapur brach die Belagerung sofort ab und marschierte in das bedrohte Gebiet. Ob es der Schatten dieser Ereignisse war, unter welchem Seleukos (*Slwky*), der sassanidische Richter aus Kabul, an den Hof des Sassaniden-Königs reiste, ist kürzlich in Zweifel gezogen worden.¹⁰ Anscheinend errichtete jedoch Schapur II. zu dieser Zeit sein Hauptquartier im Gebiet der heutigen Stadt Nischapur »Die gute Tat des Schapur«, eine Bezeichnung, die ihr zu Ehren dieses Ereignisses beigelegt wurde. Ungefähr zehn Jahre lang mußte Schapur II. gegen die Chioniten Krieg führen, um seine Ostgrenze zu sichern. Zunächst war er tatsächlich erfolgreich. Als er 360 n. Chr. zur Fortsetzung des Krieges mit Rom wieder zurückkehrte, folgten ihm die Chioniten unter ihrem König Grumbates als Verbündete. Doch im Endergebnis waren alle seine Bemühungen vergebens. Es darf als sicher gelten, daß innerhalb weniger Jahrzehnte nach 360 n. Chr. die früheren Kuschan-Provinzen nicht mehr unter der Herrschaft der sassanidischen Statthalter standen, sondern den Anführern der neuen Eindringlinge aus der Steppe untergeordnet waren. Eine neue Macht hatte sich in Ostiran erhoben, die Chioniten und ihre Nachfolger, die Kidariten und die Hephthaliten (bzw. Ephthaliten).

Es scheint deshalb, daß die ersten Hunnen, die etwa 25 Jahre vor dem Eintreffen der Hunnen in Europa in Chorassan erschienen, die bei Ammianus Marcellinus erwähnten Chioniten waren.¹¹ Ihr Name scheint aus dem mittelpersischen *xiyōn*, Hunne, und einem griechischen Suffix -ῖται, das zur Bezeichnung von Volksstämmen dient, zu bestehen. Henning hingegen sieht die Endung des Namens Ephthaliten als eine sogdische Pluralform an.¹² Nachdem die Chioniten sich schließlich mit Schapur II. verbündet hatten, um ihn bei

seinem Feldzug gegen die Römer in Mesopotamien zu unterstützen, wurde der Sohn ihres Königs Grumbates bei der Belagerung von Amida getötet. Der Leichnam des Fürsten wurde eingeäschert, eine verblüffende Tatsache bei einer Armee der Sassaniden, die ja Zoroastrier waren und eine Verbrennung deshalb für ein Anathema hielten. Doch stimmt dieses Detail mit den archäologischen Angaben über die europäischen Hunnen überein.¹³ Ähnliche Berichte gibt es für das Tal von Pischkent in Tadschikistan¹⁴, und nach dem *Tschou-schu* wurden zur gleichen Zeit in Karaschahr ähnliche Praktiken ausgeübt¹⁵.

Später erfahren wir von dem Aufstieg des Hunnenhäuptlings Kidara, der dominierenden Gestalt der baktrischen Stämme während der letzten Jahrzehnte des 4. Jahrhunderts n. Chr. Seine Münzen – denn als solche müssen sie angesehen werden – wurden zusammen mit den Münzen Schapurs II. (309–379), Ardaschirs II. (379–383) und Schapurs III. (383–388) im Fund von Tepe Marandschan in der Nähe von Kabul entdeckt.¹⁶ Ohne Zweifel war Kidara ein Zeitgenosse dieser Herrscher. Priskos, der griechische Historiker der Hunnen, spricht oft von den »kidaritischen Hunnen«. Aber der Gebrauch dieser Bezeichnung im Zusammenhang mit dem folgenden 5. Jahrhundert n. Chr. ist in gewissem Sinn anachronistisch. Es scheint tatsächlich, daß gegen Ende von Kidaras Leben und während der Herrschaft seines Sohnes, der den gleichen Namen getragen haben muß, eine neue Welle hunnischer Angreifer in Baktrien eindrang und die Kidariten in den Pandschab vertrieben wurden, wo der Name Kidara in Brahmi-Schrift auf vielen goldenen Münzen unbestimmter Herkunft vorkommt.

Nach der Ansicht von Ghirshman waren die Chioniten, zu denen möglicherweise auch die Kidariten zu rechnen sind, mit dieser späteren Horde, den Hephthaliten, identisch. Sinologen, z.B. McGovern¹⁷ und Enoki¹⁸, neigen jedoch zu der Ansicht, daß die Hephthaliten eine neue Horde waren, die zu Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. in Baktrien einfiel und die Kidariten nach Süden vertrieb. Die östlichen Angreifer, die von Bahram V. 427 n. Chr. aus Iran zurückgeworfen worden waren, können sowohl der einen als auch der anderen Gruppe angehört haben, obwohl diese Bewegungen wahrscheinlich mit der Ankunft der Hephthaliten zusammenhingen. Es waren jedoch ganz bestimmt die letzteren, an die sich der sassanidische Prinz Firuz 457 n. Chr. um Hilfe wandte, als er versuchte, seinen Bruder Hormizd III. vom Thron von Iran zu vertreiben und sich an seine Stelle zu setzen. Später wandte Firuz sich gegen seine hephthalitischen Verbündeten. Er wurde jedoch von ihrem König *Akhšunwar* (nach al-Tabari) oder *Khušnavaz* (nach Firdausi) besiegt und gefangengenommen. Firuz wurde wieder freigelassen, doch mußte sein Sohn Qubad als Geisel zurückbleiben. Später kaufte Firuz Qubad los und ging wieder zum Angriff über. Er stürmte aber mit seiner Kavallerie in einen verdeckten Graben und kam mit allen seinen Leuten um. Nach al-Tabari ließ sein Gegenspieler die Leichen der Perser in Hügelgräbern beisetzen.

Die klassische Beschreibung der Hephthaliten verdanken wir Prokopios¹⁹, der behauptet, daß die Hephthaliten zwar dem Namen und der Rasse nach Hunnen wären, aber nicht wie Nomaden lebten. Sie hätten eine helle Hautfarbe und regelmäßige Gesichtszüge. Ihre Toten würden beerdigt, wobei mit jedem ihrer Häuptlinge bis zu zwanzig seiner Gefolgsleute begraben würden. In diesem Punkt unterschieden sich also die Hephthaliten von den Chioniten, die, wie erwähnt, ihre Toten verbrannten.

488 oder 489 n. Chr. bestieg der Sassaniden-König Qubad, der während seiner Jugendzeit als Geisel bei den Hephthaliten gelebt hatte, den persischen Thron. Trotzdem bedrohte dieser Stamm weiterhin die Sicherheit von Iran. Der nächste Sassaniden-Kaiser, Chosrau Anoschirvan (531–579), baute in der Ebene von Gorgan Befestigungsanlagen gegen die Hephthaliten. Als schließlich die Türken auf der Szene erschienen, verbündete er sich mit dem türkischen Khan, der in den westlichen Quellen Sindschibu oder Silzibul genannt wird²⁰, um die Hephthaliten zu vernichten. Kurz nach 557 wurden diese in einer heftigen Schlacht zersprengt. Ihre Länder wurden entlang der Oxus-Linie zwischen den Sassaniden und den Türken aufgeteilt. Diese nahmen den südlichen Teil und jene alles, was im Norden lag.

Während der zweiten Hälfte der Vorherrschaft der Hephthaliten in Baktrien, im 5. und frühen 6. Jahrhundert n. Chr., berichten indische Quellen von einer Reihe von feindlichen Einfällen in den Pandschab und nach Westindien, die von einem Volk unternommen wurden, das sie Hunas nennen. Es handelte sich offensichtlich um Hunnen. Aber es ist nicht klar, welchem Zweig dieses Volks sie angehörten. Der berühmteste Stamm scheinen bei diesen Einfällen die Zabuliten gewesen zu sein. Schon 458 n. Chr. war der Gupta-Fürst Skandagupta herbeigerufen worden, um den Ansturm von Eindringlingen abzuwehren, die anscheinend Hunas waren. Während seines Lebens konnten sie in Schach gehalten werden, aber am Ende des Jahrhunderts befand sich das Gupta-Reich in Auflösung. 510 n. Chr. hatte der Huna-Fürst Toramana seine Herrschaft bereits über einen großen Teil Indiens ausgedehnt. Der Sohn und Nachfolger Toramanas war der berühmte Mihirakula. Nachdem dieser um 525 n. Chr. einen großen Teil des Pandschab beherrscht hatte, wurde er aus den indischen Ebenen vertrieben, konnte sich aber in Kaschmir weiter halten. Von Mihirakula wird erzählt, daß es ihm großen Spaß gemacht habe, über die Steilhänge von Kaschmir Elefanten rollen zu lassen, um sich an den schrillen Schreien zu ergötzen, die sie ausstießen, wenn sie unten auf den Felsen aufschlugen. Auf Toramana und Mihirakula folgten andere Huna-Könige, unter ihnen Lakhana und Khingila, deren Herrschaft in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts fällt. Ihre genauen Daten sind jedoch nicht bekannt. Diese Könige müssen in Kabul oder in Gardes regiert haben. Die Regierung des Khingila hat mindestens acht Jahre gedauert, wie eine vor kurzem entdeckte Inschrift beweist.²¹

Falls sich die Sprache der asiatischen Hunnen nicht im Dialekt des Chaldschitürkischen, über den Minorsky²² handelt, erhalten hat, ist sie – wie die ihrer

europäischen Vettern – völlig unbekannt. Es gibt zwei Haupthypothesen, die die sprachlichen und ethnischen Beziehungen dieses Volkes zu erklären versuchen. Die »iranische« Hypothese, die von Ghirshman²³ und Enoki²⁴ vertreten wird und die hauptsächlich auf den Münzlegenden in griechischer Kursivschrift beruht, ist jedoch nun durch die Entdeckung überholt, daß die Sprache dieser Legenden in Wirklichkeit ein ostiranischer Lokaldialekt aus Baktrien ist. Die Entdeckung der baktrischen Inschrift von Surch Kotal hat diese Folgerung völlig außer Zweifel gestellt. Es ist sicher, daß diese iranische Sprache gelegentlich von hunnischen Gruppen für administrative Zwecke verwendet wurde. Für die eigentliche Sprache der Hunnen behauptet nun Minorskys »türkische« Hypothese das Feld. Kopfzerbrechen verursacht auch die Behauptung des *Tschou-schu*²⁵, daß die Hephthaliten Polyandrie getrieben haben. Die militärische Ausrüstung der östlichen Hunnen, anscheinend der Kidariten, ist auf einer Silberschale dargestellt, die sich im Britischen Museum befindet (

Abb. 12).²⁶ Zu ihr gehörten ein gerades, zweihändiges Schwert und ein zusammengesetzter Bogen, aber keine Steigbügel. Minorsky vermutet, daß die paschtusprechenden Ghilzai in Afghanistan oder die türkischsprechenden Chaladsch in Iran Nachkommen der Hephthaliten sind. So verlockend diese Hypothese auch sein mag, so steht sie doch auf recht schwachen Füßen.

Während die verschiedenen Gruppen der Osthunnen in Baktrien und dem heutigen Afghanistan herrschten, vollzogen sich größere dynastische Veränderungen bei den Steppenvölkern in der Mongolei. Diese Veränderungen führten schließlich zum Untergang des Hephthaliten-Reiches. Nachdem die Hunnen aus dem Gebiet von Minusinsk nach Baktrien vertrieben worden waren, beherrschten eine Zeitlang die Sien-pi die Steppen der Mongolei. Im 6. Jahrhundert n. Chr. gewann jedoch dort die Völkerschaft der Juan-juan immer mehr Einfluß.



© Abb. 12: Silberschale der Kidariten-Zeit, um 400 n. Chr. Britisches Museum, London

Diese Juan-juan scheinen mit einer Völkerschaft identisch zu sein, die später in Europa unter dem Namen Awaren auftauchte und kurz nach 560 n. Chr. über die Ungarische Ebene gebot. Obgleich die dynastische Geschichte der Awaren nur sehr wenig bekannt ist, und zwar weder in ihrer mongolischen noch in ihrer ungarischen Heimat, so ist dieses Volk für den Historiker dennoch von gewissem Interesse. Denn es scheint, daß die Awaren zwei wichtige Erfindungen für den Reiterkrieg nach Europa vermittelt haben, den Steigbügel und den Säbel.²⁷ Beide, der Steigbügel und der Krummsäbel der Kavallerie, scheinen im 5. Jahrhundert n. Chr. im Grenzbereich zwischen China und der Steppe erfunden worden zu sein. Nachdem sie durch die Awaren nach Europa gebracht worden waren, wurden sie bald von den Byzantinern übernommen.²⁸ Es ist tatsächlich verblüffend, daß eine so elementare Erfindung wie der Steigbügel nicht nur allen Völkern des klassischen Altertums unbekannt geblieben war, sondern auch so erfahrenen Reitern wie den sassanidischen Persern. Doch dies scheint wirklich der Fall gewesen zu sein.

Die Vertreibung der Dynastie der Juan-juan aus der mongolischen Steppe war die Folge des Aufstiegs der Türken, die hier zum ersten Mal auf die Bühne der Geschichte traten. 552 n. Chr. war der Untergang der Juan-juan besiegelt. Der Begründer des türkischen Reiches war ein Häuptling, der in den chinesischen Quellen Tu-men genannt wird (Bu-min in den türkischen Inschriften). Die

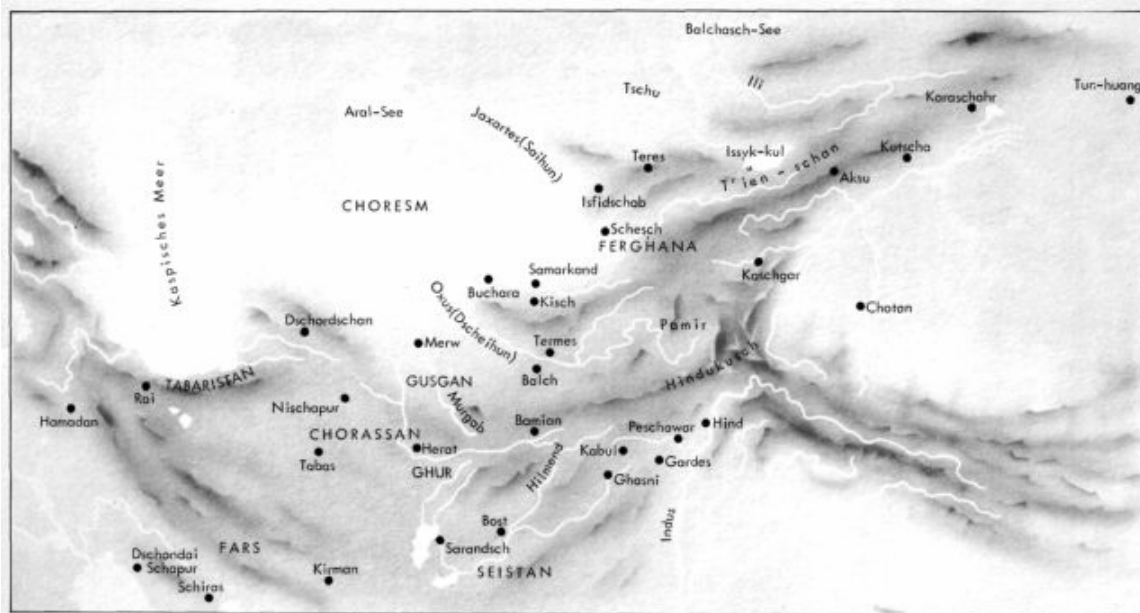
Residenz des türkischen Khans wurde in Ak Dagħ nördlich von Kutscha errichtet. Nach Westen hin dehnte sich das türkische Reich bis zum Oxus und zum Kaspischen Meer aus und stand, wie wir gesehen haben, unter der unabhängigen Herrschaft des Istāmi, des Bruders des Tu-men, desselben Fürsten, der in den westlichen Quellen Sindschibu (Silzibul) genannt wird. Es war Istāmi, der mit Chosrau I. Anuschirvan von Iran jenes Bündnis abgeschlossen hatte, das zur Vernichtung des Hephthaliten-Reiches führte und dem türkischen Reich eine gemeinsame Grenze mit dem sassanidischen Iran gab. 576 n. Chr. starb Istāmi, aber der türkische Einfluß in der Sogdiana blieb weiterhin sehr stark, selbst als beide Teile des türkischen Reiches sich nominell der chinesischen Tang-Dynastie unterwarfen, die nördlichen Türken 630 n. Chr. und die westlichen Türken 659 n. Chr.

Erst 682 n. Chr. errichteten die nördlichen Türken ein neues Reich in der Mongolei, das bis 744 n. Chr. bestand. Aus der Zeit dieses Reiches stammen die berühmten Orchon-Inschriften sowie eine Anzahl anderer türkischer Runeninschriften. Die Literatur über diese Inschriften ist ziemlich unzugänglich²⁹, eine ausführliche Bibliographie hat jedoch kürzlich Sinor zusammengestellt.³⁰ Die türkischen Runentexte sind die erste einheimische Quelle für die Geschichte der Türken und vermitteln das einzige detaillierte Bild, das wir uns von einem der Khanate der Mongolei in vorislamischer Zeit machen können. Zwischen 699 und 711 n. Chr. umfaßte das Khanat der nördlichen Türken auch das der westlichen Türken. Schließlich gewann unter den letzteren der Clan der Türgesch die Vorherrschaft. Die Feldzüge des Oberhauptes der Türgesch, Suhl, gegen den arabischen General Qutaiba führen uns jedoch in die Zeit der arabischen Eroberung der Sogdiana, die von nun an mit ihrem arabischen Namen Mawarannahr bezeichnet wird. Schon 651 n. Chr. hatten die arabischen Armeen ganz Iran überrannt und den flüchtenden Sassaniden-König Yazdagird III. (632 bis 651) bis Merw verfolgt, wo er den Händen eines Meuchelmörders zum Opfer fiel. Noch bevor viele Jahre vergangen waren, standen die arabischen Armeen auf beiden Seiten des Oxus und waren bereit, sich mit den Türken über den Besitz der Provinzen nördlich des Flusses auseinanderzusetzen.

4. Der Aufstieg des Islam

Einer der Gründe sowohl für die militärischen Erfolge als auch für die strategische Komplexität der arabischen Invasion in Zentralasien liegt in der Tatsache, daß der Vormarsch gleichzeitig auf zwei verschiedenen, aber zusammenlaufenden Verkehrswegen erfolgte. Die Vernichtung der königlich-persischen Armee durch die Araber in der Schlacht von Nihawend im Jahre 21/642 setzte dem zentral organisierten persischen Widerstand ein Ende. Der letzte Sassaniden-König, Yazdagird III., mußte fliehen. Zwar wurde von Seiten der lokalen Autoritäten vereinzelt Widerstand geleistet, doch hatte dieser

natürlich nur selten größeren Erfolg. Im Jahr 29/649 stießen die Truppen des Statthalters von Kufa, Sa'id b. al-'As, auf dem nördlichen Weg von Hamadan und Rai nach Dschordschan und Chorassan vor. Zur gleichen Zeit hatte der arabische Statthalter von Basra, Abdullah b. Amir, seinen Vormarsch durch Fars und Kirman zur Oase von Tabas und weiter nach Nischapur und Merw begonnen. Der Historiker al-Baladhuri, dessen Geschichte der islamischen Eroberungen die prägnanteste Darstellung dieser Ereignisse enthält¹, berichtet, daß der persische *Marzban* von Tos jedem dieser Statthalter einen Brief gesandt haben soll, in welchem er demjenigen, der die Provinz als erster erreichte, die Übergabe anbot. Obgleich Abdullah b. Amir der beschwerlichere Weg zugefallen war, drang er doch so schnell vor, daß er den Wettlauf gewinnen konnte und somit die Herrschaft über die Provinz erlangte. Die größeren Städte von Chorassan, Nischapur, Serachs, Tus, Herat und Merw, einigten sich schnell mit den Angreifern. In den Kämpfen gegen Serachs zeichnete sich der spätere Statthalter Abdullah b. Khazim aus. Von Kirman war eine Abteilung unter dem Kommando von al-Rabi' b. Ziyad ausgesandt worden, die den Auftrag hatte, Seistan zu erobern. Dieser Auftrag wurde erfolgreich durchgeführt. Doch die unter al-Ahna b. Qais in das Gebiet nördlich von Herat entsandte Vorhut traf in der Nähe des Flusses Murgab auf heftigen Widerstand. Erst nach schweren Kämpfen gelang es ihr, die dortigen Städte zu besetzen und weiter gegen Balch vorzudringen.



© Abb. 13: Die Ausbreitung des Islam in Zentralasien

Unruhen im arabischen Reich, die während des Kalifats des Ali (35/656–40/661) ausbrachen, führten zum Rückzug Abdullah b. Amirs aus Chorassan

und zu einer Schwächung der arabischen Herrschaft über diese Provinz. Nachdem jedoch Mu'awiya den Kalifenthron bestiegen hatte, kehrte Abdullah als Statthalter nach Basra zurück. Obwohl seine Stellvertreter Chorassan wieder unter ihre Kontrolle brachten, wurde er dennoch im Jahr 44/664 wegen unangebrachter Nachsicht abgesetzt. Sein Nachfolger in Basra, Ziyad b. Abi Sufiyan, leitete die Teilung der Provinz in vier »Regionen« ein, in die von Nischapur, Merw, Merw al-Rud (am Fluß Murgab) und Herat. Doch erst nachdem der Sohn dieses Statthalters, 'Ubaidullah b. Ziyad, im Jahr 54/674 Statthalter von Chorassan geworden war, wurde der arabische Vormarsch wiederaufgenommen. Arabische Truppen überschritten den Oxus (Amu-darja), um den Herrscher von Buchara zu schlagen.

Einige Quellen schreiben einer türkischen Kaiserin, die unter der Bezeichnung »Die Khatun« bekannt ist, eine bedeutende Rolle bei der Verteidigung Bucharas gegen die Araber zu. Diese Mitteilung wird jedoch gewöhnlich als Legende angesehen. Die folgenden Statthalter von Chorassan setzten auf jeden Fall die Angriffe im Gebiet nördlich des Oxus fort, insbesondere Salm, ein weiterer Sohn des Ziyad, der 61/681 ernannt worden war und einen erfolgreichen Feldzug gegen Choresmien unternommen hatte. Später drang er bis Samarkand vor, wo ihm seine Frau, die erste Araberin, die an einem Feldzug nördlich des Oxus teilgenommen hat, einen Sohn gebar, der später den Beinamen al-Sughdi (der Sogdier) erhielt.

Die Stellung der arabischen Statthalter an der Ostgrenze des islamischen Reiches wurde nichtsdestoweniger schwer durch Unruhen beeinträchtigt, die zwischen 64/683 und 73/692 im Herzen des Kalifats als Folge der Erhebung des Gegenkalifen Abdullah ibn al-Zubair ausbrachen. Die arabischen Stämme, die nach Chorassan gekommen waren, wurden nun durch Parteikämpfe gespalten, so daß Salm seine Stellung nicht mehr halten konnte und gezwungen war, die Regierung Abdullah b. Khazim zu übergeben, der jetzt als Parteigänger Ibn al-Zubairs auftrat. Ibn Khazim regierte in Chorassan weiter als faktisch unabhängiger Herrscher, bis er 72/691 bei einem Aufruhr getötet wurde. Darüber hinaus glückte es seinem Sohn Musa b. Abdullah b. Khazim, sich in den Besitz der Festung Termes (Tirmidh) am Nordufer des Oxus zu setzen, wo er sich in offener Rebellion gegen die türkischen und sogdischen Herrscher halten konnte, bis er im Jahre 85/704 in einer Schlacht fiel.

Inzwischen hatte im Irak der mächtige Vizekönig al-Haddschadsch für den Omaiaden-Kalifen 'Abd al- Malik die Herrschaft übernommen. Er sandte im Jahr 78/697 den bekannten General al-Muhallab b. Abi Sufra als Statthalter nach Chorassan. Al-Muhallab suchte die Kräfte der sich befehrenden Stämme abzulenken. Er nahm deshalb die arabischen Feldzüge jenseits des Oxus wieder auf und überfiel Kisch (Schachrisjabs) und Nasaf (Nachschab). Bei seiner Rückkehr zog er sich jedoch eine Pleuritis zu und starb 82/701. Sein Nachfolger wurde sein Sohn Yazid b. al-Muhallab, eine auffallende Persönlichkeit von verschwenderischer Großzügigkeit, aber mitleidloser Grausamkeit. Aus einer

kürzlich entdeckten arabisch- sassanidischen Münze geht hervor, daß er im Distrikt von Dschusdschan die Kopfsteuer erhoben hat. Die Münze zeigt offensichtlich auch sein Porträt.² Später ging Yazid für seinen Vorgesetzten al-Haddschadsch weiter südlich gegen einen gefährlichen Rebellen vor. Es handelte sich um 'Abd al-Rahman b. Muhammad b. al-Asch'ath, der von al-Haddschadsch an die Spitze einer ausgezeichnet ausgerüsteten Armee, der »Armee der Pfauen«, von Basra nach Seistan geschickt worden war, sich jedoch bald gegen seinen Oberherren al-Haddschadsch gewandt und gegen ihn Krieg geführt hatte.

Trotzdem enthob al-Haddschadsch im Jahr 85/704 Yazid seines Postens und ersetzte ihn zunächst durch seinen Bruder al-Mufaddal b. al-Muhallab und einige Monate später durch den berühmten General Qutaiba b. Muslim. Qutaiba führte eine Reihe von energischen Feldzügen und war letztlich für die endgültige Annektierung der Länder nördlich des Oxus durch die Araber verantwortlich. Nachdem er Buchara und Samarkand erobert hatte, errichtete er nördlich vom Jaxartes in Schesch (Taschkent) einen Stützpunkt und stieß von dort aus gegen Norden bis Isfidschab vor. Zur gleichen Zeit zwang Qutaibas Bruder 'Abd al-Rahman das Königreich Choresmien zur Unterwerfung. Während Qutaiba im Jahr 96/715 noch in Ferghana kämpfte, erreichte ihn die Nachricht von der Übernahme des Kalifats durch seinen bitteren persönlichen Feind Sulaiman. Als Qutaiba dem neuen Souverän die Gefolgschaft verweigerte, meuterte seine Armee und griff das Zelt des Generals an. Nur seine aus sogdischen Geiseln gebildete Leibwache blieb ihm treu. Qutaiba und viele Mitglieder seines Haushalts wurden getötet.

In der Zeit nach dem Tod Qutaibas erlitt die Macht der Araber in Mawarannahr erhebliche Rückschläge. Qutaiba war von seinem Oberherrn Haddschadsch rückhaltlos unterstützt worden und hatte sich deshalb eines einzigartigen Vorteils erfreut. Seine Nachfolger erfuhren weit weniger Unterstützung und besaßen ohne Zweifel auch nicht Qutaibas Fähigkeiten. Unter den arabischen Stämmen in Chorassan herrschten zahlreiche Parteienkämpfe, zu denen bald die versteckte Propaganda der abbasidischen Emissäre kam, die auf den Sturz des Omaiaden-Kalifats hinarbeiteten. Der wichtigste Faktor war jedoch wahrscheinlich die wachsende Macht der Türgesch-Türken nördlich des Jaxartes. Diese reagierten bereitwillig auf die Hilferufe der einheimischen sogdischen Herrscher, von denen sie als Gegengewicht gegen die Macht der Araber herbeigerufen wurden. Im Jahr 106/724 wurde ein mohammedanisches Heer in Ferghana von den Türken schwer geschlagen und vermochte nur dadurch zu entkommen, daß es sich nach einem erbitterten Kampf wieder über den Jaxartes zurückzog. Der Tag dieses Kampfes erhielt auf Grund der Leiden, die die Truppen dabei zu erdulden hatten, den Namen »Tag des Durstes«³. Von da an waren die Araber für über ein Jahrzehnt in die Defensive gedrängt. Es ist bemerkenswert, daß in dieser Zeit sowohl die Araber als auch die einheimischen Fürsten der Sogdiana und

Tocharistans viele Gesandtschaften an den chinesischen Hof schickten, ohne Zweifel in der Hoffnung, den chinesischen Kaiser dazu zu bewegen, die Türgesch zu ihren Gunsten zu beeinflussen.

Dieser Zeit der Unruhen, die auf Qutaibas Tod folgten, ist ein bemerkenswertes Versteck von Dokumenten zuzuschreiben, die zum größten Teil in sogdischer Schrift und Sprache abgefaßt sind. Sie stellen das Archiv des sogdischen Fürsten Divastisch dar, des Herrschers von Pjandschikent am Oberlauf des Flusses Serawschan. Divastisch floh vor einer arabischen Strafexpedition in seine Festung auf dem Berg Mugh, die schließlich von den Arabern erobert und geplündert wurde. Hier wurden die Archive in jüngster Zeit wiederentdeckt.⁴ Pjandschikent selbst war ebenfalls der Ort einer bedeutenden Ausgrabung, bei der sowjetische Archäologen eine große Anzahl von Wandmalereien fanden⁵, die aus unmittelbar vorislamischer Zeit stammen. Während ihrer Feldzüge verloren die Araber die Kontrolle über nahezu alle Gebiete nördlich des Oxus. Der *Khagan* der Türgesch, Su-lu, konnte es sogar wagen, Einfälle in das Gebiet südlich des Flusses zu unternehmen. Er wurde jedoch von dem arabischen Statthalter Asad b. Abdallah al-Qasri besiegt und kurz darauf von einem seiner eigenen Offiziere ermordet. Dieser Vorfall war das Signal für die Auflösung des Reiches der Türgesch und für die Beseitigung der Gefahr, die es für die arabische Herrschaft dargestellt hatte. Der nächste Statthalter, Nasr b. Saiyar, der auf den 120/737 gestorbenen Asad folgte, war deshalb in der Lage, die Provinzen mit großem Erfolg zu befrieden und zu reorganisieren.

Nasr war ein kluger und besonnener Offizier, der viel unternahm, um den Wohlstand in Chorassan wiederherzustellen, ungeachtet des bitteren Parteienhaders, der die Araber unter seinem Kommando entzweite. Sein Andenken wird allerdings durch die Rolle befleckt, die er beim Tod des Yahya b. Zaid spielte, eines der alidischen Anwärter auf das Kalifat, zu dessen Gunsten eine aktive Propaganda getrieben wurde. Als Yahya in Balch erschien, ließ Nasr ihn verhaften und befahl ihm, in die Hauptstadt Damaskus weiterzureisen. Aber Yahya ergriff in der Nähe von Nischapur die Flucht. Nachdem er sich mit den örtlichen Statthaltern in eine Anzahl von Scharmützeln eingelassen hatte, sammelte er eine kleine Streitmacht und schlug sich nach Anbir, dem heutigen Sar-i-Pul in Afghanistan, durch. Nasr schickte eine Kavallerieabteilung gegen ihn. In dem darauffolgenden Kampf wurde Yahya getötet. Sein Körper wurde auf der Stadtmauer zur Schau gestellt und schließlich von den Gefolgsleuten Abu Muslims begraben. Seine Grabstätte, die einen wunderbar verzierten seldschukidischen Schrein enthält, wird bis auf den heutigen Tag sehr verehrt.

Im Jahr 129/747–8 traf der abbasidische Missionar Abu Muslim (sein offizieller Name war 'Abd al-Rahman b. Muslim) in Chorassan ein. Seine Rekrutierungsversuche hatten sofort einen beachtenswerten Erfolg. Er gewann die rückhaltlose Unterstützung der *Dehqans* (iranischen Landbesitzer). Alle Kräfte, die der Omayyaden-Regierung feindlich gesinnt waren, verbanden sich

mit ihm. Die arabischen Garnisonen waren dagegen immer noch durch verschiedene Parteiungen tief gespalten. Die Stellung Nasr b. Saiyars wurde deshalb bald unhaltbar. Er hatte keine andere Wahl, als sich nach Westen zurückzuziehen, und starb während seines Rückmarsches.

Dieser Triumph Abu Muslims war das Vorspiel zum Sturz der Omaiaden-Dynastie und zur Gründung der Abbasiden-Dynastie. Aber während sich im Westen diese folgenschweren Ereignisse abspielten, tauchte im Osten eine neue Gefahr für die arabische Provinz auf. In das Tal des oberen Jaxartes war ein mächtiges chinesisches Heer eingedrungen, das sogar soweit ging, den Herrscher von Schesch wegen Ungehorsams hinzurichten. Im Jahr 134/751 stellte sich ihm Ziyad b. Salih, der General Abu Muslims, entgegen und brachte ihm eine schwere Niederlage bei, die den chinesischen Herrschaftsansprüchen in Mawarannahr ein Ende setzte. Diese Schlacht hatte noch eine weitere interessante Folge. Von Chinesen, die bei dieser Gelegenheit gefangengenommen wurden, lernte die Bevölkerung Samarkands die Herstellung des Papiers kennen. Dieses sollte daraufhin schon bald im Westen an die Stelle der bisher gebräuchlichen Schreibmaterialien Pergament und Papyrus treten.

Im Jahr 138/755 wurde Abu Muslim von seinem abbasidischen Oberherrn, dem Kalifen al-Mansur, nach Irak gelockt und hingerichtet. Der große Einfluß jedoch, den er in der Provinz ausgeübt hatte, hinterließ bei der Bevölkerung von Chorassan einen bleibenden Eindruck. Die Erinnerung an ihn lebte immer wieder im Zusammenhang mit den von der islamischen Lehre abweichenden religiösen Kulte auf, die in späteren Jahren aufkamen. Diese Kulte nahmen manchmal die Form von offenen Aufstandsbewegungen gegen die Abbasiden-Regierung an. Die gefährlichste dieser Bewegungen war ein Aufstand, der im Jahr 160/776 von einem gewissen Haschim b. Hakim angeführt wurde. Dieser Haschim b. Hakim führte den Beinamen al-Muqanna' (»der Verschleierte«) und behauptete, die Inkarnation einer Gottheit zu sein, die sich früher in Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus, Mohammed und Abu Muslim manifestiert habe.⁶ Die Sektierer wurden von den Regierungstruppen in einer Festung in der Nähe von Kisch belagert und begingen schließlich Selbstmord.

In der Zwischenzeit erhielten die charidschitischen Dissidenten, die sich unter dem Kalifat von Ali (35/656–40/661) vom orthodoxen Islam getrennt hatten, auch weiterhin ihre rebellische Haltung gegenüber jeglicher zentralen Macht bei. Besonders zahlreich waren sie in den Provinzen Seistan und Kirman. Obgleich sie wiederholt unterdrückt wurden, vermochten sie sich doch immer wieder zu behaupten. Einer der charidschitischen Gegenkalifen, Hamza b. 'Abdullah (auch Hamza b. Atrak oder Hamza b. Adhrak genannt), der im Jahr 181/797 von sich reden machte, wagte sogar, sich dem abbasidischen Kalifen Harun al-Raschid zu widersetzen. Die arabischen Historiker nehmen wenig Notiz von den Taten Hamzas, aber das persische *Tarikh-i Sistan*⁷ berichtet in großer Breite die Geschichte seiner Abenteuer und zitiert dabei den vollständigen Text eines umfangreichen Briefwechsels zwischen dem Kalifen und dem Charidschiten.

Obgleich Hamza selbst nicht viel mehr als ein Bandenchef war, scheint er dem weitempfundenen Wunsch nach Unabhängigkeit vom Kalifat in Bagdad Ausdruck verliehen zu haben. Die Erzählung seiner Heldentaten war in Seistan offensichtlich sehr populär. Ihm wird die Gründung der Stadt Gardes in Afghanistan zugeschrieben. Die Stadt Sarandsch, die Hauptstadt von Seistan, konnte er allerdings nicht einnehmen, obwohl ihm auch dies fast gelungen wäre. Mit dem Bestreben, diesen gefährlichen Gegner des abbasidischen Kalifats auszuschalten, hing nach dem *Tarikh-i Sistan* jene Expedition Harun al-Raschids zusammen, auf der dieser 193/809 in Tus starb. Ein anderes Ziel dieser Expedition war ohne Zweifel die Unterdrückung der Rebellion Rafi' b. Laiths, des Enkels des ehemaligen Statthalters Nasr b. Saiyars, in Samarkand. Es sollte jedoch noch bis zur Regierungszeit al-Ma'muns im Jahr 195/810 dauern, bis sich Rafi' veranlaßt sah, sich zu unterwerfen. Über das weitere Schicksal Hamzas ist nichts bekannt.

Harun al-Raschid teilte bei seinem Tod sein Reich zwischen seine beiden Söhne auf: al-'Amin erhielt den Irak und den Westen, während al-Ma'mun in Chorassan residieren sollte. Diese Entscheidung war der erste Schritt zum Auseinanderbrechen des Kalifats. Die Bildung lokaler und nationaler Staaten in den östlichen Provinzen folgte. Al-Ma'mun entthronte schließlich seinen Bruder und belohnte seinen persischen General, Tahir, »den Doppelzüngigen«, mit der Statthalterschaft in der Provinz Chorassan. Als Tahir den Namen des Kalifen aus den Freitagsgebeten fortließ, ließ al-Ma'mun ihn heimlich vergiften. Die Statthalterschaft blieb jedoch in der gleichen Familie. Sie kam zunächst an Tahirs ältesten Sohn Talha und dann an einen zweiten Sohn, Abdullah, so daß die Provinz allmählich ein erbliches und praktisch unabhängiges Reich mit dem Zentrum Nischapur wurde.



© Abb. 14: Uigurenfürst, Teil eines Freskos aus Bāzāklīk/Sinkiang, etwa 8.–9. Jh. n. Chr. Indische Kunstabteilung der Staatlichen Museen, Berlin

Die Tahiriden begnügten sich damit, ihre Herrschaft auf die Grenzen ihrer ursprünglichen Provinz zu beschränken und die Regierungsmethoden des Kalifats beizubehalten. Eine Neuerung, die dieser Zeit zugeschrieben wird, ist allerdings der Gebrauch der persischen Sprache in arabischer Schrift für literarische Zwecke.⁸ Denn alle literarischen Werke wurden unter dem Kalifat in arabischer Schrift geschrieben. Für das Persische waren wahrscheinlich vorwiegend nur die schwerfälligen Pehlewi-Zeichen verwendet worden.

Ganz anders als das Königreich der Tahiriden war der Staat, der in Seistan von Ya'qub b. al-Laith al-Saffar, »dem Kupferschmied«, errichtet wurde. Von dieser Bezeichnung leitet die von ihm begründete Dynastie der Saffariden ihren Namen her. Ya'qub war kein Offizier der abbasidischen Kalifen, sondern ein furchtbarer Raufbold, der in eine Söldnertruppe eingetreten war, die unter Salih b. Nasr, dem Statthalter von Bost, diente. Als Salih nach Sarandsch marschierte, um den tahiridischen Statthalter Ibrahim al-Qawsi zu vertreiben, begleitete Ya'qub ihn. Es kam zu einem unübersichtlichen Gefecht, das Ya'qub dazu benutzte, Salih und einen anderen möglichen Rivalen auszuschalten und im Jahr 247/861 seine Wahl zum Emir zu sichern. Ya'qub, der sich als Soldat einen großen Namen erworben hatte, griff nun die Festung Bost an und lieferte der Garnison, die von dem türkischen Häuptling Zunbil, dem Herrscher über das Bergland im

Nordosten, unterstützt wurde, einen erbitterten Kampf. Dabei wurde Ya'qub hart bedrängt, doch besiegte er Zunbil durch eine brillante Attacke von fünfzig Reitern und schlug den Feind in die Flucht. Hierbei machte er so viel Beute, daß er damit 200 Flußkähne füllen konnte.

Nach diesem Sieg gewann Ya'qub weiterhin schnell an Macht. Er besiegte den Charidschiten-Führer 'Ammar und zerstreute seine Armee. Danach rückte er gegen Herat vor, um diese Stadt ihrem tahiridischen Statthalter zu entreißen. Dann wandte er sich nach Westen, um Kirman und Fars zu erobern. Schließlich drang er bis Nischapur vor, nahm die Stadt ein und setzte den Tahiriden-Emir Muhammad gefangen. Danach besetzte er Dschordschan, drang in Tabaristan ein und schlug den alidischen Herrscher, al-Hasan b. Zaid, in den Flucht. Ya'qubs wachsende Macht beunruhigte den Kalifen al-Mu'tamid so sehr, daß er den Saffariden zum Usurpator erklärte. Ya'qub entschloß sich schließlich, gegen den Kalifen selbst vorzugehen, und marschierte im Jahr 263/876 auf Bagdad. In der Nähe der Hauptstadt erlitt er bei Dair al-'Aqul seine erste Niederlage und zog sich daraufhin nach Dschondai Schapur zurück, wo er 265/879 starb.

Sein Nachfolger war sein Bruder 'Amr b. al-Laith, der, obgleich er nicht die eiserne Entschlossenheit Ya'qubs besaß, 21 Jahre lang über das Saffaridenreich von Seistan, Fars und Chorassan herrschte und einen beträchtlichen militärischen Ehrgeiz entfaltete. Einer seiner Offiziere, Fardaghan, wurde zum Statthalter von Ghasni ernannt und plünderte die Hindu- Tempel von Sakawand im Logar-Tal in der Nähe von Kabul. Damit provozierte er einen starken Gegenschlag des Hinduschahiya-Königs von Ohind am Indus, Kamalu, in dessen Gebieten die geschändeten Heiligtümer lagen.⁹ Im Jahr 287/900 versuchte Amr, einem hinterhältigen Rat des Kalifen folgend, Anspruch auf die Herrschaft über die Provinzen jenseits des Oxus zu erheben, und drang bis Balch vor. Inzwischen aber hatte sich in den Gebieten, nach denen Amr trachtete, eine neue Macht, die Samaniden-Dynastie, gebildet. In Balch traf die Saffariden-Armee auf die Truppen des Samaniden-Emirs Isma'il b. Ahmad und wurde umzingelt. Als Amr zu fliehen versuchte, wurde er ergriffen und als Gefangener nach Bagdad gebracht, wo er schließlich in der Haft starb. Die mohammedanischen Historiker lieben es, den Pomp, den Amr vor diesem Unglück zur Schau gestellt hatte, seinem späteren Elend gegenüberzustellen.

In Seistan konnten sich die Überlebenden der Saffariden-Dynastie noch mehrere Jahrzehnte halten. Ihr Geschlecht bestand noch Jahrhunderte weiter.¹⁰ Doch nun war unter der – im wesentlichen nur nominellen – Suzeränität der Kalifen, die die höchste Gewalt im islamischen Zentralasien und die oberste Autorität von Seistan repräsentierte, die Samaniden-Dynastie gegründet. Seit der Zeit Isma'ils versuchten die Samaniden mit wechselndem Erfolg, an ihrer Westgrenze die Herrschaft über Dschordschan und Tabaristan zu gewinnen. Nördlich des Syr-darja lag Schesch (Taschkent), ein wichtiges Handelszentrum der Samaniden. Die Grenzen des Samaniden-Reiches erstreckten sich bis Isfidschab in der Nähe von Tschimkent. In Chorassan wurde die

Regierungsgewalt durch Statthalter ausgeübt, die in Nischapur residierten. Die Hauptstadt der Samaniden-Emire selbst war Buchara.

Obwohl der Samaniden-Staat während seiner höchsten Blüte für den Schutz der mohammedanischen Welt vor den Einfällen der heidnischen Türken aus Zentralasien vor allem militärische Bedeutung hatte, übte er auch einen wichtigen kulturellen Einfluß aus. Den Samaniden war es zu verdanken – trotz Behauptungen, der Emir Nasr b. Ahmad (301/913–331/943) sei heimlich von einem ismailitischen Missionar bekehrt worden¹¹ –, daß der sunnitische Islam in seiner streng orthodoxen Form in Mawarannahr fest begründet wurde. Gesetz und Ordnung und die Eigentumsrechte wurden streng aufrechterhalten, und die islamischen Richter und religiösen Führer genossen großes Ansehen. Auch die literarische Tätigkeit wurde von den Samaniden-Herrschern sehr gefördert. Obgleich die Amtssprache Arabisch war und auch oft für wissenschaftliche Werke verwendet wurde, begann in dieser Zeit die volle Entwicklung der persischen Literatur. Am Hof Nasr b. Ahmads lebte der Dichter Rudaki, der in einer brillanten persischen Ode die Szenerie eines königlichen Banketts beschreibt.¹² Auch persische Prosa kam in Mode. Ein Beispiel dafür ist Wesir Bal'amis Übersetzung der arabischen Annalen des al-Tabari.

Die Feldzüge der Samaniden gegen die heidnischen Steppentürken brachten nur wenig Beute, doch sicherten sie eine reichliche Versorgung mit Sklaven. Einige von ihnen wurden in die Hauptzentren des Islam verkauft, wo sie die Sklaven-Leibwachen der Abbasiden- Kalifen bildeten. Die Samaniden selbst bedienten sich ebenfalls in großem Maße dieser türkischen Sklaven- Soldaten, die nicht nur ein wichtiger Bestandteil ihrer Armeen wurden, sondern – dank der hervorragenden militärischen Fähigkeiten der Türken – in den Diensten der Samaniden oft auch sehr einflußreiche Stellungen erlangten. Einer dieser avancierten Sklavenoffiziere war der berühmte Alptigin, der unter dem Emir 'Abd al-Malik b. Nuh (343/954 bis 350/ 961) bis zum Rang des Oberbefehlshabers der Truppen in Chorassan aufstieg. Da der Türke Alptigin jedoch al- Maliks Nachfolger, Mansur I.b. Nuh, gegen den er intrigiert hatte, fürchtete, beschloß er, sich an die Südostgrenze des Samaniden-Staates zurückzuziehen. Dort konnte er darauf hoffen, sich als halb-unabhängiger Herrscher an der Grenze nach Indien zu etablieren, wo er gute Möglichkeiten sah, sich durch Führung eines »Heiligen Krieges« zu behaupten. Ein Präzedenzfall für einen derartigen Feldzug lag in der Karriere des Samaniden-Generals Qaratigin (um 317/929) in Bost vor. Qaratigins Nachfolge traten dort später seine eigenen Sklavenoffiziere an.

Als Alptigin vor Ghasni eintraf, verweigerte ihm der dortige Herrscher Abu Bakr Lawik (oder Anuk) das Betreten der Stadt, doch konnte er sie im Jahr 351/962 trotzdem erobern. Im folgenden Jahr starb Alptigin.¹³ Sein Nachfolger wurde sein Sohn Ischaq (oder Abu Ischaq), der sich die Anerkennung durch die Samaniden-Regierung sicherte. Als Ischaq von Lawik aus Ghasni vertrieben worden war, setzte er bei den samanidischen Autoritäten seine

Wiedereinsetzung durch. Ischaq starb 355/ 966. Sein Nachfolger wurde ein anderer Sklavenoffizier, Bilgetigin, der seinerseits während eines Angriffs auf den Charidschiten-Emir von Gardes im Jahr 364/975 von einem Pfeil getötet wurde. Ein weiterer Offizier, Piri, wurde nach zwei Jahren abgesetzt. Darauf kam Sebüktigin, ebenfalls ursprünglich ein Sklave und der eigentliche Begründer des Ghasnawiden-Reiches, auf den Thron.

Im Jahr 367/977 griff Sebüktigin das Hinduschahiya-Königreich von Ohind an und nahm dessen König Dschaipal gefangen, der jedoch nach einer Tributzahlung freigelassen wurde. Gleichzeitig betrachtete sich Sebüktigin aber immer als treuen Vasallen des Samaniden-Emirs. So rief im Jahr 383/993 der Emir Nuh II. b. Mansur, der sich einem Aufstand seiner Generäle Fa'iq und Abu Ali Simdschuri gegenüber sah, Sebüktigin, der in Chorassan eingreifen und das Gleichgewicht wiederherstellen sollte, herbei. Nach seinem Sieg im Jahr 384/994 wurde Sebüktigin zusätzlich mit den Statthalterschaften von Balch, Tocharistan, Bamian, Ghur und Ghartschistan belohnt, während sein Sohn Mahmud, der spätere Sultan Mahmud von Ghasni, den Posten des Oberkommandierenden von Chorassan (mit dem Hauptquartier in Nischapur) erhielt. Als Sebüktigin 387/997 starb, fand sich Mahmud deshalb plötzlich vor die Notwendigkeit gestellt, die Alleinherrschaft über die früheren Territorien seines Vaters zu behaupten und den Besitz der Länder südlich des Oxus zu festigen. Inzwischen war das Samaniden-Reich in einen Zustand größter Unordnung geraten. Eine neue Macht, die Karachaniden, war von Norden her vorgedrungen und sollte sich nun bald mit Mahmud in das Territorium der Samaniden teilen.

Das Problem der stammesmäßigen Herkunft der Karachaniden ist viel diskutiert worden.¹⁴ Die unterschiedlichen Auffassungen, die die Gelehrten heute vertreten, beruhen bis zu einem gewissen Grad auf terminologischen Fragen. Die vorherrschende Ansicht ist die, daß die Herrscher aus einem Zweig des Qarluq-Stammes kamen. Dieses Volk lebte vor seiner Bekehrung zum Islam nordöstlich der Grenzen des Samaniden-Reiches in der Gegend von Balasaghun (am Fluß Tschu) und Taras (Talas). Das Gebiet der Karachaniden dehnte sich schließlich so weit nach Osten aus, daß es sogar Kaschgar einschloß. Der erste ihrer Herrscher, der zum Islam übergetreten sein soll, war ein gewisser 'Abd al-Karim Satuq, der im Jahr 344/955 starb. Verschiedene Gründe sprechen dafür, daß ein mohammedanischer religiöser Führer aus Nischapur, Abu'l Hasan Muhammad b. Sufyan al-Kalamati, der 350/961 am Hof des Karachaniden-Khans gestorben ist, bei dieser Bekehrung eine Rolle gespielt hat.¹⁵ Als der Karachanide Bughra Khan Harun 382/992 die Nordgrenze des Samaniden-Reiches überschritt und Buchara eroberte, handelte es sich also um einen mohammedanischen Herrscher, der die dortigen Unruhen zu seinem Vorteil ausnutzte. Aber kurz nach seiner Ankunft in der Hauptstadt der Samaniden erkrankte Harun. Er zog sich daher zurück und starb noch während des Rückmarsches.

Den Samaniden sollte jedoch keine lange Atempause vergönnt sein. Denn im Jahr 389/999 marschierte eine neue Karachaniden-Armee gegen Buchara, diesmal unter der Führung des *Ilek* Nasr. Die Hauptstadt wurde ohne Widerstand besetzt. Der Samaniden-Emir 'Abd al-Malik II. b. Nuh wurde zusammen mit seinen Brüdern gefangengenommen und nach Uskent verbannt. Zwar konnte einer der Samaniden-Prinzen, Isma'il, aus der Gefangenschaft fliehen und den Kampf einige Monate lang fortsetzen, doch vermochte dies das Schicksal der Samaniden nicht mehr zu wenden. Inzwischen hatte in dem gleichen Monat, in dem der *Ilek* in Buchara eingedrungen war, Mahmud von Ghasni, der Sohn Sebüktigins, den Thron bestiegen. Er sandte an den *Ilek* Nasr Botschafter und schloß mit ihm einen Vertrag, in dem der Oxus zur Grenze zwischen den beiden Reichen bestimmt wurde. Die Karachaniden verletzten jedoch schon bald dieses Abkommen, indem sie Expeditionen über den Fluß schickten. Aber Mahmud konnte die Eindringlinge leicht zurückschlagen, so daß sich die Grenze zwischen den beiden Staaten in der vertraglich festgelegten Form stabilisierte. Später vermochte Mahmud allerdings seine Macht bis Chwaresm auszudehnen.

Während der verworrenen Kämpfe, die die letzten Jahre der Samaniden-Dynastie ausfüllten, erschien eine neue Stammesgruppe auf der historischen Bühne. Es waren die Seldschuken, ein Zweig des türkischen Stammes der Oghusen, die ihre Weidegebiete in der Nähe der Mündung des Syr-darja bei Dschand verlassen hatten und nun gegen Süden vordrangen. Ihr Führer Seldschuk war zum Islam übergetreten. Sein Sohn Isra'il hatte im Jahr 382/992 die Samaniden auf ihrem Feldzug gegen den Karachaniden Bughra Khan Harun unterstützt. Später kamen Mahmud von Ghasni während eines seiner Feldzüge nördlich des Oxus wegen Isra'ils Macht Bedenken. Er ließ ihn festnehmen und hielt ihn bis zu seinem Tod in Indien gefangen. Gleichzeitig gab Mahmud aber dem Stamm selbst die Erlaubnis, den Oxus zu überschreiten und sich auf seinem eigenen Territorium in der Nähe von Nesa und Abiwerd anzusiedeln. Die Führer der Einwanderer waren Tschaghri Beg und Tughril Beg, deren Macht schnell zunahm, bis sie im Jahr 429/1037 als Emire eingesetzt wurden, Tschaghri Beg in Merw und Tughril Beg in Nischapur. Im Jahr 432/1040–41 lieferte Mahmuds Nachfolger, Mas'ud von Ghasni, den Seldschuken bei Dandanqan in der Nähe von Merw eine Schlacht, wurde aber vernichtend geschlagen. Er floh nach Ghasni und überließ Chorassan den Seldschuken. Dieses Ereignis war das Zeichen für den beginnenden Niedergang der Ghasnawiden. Von da an war ihr Hauptzentrum Lahore. Ihre Hauptsorgen galten jetzt den Angelegenheiten ihrer indischen Gebiete.

Das folgende Jahrhundert sah den Aufstieg der Dynastie von Ghur, die nach einem gebirgigen und beinahe unzugänglichen Gebiet in Zentralafghanistan benannt ist, das ungefähr auf halbem Weg zwischen Herat und Kabul liegt. Während der mohammedanischen Eroberung war dieses schwierige Gelände zum größten Teil umgangen worden, obwohl der Verfasser des *Hudud al-'Alam*

(geschrieben 372/983) behauptet, daß zu seiner Zeit die Mehrheit der Bewohner Mohammedaner waren¹⁶, eine Angabe, die ziemlich zweifelhaft ist. Mahmud von Ghasni hatte die Herrscher dieses Landes mit Waffengewalt niedergezwungen und sie seiner Oberherrschaft unterworfen. Der erste Ghuriden-Fürst, der größere Macht erlangte, war 'Izz al-din Husain, ein Zeitgenosse und Vasall des Seldschuken-Sultans Sandschar (511/1117-552/1157), dem er die charakteristischen Produkte Ghurs als Tribut sandte: Waffen, Panzerhemden und Stahlhelme, für die die Schmiede jenes Gebietes berühmt waren. Als der Ghasnawiden-Sultan Bahram Schah (512/1118-547/1152) später ein Mitglied der Ghuriden-Familien, Qutb al-din Muhammad, hinrichten ließ, rückte der Bruder des Ermordeten, Saif al-din Suri, gegen Ghasni vor, vertrieb Bahram und nahm die Stadt in Besitz. Bahram kehrte jedoch unerwartet zurück, überraschte Suri, nahm ihn gefangen und ließ ihn im Jahr 544/1149 ebenfalls hinrichten. Daraufhin erlangte ein dritter Bruder, Ala al-din Husain, die Herrschaft über Ghur. In der Absicht, seinen Bruder zu rächen, marschierte er gegen Ghasni, nahm die Stadt und brannte sie bis auf den Grund nieder. Für diese grausame Tat erhielt Ala al-din den Beinamen Dschahansuz («Verbrenner der Welt«).

Bereits Qutb al-din Muhammad hatte mit der Errichtung der neuen Hauptstadt des Ghuriden-Reiches, Firuzkuh am Heri-rud, begonnen. Das größte Denkmal, das die Ghuriden in dieser Gegend hinterlassen haben, war jedoch das Werk eines späteren Herrschers, des großen Ghiyath al-din Muhammad (558/1162-599/1202). Es ist das herrliche Minarett der Hauptmoschee, die 1957 von Andre Maricq entdeckt worden ist (Abb. 15).¹⁷ Gegen Ende seiner Regierung, im Jahr 596/1200, begann Ghiyath al-din einen Feldzug, um seine Herrschaft auf ganz Chorassan auszudehnen. Herat befand sich bereits in seinem Besitz. Nun drangen seine Truppen weiter vor, um Nischapur, Serachs und Merw einzunehmen und in westlicher Richtung bis zur Stadt Bistam vorzustoßen. Die Gegner, denen diese Gebiete innerhalb kurzer Zeit abgenommen wurden, waren die Chwaresm-Schahs, die Statthalter der Seldschuken-Sultane in Chwaresm. Wir wollen uns nun noch kurz der Geschichte dieses Herrscherhauses zuwenden.



© Abb. 15: Das Minarett des Ghiyath al-din Muhammad b. Sam (1162-1202). Firuzkuh/Zentral-Afghanistan

Der Begründer der Dynastie war ein türkischer Sklave, Anuschtigin, der sich bis zum Amt eines Mundschenks des Seldschuken-Sultans Malikschah (465/1072-485/1092) emporgedient hatte. Unter einem späteren Sultan, Barkyaruq, wurde der Sohn Anuschtigins zum Statthalter von Chwaresm ernannt. Der dritte der Reihe, der Chwaresm-Schah Atsiz, gebärdete sich gegenüber dem Seldschuken-Sultan Sandschar sehr unabhängig. Erst nach drei mühevollen Feldzügen konnte Sandschar ihn wieder zum Gehorsam zwingen. Mit dem nun beginnenden Niedergang der Seldschuken-Sultanate wurden die Chwaresm-Schahs die mächtigsten Herrscher in der mohammedanischen Welt und dehnten ihren Einfluß bis über Chorassan aus. Der sechste der Dynastie, Takasch, verdankte seine Herrschaft der Unterstützung durch die heidnischen Kara-Khitai, Überlebende der Nomadendynastie der Liao in China, die, von rivalisierenden Stämmen aus China vertrieben, durch Zentralasien gezogen waren, um die Macht über das in Verfall befindliche Reich der Karachaniden zu erlangen.¹⁸ Während Takasch an die Kara-Khitai Tribut zahlte, überrannte er nicht nur Chorassan, sondern drang auch im Irak ein, wobei es zu Reibereien mit der Regierung des Abbasiden-Kalifen kam. Takasch starb 596/1200. In diesem Augenblick ergriff Ghiyath al-din Muhammad von Ghur die Gelegenheit, Chorassan zu besetzen. Aber im Jahre 599/1202 starb er ebenfalls.

Seinem Nachfolger, Schihab al-din Muhammad von Ghur, später unter dem Namen Mu'izz al-din bekannt, stellte sich der neue Chwaresm-Schah Muhammad b. Takasch entgegen und wurde in einem Gefecht besiegt. Im Jahr 602/1206 wurde Mu'izz al-din ermordet. Keiner der überlebenden Ghuriden-Prinzen besaß die Fähigkeit, das Reich zusammenzuhalten. In Ghasni und Delhi verkündeten die Sklavengeneräle der Ghuriden, Yildiz und Aybak, ihre Unabhängigkeit. Der Chwaresm-Schah eroberte Herat zurück, unterwarf Ghur erneut und verweigerte im Jahr 607/1210 im Bewußtsein seiner Macht schließlich auch die Tributzahlungen an seine Oberherrn, die Kara-Kitai. Bald konnte er eine Armee gegen sie führen, während zur gleichen Zeit die Kara-Kitai an ihrer Ostgrenze durch einen Aufstand Gütschlüks, des Herrschers der Naiman, geschwächt wurden. So brach das Reich der Kara-Kitai am Vorabend der Invasion Tschingis Khans zusammen. Der Chwaresm-Schah übte die Alleinherrschaft über alle zentralasiatischen Gebiete des Islam aus.

5. Die Grundlagen der tibetischen Kultur

Die Tibeter, ein mongoloides Volk mit einer dem Burmesischen verwandten Sprache, haben das tibetische Hochland bewohnt, solange wir die Geschichte dieses abgelegenen Gebiets zurückverfolgen können. Teilweise haben sie sich auch in Gegenden außerhalb der jetzigen Grenzen Tibets angesiedelt.¹ Die gewaltigen Gebirge, die den Zugang in das Hochland sehr erschweren, haben sich allerdings stets als eine starke Barriere zwischen den Tibetern und ihren Nachbarn erwiesen. Sogar die großen türkischen und mongolischen Eroberer der zentralasiatischen Steppenländer haben es vermieden, ihre Feldzüge auf ein so wenig einladendes Gebiet auszudehnen. Tibet war nie in der Lage, mehr als eine zahlenmäßig geringe und dünn angesiedelte Bevölkerung zu ernähren, die wahrscheinlich selbst heute noch weniger als drei Millionen Menschen zählt. Der größte Teil dieser Bevölkerung war immer in den Ackerbaugebieten Südtibets konzentriert, wo die Flüsse Indus, Satledsch und Tsangpo (Brahmaputra) entspringen und die Städte Lhasa, Schigatse und Gyantse wie auch die meisten größeren Klöster liegen. Im Nordosten, in Tsaidam, Amdo und im Kukunor-Gebiet, gibt es dagegen genügend Weideland für eine Nomadenwirtschaft.²

Über die Frühgeschichte Tibets wissen wir soviel wie nichts, da keine archäologischen Zeugnisse bekannt sind. Die frühesten Tibeter waren jedoch wahrscheinlich Nomaden, die sich in ihrer Lebensform nur wenig von jenen Stämmen unterschieden, die noch heute das rauhe Hochland von Dschang-thang bewohnen. Verschiedene Beispiele früher tibetischer Nomadenkunst zeigen starke Ähnlichkeit mit Gegenständen, die in den eurasischen Steppen gefunden worden sind. Sie lassen darauf schließen, daß die Kontakte mit dem Norden in alter Zeit wahrscheinlich enger gewesen sind als später.³ Die tibetische Literatur bewahrt die Erinnerung an legendäre Herrscher aus der Zeit vor dem historischen Königreich des 7. Jahrhunderts n. Chr. Doch haben die Tibeter nie

einen sehr stark entwickelten Geschichtssinn besessen, und ihre Aufzeichnungen beschäftigen sich mehr mit der Schilderung ihrer religiösen Erfahrungen als mit Berichten über politische Ereignisse. Im Grunde genommen weiß man deshalb über die tibetische Geschichte vor dem 7. Jahrhundert nichts, abgesehen von der Tatsache, daß die einheimische Bon-Religion, ein schamanistischer Glaube, der Ähnlichkeit mit jener Religion hat, die einst über den größten Teil des asiatischen Festlandes verbreitet war, sich sehr stark in den Gemütern der Tibeter festgesetzt hatte.⁴ Die tibetische Geschichte beginnt daher im frühen 7. Jahrhundert n. Chr. mit dem Aufkommen einer starken und aggressiven Monarchie, deren Zentrum Lhasa war. Die Leistungen der nun folgenden zwei Jahrhunderte werden durch den Impuls erklärt, der von den monarchischen Institutionen in einer überwiegend auf Stammesorganisation und Adel beruhenden Gesellschaftsordnung ausging. Die Monarchie sorgte für die notwendige Führerschaft während einer einzigartigen Periode tibetischer Expansionspolitik, in der die Tibeter mit den meisten ihrer Nachbarn in Konflikt gerieten, besonders mit dem China der Tang-Dynastie (618–906). Auf die Initiative der Monarchie geht auch die Einführung des indischen Buddhismus in Tibet zurück, dem fortan die besondere Sorge vieler Könige galt. Die Auseinandersetzung des Buddhismus mit der Bon-Religion führte schließlich zu deren Assimilierung. Aus der Synthese der beiden Religionen ergab sich in der Folge eine besondere Form des Buddhismus, der sogenannte Lamaismus. Auf diese Weise wurde das traditionelle Verhältnis zwischen Tibet und den Nachbarkulturen Indien und China begründet. Aus Indien kamen vor allem die religiösen Ideen und die Literatur, die dem Leben der Tibeter ein unauslöschliches Merkmal aufprägten, während die politischen Beziehungen stets unbedeutend blieben. Aus China kamen materielle Güter: Papier und Tinte, Seide und andere Luxuswaren, Tee, Butter und Gerstenbier, aber auch künstlerische Inspiration, chinesische Sitten und Gebräuche und eine besondere, unbestimmbare Geisteshaltung, mit der China schon immer seine weniger sophistischen Nachbarn betört hat. So war also die Zeit der ersten tibetischen Monarchie (7.–9. Jahrhundert) die schöpferischste Periode der tibetischen Geschichte, eine Tatsache, die von den Tibetern unbewußt anerkannt wurde, indem sie stets mit besonderer Sehnsucht des vergangenen Heldenzeitalters der kriegerischen Großkönige Songtsen Gampo (Srong-btsan sgam-po), Trisong Detsen (Khri-srong lde-btsan) und Tritsug Detsen (Khri- gtsug lde-btsan) gedachten, die paradoxerweise zugleich auch die Begründer des tibetischen Buddhismus waren.

Den Großtaten Songtsen Gamos (um 620 – um 649) müssen viele Jahre der staatlichen Konsolidierung vorausgegangen sein, über die uns nichts Näheres berichtet wird. Schon sein Vater hatte dem Süden des Landes eine gewisse Einheit gegeben und mit der Expansionspolitik begonnen, die Songtsen Gampo fortsetzte, teilweise vielleicht mit der Absicht, der Aristokratie häufige Aussicht auf Kriegsbeute zu verschaffen und sie dadurch für den Verlust ihrer Unabhängigkeit unter einer starken Monarchie zu entschädigen. Auf jeden Fall

wurden während seiner Regierungszeit tibetische Armeen nach Westchina und Oberburma entsandt, und wahrscheinlich wurde damals auch die tibetische Suzeränität über Nepal erklärt. Songtsen Gampos Ansehen war so groß, daß ihm der T'ang-Kaiser T'ai-tsung sogar die kaiserliche Prinzessin Wen-t'scheng zur Gemahlin gab, während ihm der Herrscher von Nepal seine eigene Tochter Tritsün (Khri-btsun) sandte. Beide Frauen waren fromme Buddhistinnen und brachten buddhistische Mönche und heilige Schriften nach Tibet mit, zugleich aber auch einige mehr weltliche Annehmlichkeiten ihrer Länder.⁵ Teils unter ihrem Einfluß und teils wohl auch aus politischer Berechnung wurde Songtsen Gampo nun ein zuverlässiger Förderer der buddhistischen Missionstätigkeit in Tibet. Unter seiner Leitung bildete sich eine Priesterschaft. Es wurden Tempel errichtet. Der König selbst gründete in Lhasa zwei berühmte Heiligtümer, das Ramotsche (Ra-mo-che) und den Dschokhang (Jo-khang). Für sich selbst erbaute er an der Stelle, wo heute der Potala steht, einen Palast. Seinen höchsten Minister, Thönmi Sambhota (Thon-mi Sambhoṭa), sandte er nach Kaschmir, das damals eines der Hauptzentren der buddhistischen Gelehrsamkeit war. Hier sollte er eine Schrift erlernen, die sich für die bis dahin schriftlose tibetische Sprache verwenden ließ.⁶

Mit Songtsen Gampos Tod ließen die tibetische Expansion und die Ausbreitung des Buddhismus in Tibet selbst spürbar nach. Doch unter Trisong Detsen (um 754 – um 797) gewannen beide Bewegungen wieder entscheidende Bedeutung. Die tibetische Autorität wurde in Nepal und Kaschmir anerkannt, im Norden kamen die tibetischen Vorposten mit den Uiguren und den T'u-küe in Berührung, und an der chinesischen Grenze besetzten tibetische Armeen den Kansu-Korridor. Kaiser Su-tsung wurde gezwungen, seine Hauptstadt T'schang-an (das heutige Si-an in Schensi) freizukaufen. Als sein Nachfolger Tai-tsung sich weigerte, den festgesetzten Tribut zu zahlen, rächten sich die Tibeter, indem sie im Jahr 763 T'schang-an eroberten.⁷ Ein bezeichnendes Merkmal dieser Phase der Expansion war die offensichtliche Gleichgültigkeit des tibetischen Königshauses gegenüber den Verlockungen der reichen Gangesebene. Ob es nun Angst vor dem indischen Klima oder Ehrfurcht vor dem Heimatland Buddhas war, die zu dieser Einstellung führten, oder ob der Grund in den Schwierigkeiten lag, denen sich ein Staat, dessen Zentrum das Tsangpo-Tal war, bei der Assimilierung der nomadischen Stämme im Nordosten gegenüber sah, Tatsache ist, daß sich die tibetische Aktivität während dieser Zeit fast ausschließlich auf die Grenzen Chinas richtete.

Trisong Detsens militärische Erfolge waren jedoch nicht seine bleibendste Leistung. Von größerer Bedeutung für die Zukunft war seine begeisterte Förderung des Buddhismus, der seine Stellung während der Regierung dieses Königs immer mehr festigen konnte, nachdem es ihm ein Jahrhundert lang nicht gelungen war, mehr als oberflächlich Fuß zu fassen. Der Mahayana-Buddhismus, der während des 7. und 8. Jahrhunderts nach Tibet gekommen war, zeigte bereits damals alle Merkmale eines üppig wuchernden tantrischen Okkultismus. Nach

seiner Einführung in Tibet nahm er schon bald Elemente des Bon-Glaubens in sich auf und brachte eine Synthese hervor, in der höchste metaphysische Spekulation neben grobem Aberglauben stand. Charakteristisch für diesen Prozeß ist der Werdegang des berühmten Missionars und Zauberers Padmasambhava, des größten Heiligen der Nyingmapa oder »Rotmützen«-Sekte. Padmasambhava verbrachte die erste Zeit seines Lebens in Udyana, dem heutigen Swat-Tal in Pakistan, das seit langem ein Zentrum des Buddhismus und des Synkretismus war.⁸ Sein Ruf als Nekromant war so groß, daß er von Trisong Detsen aus Nalanda nach Tibet berufen wurde, um dort die Dämonen zu bekämpfen, die sich der Einführung des Buddhismus widersetzen (wahrscheinlich die Anhänger der Bon-Religion). Nachdem er die Dämonen durch seine übernatürlichen Kräfte überwunden hatte, gründete er um 779 das Kloster Samye (bSam-yas), das älteste Kloster Tibets. Als Begründer der Nyingmapa-Sekte und durch die eindeutig tantrischen Züge, die er dem tibetischen Buddhismus verlieh, hinterließ Padmasambhava in der Religionsgeschichte Tibets eine unauslöschliche Spur. Sein Leben ist uns allerdings nur als eine unentwirrbare Mischung von Tatsachen und Legenden überliefert.⁹

Seit der Zeit Padmasambhavas rief die wachsende Aktivität der buddhistischen Missionare, die durch die Verbreitung buddhistischer Texte noch gefördert wurde, den heftigen Widerstand der Bon-Religion hervor. An seiner Spitze stand der Adel, der wahrscheinlich erkannte, daß die Monarchie die neue Religion zur Stärkung der königlichen Macht auszunutzen versuchte.¹⁰ Wie stark dieser Widerstand selbst zu Lebzeiten Trisong Detsens war, zeigt die Tatsache, daß die erste Frau des Königs, die wahrscheinlich aus einer der ersten Adelsfamilien stammte, als Haupt der antibuddhistischen Partei galt und daß die Minister des Königs, die derselben Klasse angehörten, den König zu überreden versuchten, den zahlreichen indischen und nepalesischen Missionaren mit der Begründung, sie seien Zauberer, den Zutritt nach Tibet zu verwehren. Dies scheint darauf hinzudeuten, daß die tibetische Monarchie, die auf die Festigung ihrer Macht auf Kosten des Adels bedacht war, im Buddhismus eine geeignete Waffe für ihre Zentralisierungsbestrebungen sah. Dies würde auch die anhaltende Opposition der Aristokratie gegen die buddhistische Mission erklären. In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts erreichte diese Auseinandersetzung ihren Höhepunkt und führte zur Ausrottung der herrschenden Dynastie, zur zeitweiligen Unterdrückung des Buddhismus und zu einem offenkundigen Sieg des Adels. Der Triumph des Adels sollte sich jedoch als illusorisch erweisen. Durch die Vernichtung der Monarchie hatte er die komplizierteste Institution, die sich in der einfachen tibetischen Staatsform herausgebildet hatte, zerstört, doch trotz eines sehr langen Zwischenspiels, in dem sich der Adel von seinen Fesseln befreit sah, unterlag er einer noch komplizierteren Institution, als es die Monarchie gewesen war, nämlich der komplexen kirchlichen Hierarchie, die sich aus den verfolgten buddhistischen

Sekten entwickelt hatte und schließlich auch den reformierten Bon-Glauben in sich aufnahm.



© Abb. 16: Tibetischer Zauberer, Schüler des Padmasambhava. Bemalte Goldbronzefigur aus West-Tibet, wahrscheinlich aus dem 16. Jh. n. Chr. Rijksmuseum voor Volkenkunde, Leiden

Diese Entwicklung war jedoch zur Zeit von Trisong Detsen noch nicht vorauszusehen. In den letzten Jahren des 8. Jahrhunderts und in den ersten zwei Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts scheinen die Monarchie und ihre Schützlinge, die buddhistischen Mönche, stärker denn je gewesen zu sein. Die Wende trat mit der Thronbesteigung Tritsug Detsens oder Ralpatschens (Ral-pa-can; 815-838), eines Königs, der noch heute in Tibet als einer der größten Beschützer des Buddhismus verehrt wird, ein. Was auch immer die Motive gewesen sein mögen, aus denen seine Vorgänger den neuen Glauben unterstützt haben, so steht doch fest, daß Tritsug Detsen ein eifriger Anhänger des Buddhismus war, der jede sich bietende Gelegenheit wahrnahm, Konvertiten zu gewinnen, und den seine abergläubische Verehrung der buddhistischen Geistlichkeit zu einem gefügigen Werkzeug der klerikalen Politik machte. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß er bei seinen Untertanen, die in ihrer Mehrheit noch immer der alten Religion anhängen, unbeliebt wurde. Der buddhistische Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes zeigte sich nun unverhüllter als je zuvor. Ein

buddhistischer Mönch wurde sogar in den Rang des Premierministers erhoben. Das Ergebnis dieser taktlosen Beschleunigung eines Prozesses, der sich als langsame Umformung hätte vollziehen sollen, war eine gut organisierte Verschwörung, die mit der Ermordung des Königs endete. Der Thron ging nun auf einen gewissen Langdarma (Glang-dar- ma; 838–842), einen Kandidaten der Bon-Partei, über. Es setzte eine grausame Verfolgung der Buddhisten ein, bis der neue König von einem buddhistischen Eremiten ermordet wurde und für beide Parteien eine Zeit bitterer religiöser Kämpfe begann. Das größte Opfer der nachfolgenden Wirren war die Monarchie. Mit ihrer Auflösung war Tibets Ansehen als Militärmacht erschüttert. Selbst während der Regierungszeit von Tritsug Detsen waren tibetische Armeen in Kansu eingefallen – die damaligen Eroberungen mußten allerdings wieder aufgegeben werden –, und ein chinesisch-tibetischer Vertrag, der in den letzten Tagen des Königreiches abgeschlossen wurde, bestätigte die tibetische Grenze im Kukunor-Gebiet. Die meisten der einflußreichen Familien Tibets behaupteten, aus diesem nordöstlichen Grenzland zu stammen, wobei sie unterstellten, daß in ferner Vergangenheit aristokratische Nomadenclane von Amdo nach dem Süden ausgewandert wären, wo sie die einheimischen Bewohner unterworfen hätten.¹¹ Aber nach dem Sturz des Königtums und dem Rückgang der politischen Bedeutung von Südtibet machten sich die Tibeter im Nordosten vom Süden unabhängig. Diese Stämme, die sich Tanguten nannten, begründeten im 11. und 12. Jahrhundert das Reich Si-hia, das sich in nördlicher und östlicher Richtung vom Nan-schan- Gebirge und Edsin-ghol über die Alaschan-Kette in Ninghia bis zum Ordos-Gebiet und dem großen Huang-ho-Bogen erstreckte. Bis zu seiner Zerstörung durch Tschingis Khan im Jahr 1227 beruhte dieser Staat auf einer gemischten Weide- und Agrarwirtschaft. Seine Bedeutung lag jedoch vor allem in der Kontrolle, die er über den Karawanenweg durch den Kansu-Korridor ausübte.

In Südtibet setzte inzwischen der Verfall ein. Der Sturz der Monarchie drohte die völlige Ausrottung des buddhistischen Glaubens nach sich zu ziehen. Tempel wurden zerstört, die Rituale gerieten in Vergessenheit oder wurden in Zauberei entstellt, und die Mönche wurden niedergemetzelt oder aus dem Land vertrieben. Fast überall machte sich die Bon-Religion wieder bemerkbar. Wo sie die Überreste der neuen Religion nicht völlig zerstörte, nahm sie die buddhistischen Praktiken in ihr eigenes traditionelles System auf. Doch gerade unter diesen ungünstigen Umständen begann die große buddhistische Renaissance des 11. und 12. Jahrhunderts. Während der letzten Jahre des Königreiches hatte sich die buddhistische Kultur sehr schnell ausgebreitet. Neue Tempel wurden errichtet und die Organisation der Kirche weiter ausgebaut. Zahlreiche Missionare waren nicht nur aus Indien und Nepal, sondern auch aus China ins Land gekommen. Am wichtigsten für die Zukunft der tibetischen Kultur sollte jedoch eine Kommission von Gelehrten sein, die während der Regierung des Tritsug Detsen eine Schriftsprache schuf, in welche die

buddhistischen Schriften aus dem Sanskrit, Pali, Chotanesischen und Chinesischen übersetzt wurden. So sah Tibet am Vorabend seiner »Dunklen Periode« eine große Epoche der literarischen Synthese, der Übersetzungstätigkeit und der Exegese, die die Bewahrung des Werkes früherer Generationen sicherte und in der bis heute gültige Konzeptionen und Institutionen entstanden, die dem Buddhismus in Tibet seine besondere Form gaben und das Erbe des alten Königreiches mit weiteren Fremdeinflüssen zu einer neuen Synthese verbanden. Dann kam die hoffnungslose Anarchie der zweiten Hälfte des 9. und des gesamten 10. Jahrhunderts, eine Zeit, in der sich der tibetische Staat in eine Anzahl von feudalen Fürstentümern auflöste, wie sie vor der Regierung Songtsen Gampos bestanden haben müssen. Unter diesen ungünstigen Umständen begann jedoch das Wiederaufleben des Buddhismus im frühen 11. Jahrhundert. Die buddhistische Renaissance ging von zwei Gebieten aus, die weit von Lhasa entfernt in entgegengesetzten Teilen des Landes lagen. In Kham in Osttibet hatte eine Gruppe von buddhistischen Mönchen die Katastrophe überlebt und widmete sich nun der Erneuerung ihres Glaubens und der Wiederherstellung seiner früheren Vorrangstellung. Die Mönche kamen dabei schließlich nach Samye, das so zum Ausgangspunkt für die eigentliche Wiederbekehrung Zentraltibets wurde. Im gleichen Zeitabschnitt wurde ein Herrscher im Ladakh-Gebiet, das so oft als Kulturbrücke zwischen Tibet und Indien gedient hat, unter dem Namen Yescheö (Ye-shes-'od) buddhistischer Mönch. Er erneuerte die früheren Kontakte zwischen dem indischen und dem tibetischen Buddhismus, indem er besonders ausgesuchte junge Männer zum Studium in die buddhistischen Zentren von Kaschmir sandte. Unter diesen befand sich eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der tibetischen Geschichte, der »Große Übersetzer« Rintschen Sangpo (Rin-chen bzang-po; 958–1055). Vor allem diesem großen Gelehrten ist es zu verdanken, daß der Strom der religiösen Erfahrung Indiens aufs neue nach Tibet zu fließen begann, daß im Westen des Landes wieder Tempel und Klöster gegründet wurden und daß, durch sein eigenes Beispiel angeregt, die buddhistische Übersetzungstätigkeit neuen Auftrieb erhielt.¹² Rintschen Sangpos Werk, das allein schon bedeutend genug ist, erfuhr seine Krönung durch den berühmten bengalischen Lehrer und Mystiker Atischa, der 1042 von Vikramaschila in Magadha nach Guge kam. Der Ruf, der diesem Gelehrten vorausging, war so groß, daß ihn der fünfundachtzigjährige Rintschen Sangpo bat, sein Schüler werden zu dürfen. In Guge setzte Atischa Rintschen Sangpos Werk der Verjüngung und Erneuerung des Buddhismus fort, indem er die Erfolge seines Vorgängers festigte und seinerseits ebenfalls eine umfangreiche Übersetzungstätigkeit begann. Dann begab er sich nach Zentraltibet, wo er in Samye wirkte. Dort blieb er bis zu seinem Tod im Jahr 1054. Die Bedeutung seiner Tätigkeit kann kaum überschätzt werden. Mit seiner Ankunft in Samye schlossen sich die beiden örtlich weit getrennten Erneuerungsbewegungen von Guge und Kham zusammen, um die endgültige Bekehrung der übrigen Landesteile zu sichern. Man kann sich kaum

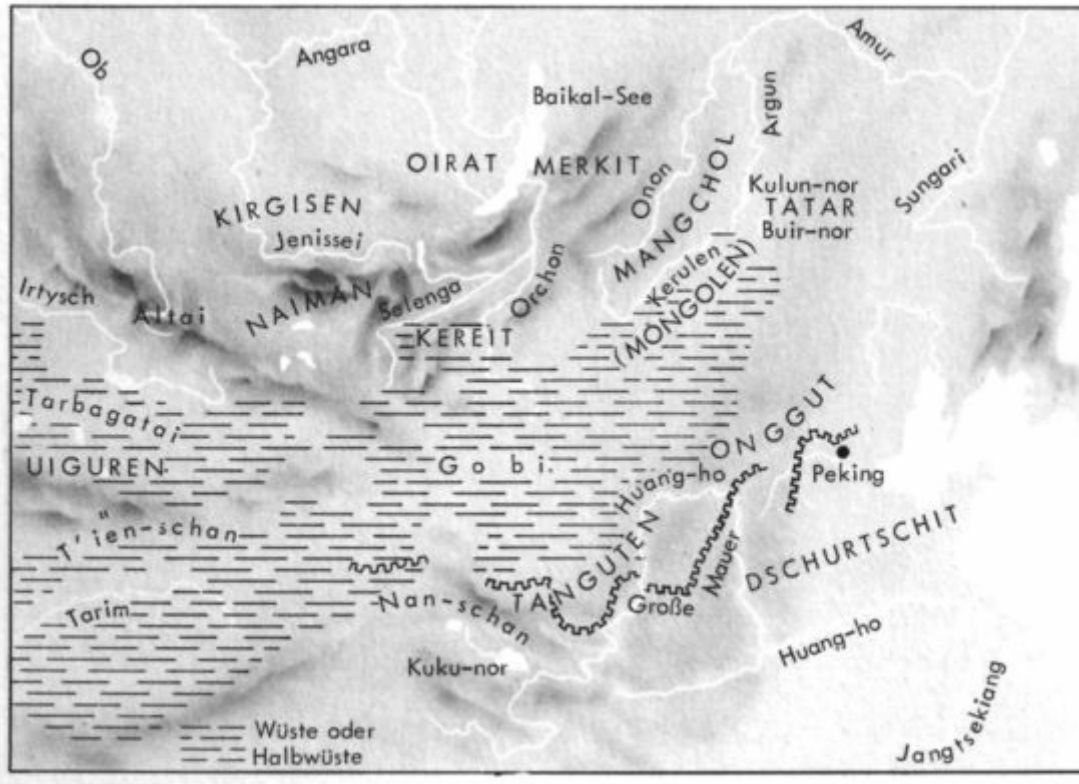
vorstellen, wie sich der Buddhismus in Tibet ohne das inspirierende Beispiel von Atischas überragender Persönlichkeit weiterentwickelt hätte. Sein Werk verlieh dem tibetischen Buddhismus einen geistigen und literarischen Rang, den er bis dahin nicht gehabt hatte. Während des ganzen 12. und 13. Jahrhunderts brachte sein Vermächtnis Lehrer und Weise wie Marpa (Mar-pa; 1012–1097) und den edlen Dichtereremiten Milarepa (Mi-la ras-pa; 1040–1123) hervor.¹³ Der endgültige Sieg des reformierten Buddhismus fand seinen bleibenden Ausdruck in der Sammlung aller bekannten tibetischen Übersetzungen der buddhistischen Schriften, die im 13. Jahrhundert im Kloster Narthang bei Schigatse zusammengestellt wurde. In diesem enzyklopädischen Zeitalter der tibetischen Literatur brachte der Historiker des tibetischen Buddhismus, Butön (Bu-ston; 1290–1364) die beiden Kanons des tibetischen Glaubens, den *Kandschur* und den *Tandschur*, in ihre endgültige Form.

Doch obgleich das 12. und 13. Jahrhundert den endgültigen Sieg des Buddhismus in Tibet sahen, wurden sie gleichzeitig auch Zeugen seiner beginnenden Erstarrung. Diese lag teils in der Art der kirchlichen Institutionen begründet, wie sie sich in jener Zeit herausbildeten, teils aber auch in der Isolierung Tibets von Indien, die, verursacht durch die endgültige Vernichtung des Buddhismus im Nordwesten, Tibet von der Quelle eines wesentlichen Teiles seiner Kultur abschnitt und vielen Jahrhunderten fruchtbaren Kontakts ein Ende setzte. Von nun an sollte sich das religiöse (und politische) Leben Tibets auf China und die Mongolei hin orientieren, eine Entwicklung, die ihre Ursachen in den religiösen Neigungen der Familie Tschingis Khans hatte.

6. Das Leben Tschingis Khans

Vor dem 12. Jahrhundert haben die Mongolen auf Zentralasien keinen sichtbaren Einfluß ausgeübt. Ihr Name hatte vor der Zeit Tschingis Khans einen höchst begrenzten Verwendungsbereich und wurde nur für die Mitglieder eines kleinen Stammes gebraucht, der südöstlich von Baikal-See lebte. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts beherrschten drei bedeutende Stämme das Gebiet der heutigen Mongolei. Im äußersten Osten lebten rund um den Buir-nor und Kulun-nor die Tatar. Westlich von ihnen, in dem Gebiet, das von den Flüssen Tola und Orchon, dem oberen Onon und dem Kerulen bewässert wird, lebten die Kereit. Noch weiter westlich, zwischen dem Fluß Selenga und dem Altai, lebten die Naiman. Die Mongolen selbst weideten ihre Herden an den Flüssen Onon und Kerulen zwischen den Gebieten der Kereit und der Tatar. Nördlich der Kereit und Naiman lebten noch andere Stämme, von denen die wichtigsten die Oirat und die Merkit waren. Heute würde man alle diese Stämme als »Mongolen« bezeichnen. Ethnisch und sprachlich miteinander verwandt, standen sie auch in einem entfernten Verwandtschaftsverhältnis zu den Türken und Tungusen. Mit Ausnahme der Stämme der nördlichen Waldzone, die sich durch Jagd, Rentierzucht und Pelzhandel ernährten, gehörten sie alle zu jener fluktuierenden

Nomadenwelt an den Grenzen Chinas, deren bedrohliche Gegenwart ein Beispiel höchster militärischer Mobilität in einem Zeitalter vor der Erfindung der Maschine war.



© Abb. 17: Die Mongolei gegen Ende des 12. Jahrhunderts

Durch sie wurde auch eines der Hauptthemen der chinesischen Geschichte bestimmt: die Grenzverteidigung. Der Einfluß Chinas auf diese Stämme, ob nun direkt oder indirekt, hing teilweise von ihrer jeweiligen militärischen Stärke ab, teilweise aber auch von dem Grad, in dem die verschiedenen Stämme für die Verlockungen der chinesischen Kultur empfänglich waren. Von großer Bedeutung für die Beziehungen zwischen China und den Nomaden in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts (der Lebenszeit Tschingis Khans) war die Tatsache, daß in den vorangehenden drei Jahrhunderten Nordchina von Dynastien nomadischer Herkunft regiert worden war, der Kitan- oder Liao-Dynastie (907-1125) und der Dschurtschit- oder Kin-Dynastie (1115-1234), von denen die mongolischen Stämme wahrscheinlich mehr über die chinesische Kultur erfuhren als von den Chinesen direkt. Im allgemeinen waren die Stämme, die der chinesischen Grenze am nächsten wohnten, am stärksten von der chinesischen Kultur beeinflußt. Ihre Häuptlinge nahmen mit Stolz chinesische Titel, wie etwa *Wang* und *T'ai-tse*, an.

Die meisten Bewohner der Mongolei waren Schamanisten, obwohl nur bei den Waldbewohnern die Schamanen und *Böge* (Zauberer) einen beherrschenden Einfluß auf die Stammesangelegenheiten ausübten. In den Steppen lag die Führerschaft bei den Stammes- und Clan-Häuptlingen, deren Status und Funktion der Gesellschaft einen ausgesprochen säkularen und aristokratischen Charakter gaben. Die Stammeshäuptlinge wurden *Khan* genannt. Der Herrscher über eine Stammeskonföderation trug den Titel *Khaqan*. Jenseits der Wälder war das wirtschaftliche Leben vom Hirtennomadismus geprägt. Der Wohlstand und die Möglichkeit des Überlebens eines Stammes hingen von der Qualität und Größe der Weiden ab, zu denen er Zugang hatte. In der Wirtschaft der bereits weiter entwickelten Stämme spielte der Handel eine ergänzende, aber nicht unwichtige Rolle.

Im frühen 12. Jahrhundert scheint sich eine Tendenz zur Auflösung großer Clans in kleinere Einheiten herausgebildet zu haben. Hierbei wurde die herrschende Schicht, die Steppenaristokratie, zahlenmäßig vergrößert. Die Gründe und der Zeitpunkt dieses Wechsels sind bisher noch nicht geklärt, doch mögen sie mit einer verstärkten Aufgabenteilung zwischen Schaf- und Rinderzüchtern einerseits und Pferdezüchtern andererseits zusammenhängen, wobei die Pferdezucht als die aristokratischere Beschäftigungsart galt, da der Besitz von Pferden militärische Überlegenheit mit sich brachte. Was auch immer die Gründe für diese Entwicklung gewesen sein mögen, man darf jedenfalls annehmen, daß sich während des 12. Jahrhunderts ein neues System der sozialen Beziehungen herausbildete, eine Art nomadischer Feudalismus. Er stellte die soziale und militärische Basis für die Eroberungen Tschingis Khans dar, wurde jedoch umgekehrt auch seinerseits durch diese sehr stark gefördert. Genau läßt sich dieses Phänomen noch nicht definieren. Einige seiner Merkmale haben eine entfernte Ähnlichkeit mit gewissen Grundzügen des Feudalismus, wie er zur gleichen Zeit in Europa bestand. Als Beispiel sei der *Khuriltai* (Versammlung der Fürsten und Häuptlinge) genannt, der trotz unterschiedlicher Funktionen mit dem Großen Rat der angevinischen oder kapetingischen Könige vergleichbar ist. Die Gesellschaft war in Klassen eingeteilt. Unmittelbar unter dem Herrscher und seiner Familie stand eine Militäraristokratie (das genaue Gegenteil der Beamtenhierarchie des konfuzianischen China), während das Fundament der klar umrissenen sozialen Pyramide durch Leibeigene und Sklaven gebildet wurde. Die Nomadenaristokratie hob sich aus der übrigen Stammesgemeinschaft durch ihren Reichtum an Vieh hervor und war durch die engen Bande von Geburt und Heirat wie auch durch die vornehmen Ideale des Kriegerlebens und eines Ritterkodex miteinander verbunden. Im Vergleich zu Westeuropa war die soziale Mobilität jedoch wahrscheinlich weit größer. Es ist unklar, auf welche Schichten sich die Leibeigenschaft bei den Mongolen erstreckte, doch gab es ohne Zweifel eine Klasse von Personen, auf die sich diese Bezeichnung anwenden läßt und die gewöhnlich aus Kriegsgefangenen oder deren Abkömmlingen bestand. Diese genossen ein gewisses Maß an persönlicher

Freiheit, besaßen Eigentum und zahlten an ihre Lehnsherren lediglich einen bestimmten Teil von den Produkten ihrer Arbeit. Abgesehen vom Heeresdienst, verrichteten sie jedoch die verschiedensten niederen Aufgaben. So mußten sie z.B. Zelte errichten, als Hirten arbeiten und als Treiber bei den Treibjagden dienen, die zum Vergnügen des Herrschers und seiner Umgebung veranstaltet wurden. Die Rechte, die sie besaßen, können sie nur unter stillschweigender Duldung ausgeübt haben.

Wir wollen nun den Vergleich mit dem Europa des 12. Jahrhunderts fortsetzen. Die mongolischen Khane gewährten ihren Anhängern Lehen und stützten ihre Autorität durch eine militärische Gefolgschaft, die durch gemeinsame Ideale und Treueauffassungen, durch wechselseitige Interessen und in der Regel auch durch Verwandtschaft an den Herrscher gebunden war. Diese Gefolgschaft, die Leibgarde des Herrschers, war wahrscheinlich die charakteristischste »feudale« Institution der Mongolen. Während der Dauer ihres Reiches stand sie außerhalb der von Tschingis Khan aufgebauten Militärorganisation, obwohl sie in Kriegszeiten als *Corps d'élite* dienen und für andere Einheiten Befehlshaber stellen konnte. In Friedenszeiten wurden oft besonders vertrauenswürdige Angehörige der Leibgarde als Lokalgouverneure eingesetzt. Der Kern dieser Truppe scheint die persönliche Anhängerschaft gewesen zu sein, die Tschingis Khan zu Beginn seiner Laufbahn um sich sammelte und die ihm half, die Oberherrschaft über die benachbarten Rivalen zu erringen. Die Mitgliedschaft war fast ausschließlich auf Männer von edler Geburt beschränkt. Es ist bezeichnend, daß das mongolische Wort für Gefolge – *nökiid* – die Pluralform von *nökür* (Gefährte) ist, ein Wort mit ausgesprochen feudalem und heroischem Beiklang. Diese persönlichen Gefolgsleute eines Herrschers konnten theoretisch in freier Entscheidung aus den Diensten eines Herrn in die eines anderen überwechseln. Ob sie nun, was noch zweifelhaft ist, irgendeine Art von Treueeid leisteten oder nicht, so steht doch fest, daß sie mit ihrem Herrn ein starkes Vertrauensverhältnis als Freunde und Ratgeber verband. Anklänge hieran sind der angelsächsische *house-carl*, der angevinische *comitatus* und der *družennik* des frühen Kiew.

Die Parallelen mit dem zeitgenössischen Europa dürfen jedoch nicht überbetont werden. Die Unterschiede sind zu offensichtlich. Eine stets mit Weiderechten beschäftigte Nomadengesellschaft war nicht an jenen Problemen des Landbesitzes und Nutzungsrechtes interessiert, die in einer Agrikulturgesellschaft so wichtig sind. Es gab keine politischen Einheiten, die mit den europäischen Baronien oder Grafschaften des Mittelalters vergleichbar wären. Die Nomadengesellschaft wurde nur in geringem Maß von jenen Streitigkeiten über Souveränität, Gerichtsbarkeit und Besitzrechte heimgesucht, die in der mittelalterlichen christlichen oder islamischen Geschichte eine so große Rolle spielten. Die *Yassa*, das Gesetzbuch Tschingis Khans, war kein Kodex der wechselseitigen Rechte und Pflichten, sondern eine Sammlung verbindlicher Gebote, die seine Untertanen wie auch seine Nachfolger zweifellos

gleichermaßen zu befolgen hatten.¹ Theoretisch waren dem Herrscher keine Grenzen gesetzt, eine hemmungslose Tyrannei auszuüben, aber in der Praxis wurde sie wahrscheinlich durch die Sitten und durch die Stärke des Clanbewußtseins, das allen Schichten der Sozialhierarchie eigen war, ebenso gezügelt wie durch die Furcht vor Revolten.

Die Gesellschaft, in die Tschingis Khan – sein ursprünglicher Name war Temüdschin – etwa um 1155/56 hineingeboren wurde, war vollständig von feudalen Werten geprägt. Sein ganzes Leben hindurch benahm er sich daher als der geborene Aristokrat, der er war, indem er unmißverständlich den Interessen der mongolischen Aristokratie gegenüber den übrigen Stammesangehörigen den Vorzug gab. Tschingis Khan wurde als Mitglied des vornehmen Clans der Bordschigin geboren. Sein Vater Yesügei Baghatur war ein Enkel eines gewissen Khabul Khan, der die Grenzgebiete der chinesischen Liao-Dynastie geplündert und sogar den stolzen Titel eines *Khaqan* angenommen hatte. Diese kurze Phase mongolischen Machtstrebens endete, nachdem die Liao die Tatar dazu überredet hatten, ihre aufstrebenden Nachbarn zu vernichten, aber die Erinnerung an Khabul Khan und seine Söhne stachelte wahrscheinlich Temüdschins Ehrgeiz an. Yesügei Baghatur war ein charakteristisches Produkt des Nomadenfeudalismus, ein Herr mit eigenen Herden und Leibeigenen, der ein starkes Gefolge von Verwandten und Gefolgsleuten aufbieten konnte, die ihn in den damals üblichen Stammesfehden unterstützten. Temüdschin war also nicht ein aus dem Dunkel auftauchender genialer Barbar, er war vielmehr trotz einer unter äußerst harten Bedingungen verlebten Jugend der Erbe einer aristokratischen Tradition und von Träumen früheren Ruhms.

Yesügei Baghatur starb um 1165. Nach der Auflösung des väterlichen Haushaltes vermochten Temüdschin und seine Brüder nur mit knapper Not für sich selbst und für die wenigen Tiere, die ihnen geblieben waren, zu sorgen. Stets hatten sie gegen bittere Armut und gegen die Feindschaft ihrer Nachbarclans zu kämpfen. Zeitweise war die Not so groß, daß sie sich vom Fischen und Jagen ernähren mußten. Temüdschins Teilnahme an kleineren Fehden regte jedoch seine kriegerischen Instinkte und seine Fähigkeit, sich durchzusetzen, so stark an, daß er allmählich eine kleine Gefolgschaft von Männern von gleichem Rang und gleicher verzweifelter Entschlossenheit um sich sammelte, die sich wegen seiner Führerqualitäten, seiner Intelligenz und seiner Vorsicht in gleichem Maße zu ihm hingezogen fühlten wie durch die Beweise seiner persönlichen Kühnheit. Er genoß auch den Schutz des Khans der Kereit, Toghril, eines früheren Verbündeten seines Vaters. Toghrils Unterstützung verschaffte Temüdschin den Status eines kleineren Fürsten. Als seine Frau Borte von Stammesangehörigen der Merkit entführt wurde, konnte er Toghril um Hilfe bitten. Allerdings sorgte dieser dafür, daß Temüdschin seine bereits beachtliche Macht nicht auf Kosten der Merkit vergrößerte. Unterdessen begann Temüdschin, seine eigenen Gefolgsleute mit mehr Erfolg zu organisieren, als dies sonst üblich war; er stellte

eine persönliche Leibgarde auf, organisierte für seine Männer ein Remontensystem und setzte Kuriere für seine Befehle und Botschaften ein.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts waren die Tatar, die die Dschürtschit einstmals dazu benutzt hatten, das beginnende Machtstreben der Mongolen im Keim zu ersticken, zu gefährlicher Größe herangewachsen. Die Dschürtschit wandten sich deshalb an die Kereit, um sie als Verbündete gegen diese neue Bedrohung zu gewinnen. Nomaden wie die Tatar und Mongolen, waren die Kereit bereits zivilisierter als diese, denn sie standen schon längere Zeit mit China und dem Tangutenreich von Si-hia in Verbindung. Viele von ihnen hatten sich zu Beginn des 11. Jahrhunderts zum nestorianischen Christentum bekehrt. Ihr Fürst Toghril wurde von den Kreuzfahrern in der Levante mit dem legendären Priester Johannes gleichgesetzt.² Mit Temüdschins Unterstützung griff Toghril die Tatar von Westen aus an, während die Dschürtschit von Süden aus vorstießen. Die Tatar wurden besiegt und verloren ihre Unabhängigkeit. Die Dschürtschit aber belohnten ihre barbarischen Bundesgenossen in der erprobten Weise; sowohl Toghril als auch Temüdschin erhielten chinesische Titel. Temüdschin war jedoch immer noch Toghrils Untergebener. Dieses Verhältnis gab Anlaß zu vielen Mißverständnissen und wechselseitigen Beschuldigungen. Die Überlieferung stellt Toghril als Verräter hin. Er scheint auch tatsächlich gemeinsame Sache mit Temüdschins Feinden gemacht zu haben. Aber Temüdschin konnte seinen früheren Beschützer leicht besiegen: nach einem kurzen und heftigen Kampf wurde Toghril geschlagen und getötet.³

Als Verbündeter der Kereit, denen er sich bei der Vernichtung der Tatar anschloß, hatte sich Tschingis Khan großes Ansehen erworben. Jetzt waren ihm beide Völker Untertan. Diese ständige Vermehrung seiner Kriegsstärke erlaubte es ihm, die Naiman anzugreifen, deren Gebiete einstmals teilweise zum alten Königreich der Uiguren gehört hatten. Die Naiman waren die ersten Mongolen, die die uigurische Schrift verwendeten und die durch ihre Kontakte mit den Ländern im Südwesten Einflüssen ausgesetzt waren, die in der übrigen Mongolei unbekannt waren. Der Eroberung der Naiman folgten der Sieg über die Merkit und die Vereinigung aller mongolischen Stämme zu einer Stammeskonföderation, deren unbestrittener Führer Temüdschin war.

Die Errichtung dieses Bündnisses fand ihren Ausdruck in einem *Khuriltai*, der im Jahr 1206 in der Nähe der Onon-Quelle abgehalten wurde. Über den genauen Verlauf der Ereignisse sind wir nicht unterrichtet. Es steht jedoch fest, daß Temüdschin damals den Titel *Khaqan* und den Namen Tschingis Khan angenommen hat. Anscheinend haben danach die eroberten und verbündeten Stämme gemeinschaftlich den Namen »Mongolen« angenommen. Einer der Initiatoren dieser Ereignisse war der einflußreiche Schamane Kökötschü oder Tebtenggeri, der offenbar die – später von den Nachkommen Tschingis Khans unverändert beibehaltene – Vorstellung verbreitet zu haben scheint, Tschingis Khans Eroberungen erfüllten ein vorherbestimmtes Schicksal.

Man ist versucht, den *Khuriltai* von 1206 als den Wendepunkt im Leben Tschingis Khans anzusehen, obwohl damals noch nichts darauf hinwies, daß Tschingis Khan einmal der größte Eroberer der Weltgeschichte werden sollte. Gegen fünfzig Jahre alt und kein jugendlicher Alexander mehr, war er lediglich der Herrscher einer nomadischen Stammeskonföderation in den nördlichen Grenzgebieten Chinas und spielte mithin eine Rolle, die schon viele nomadische Führer vor ihm gespielt hatten. Seine Genialität in strategischen und organisatorischen Dingen trat immer deutlicher zutage. Den Vorteilen der Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit, wie sie der Krieg in der Steppe mit sich brachte, fügte er eine rücksichtslos eingehaltene Disziplin hinzu. Seine Truppen waren in Zehnschaften, Hundertschaften, Tausendschaften und Zehntausendschaften eingeteilt, mit einer direkten Befehlsübermittlung von oben nach unten. Alle Ränge waren zu absolutem Gehorsam verpflichtet. Trotz Tschingis Khans aristokratischer Vorurteile wurden Fähigkeit und Energie belohnt, wo immer man sie fand.

Wie nicht anders zu erwarten, war die Struktur der von Tschingis Khan geschaffenen Stammeskonföderation ausgeprägt feudal, eine Pyramide der Macht, an deren Spitze die Familie des *Khaqans* stand. Tschingis Khan betrachtete sich selbst wahrscheinlich nicht als den Führer des mongolischen Volkes, sondern als das Oberhaupt des mongolischen Adels, dessen Mitglieder, wo immer es möglich war, bei der Vergabe von Ämtern den Angehörigen der unteren Schichten vorgezogen wurden. Auf diese Weise sicherte sich Tschingis Khan nicht nur die Loyalität der Clan- Oberhäupter seines eigenen Stammes, sondern auch die der verbündeten und eroberten Stämme. Einem ähnlichen Zweck diente die Zuteilung großer Apanagen, ohne daß dadurch Tschingis Khans persönliche Kontrolle über seine Besitztümer geschwächt worden wäre. Auf die Zeit des *Khuriltais* von 1206 gehen wahrscheinlich die Ursprünge der *Yassa* zurück, d.h. der Gesetze, die Tschingis Khan für die Regierung seines wachsenden Reiches erlassen hat. Die *Yassa* bestand aus feststehenden Verhaltensvorschriften, die rücksichtslos durchgesetzt wurden und die einen Kodex des sozialen Verhaltens sanktionierten wie auch die Konzeption einer Gesellschaft unterstützten, die vom Adel und seinen Idealen geprägt wurden.

Zwischen 1206 und 1209 wurden die Oiraten und Kirgisen im Nordwesten der Mongolei besiegt. Südwestlich vom Altai erklärten die Uiguren, die früher Vasallen der Kara-Kitai gewesen waren, klugerweise von selbst ihre Unterwerfung. Tschingis Khan wandte sich nun dem Angriff auf seine mächtigeren, seßhaften Nachbarn zu. Man braucht die folgenden Bewegungen durchaus nicht im Sinn einer Bevölkerungsexplosion in der Mongolei des 13. Jahrhunderts zu erklären oder sie der Austrocknung früheren Weidelandes zuzuschreiben. Große Stammesbündnisse konnten nur durch Führer zusammengehalten werden, die die Nomadenaristokratie davon zu überzeugen vermochten, daß ein Zusammenschluß für sie günstig sei, da er ihnen größere Möglichkeiten verschaffte, zu plündern und Reichtum zu erwerben, schwächere

Nachbarn zu erpressen und an den Karawanenwegen Zölle zu erheben. All dies bot Tschingis Khan seinen Anhängern an, darüber hinaus aber auch noch die älteste und größte aller Versuchungen für die verarmten Nomaden Innerasiens, die Eroberung Chinas mit seinem unermeßlichen Reichtum, seinen zahllosen Luxusgegenständen und seinen gewaltigen Menschenreserven für die Versklavung.

Südlich der Mongolei lagen vier Königreiche, die für einen potentiellen Angreifer reif waren: das von den Dschürtschit regierte Nordchina, das von den Sung regierte China südlich des Yang-tse, der Tangutenstaat Si-hia, dessen Zentrum Kansu war, und südlich davon Tibet. Tschingis Khan griff zuerst das Si-hia-Reich an, dessen Bevölkerung aus einer Mischung von sesshaften Ackerbauern und Hirtennomaden bestand. Nachdem er von den Kereit, Naiman und Uiguren, die mit den Tanguten in direktem Kontakt standen, die nötigen Informationen über den Si-hia-Staat erhalten hatte, fiel er im Jahr 1209 in das Königreich ein und drang bis zu dessen am Huang-ho gelegener Hauptstadt Tschung-hiang vor, konnte sie aber nicht erobern. Doch der Tangutenherrscher kapitulierte und wurde mongolischer Vasall. Mit dem Ansehen, das ihm aus diesem Sieg erwuchs, und mit seinen Erfahrungen im Kampf gegen befestigte Städte und gegen eine sesshafte Bevölkerung wandte sich Tschingis Khan gegen Nordchina. Wie gewöhnlich, sammelte er vorher soviel Informationen wie möglich – von den Ongot, die nahe an der chinesischen Grenze lebten, und von mohammedanischen Kaufleuten, die mit China Handel trieben und die Einigung der Steppen unter einem einzigen Herrscher begrüßten, da dies die Eindämmung von Räuberunwesen und Stammesfehden und somit die relative Sicherheit der Handelswege mit sich brachte. Im Jahr 1211 überschritt Tschingis Khan zusammen mit seinen besten Heerführern und seinen vier Söhnen (Dschotschi, Tschaghatai, Ögödei und Tolui) die Grenze des Dschürtschit-Reiches, brach über Nordchina herein und bewies dabei gegenüber einem mächtigen Gegner, dessen Kräfte durchaus nicht geringzuschätzen waren, überlegenes taktisches Geschick. Der Siegeslauf der Mongolen dauerte bis zum Jahr 1212. Damals rebellierten die Kitan aus der südlichen Mandschurei gegen die Dschürtschit und wurden mongolische Vasallen. Im Jahr 1214 stand Tschingis Khan vor den Mauern von Peking. Da er jedoch große Mengen wertvoller Beute mit sich führte, die er ungefährdet in die Mongolei bringen wollte, versuchte er nicht, die stark befestigte Hauptstadt zu stürmen, die von den besten Truppen des Kin-Reiches verteidigt wurde, sondern schloß Frieden. Tschingis Khan erhielt eine kaiserliche Prinzessin mit einer entsprechenden Mitgift von Sklaven, Pferden und Edelsteinen zur Frau. Bald brach jedoch der Krieg von neuem aus. Wieder griffen mongolische Truppen China an, dieses Mal unter Führung der Generäle Dschebe Noyan und Mukhuli. Im Jahr 1215 wurde Peking und damit die Schatzkammer der Kin-Dynastie genommen. Doch die Herrschaft der Dschürtschit bestand in China weiter, und vereinzelte Verhandlungen und Scharmützel dauerten während der ganzen Zeit, die

Tschingis Khan noch lebte, an. Die Feldzüge Tschingis Khans gegen die Dschürtschit waren wahrscheinlich die härtesten Feldzüge seines Lebens. Er bewies dabei größte Geschicklichkeit in der Verbindung von umfassenden strategischen Konzeptionen mit detaillierten taktischen Bewegungen, indem er Truppen über weite Gebiete unbekannten Landes hinweg befehligte, in denen die mongolischen Abteilungen oft viele Meilen voneinander entfernt waren.

Inzwischen erwarben die Mongolen direkte Kenntnisse über die Chinesen und ihre Kultur. Unter den Gefangenen, die nach dem Sieg über Peking zu Tschingis Khan gebracht wurden, war ein Abkömmling der früheren Liao-Dynastie, Ye-lü tsch'u-ts'ai, ein Dichtergelehrter, dessen Familie seit drei Generationen im Dienst der Dschürtschit gestanden hatte. Tschingis Khan nahm ihn in seine Dienste und war von seinen administrativen Fähigkeiten bald ebenso beeindruckt wie von seinen astrologischen Kenntnissen, so daß dieser Vertreter der Kultur und bürokratischen Tradition Chinas schnell einen bestimmenden Einfluß auf das Denken des Eroberers gewann und der höchste Verwaltungsbeamte des mongolischen Reiches wurde. Die Unterwerfung der Mongolen durch China hatte begonnen. Die mongolischen Feldzüge gegen die Dschürtschit waren von glänzenden Siegen begleitet, aber man darf annehmen, daß die praktische Kriegserfahrung Tschingis Khan lehrte, gegenüber einem Land von solcher Größe und mit einer so großen und intelligenten Bevölkerung vorsichtig zu verfahren. Er mag vorausgesehen haben, daß ein weiteres Eindringen in China für seine neugeschaffene mongolische Armee eine ungeheure Belastung bedeutet hätte. Er sah deshalb davon ab, sich auf ein derart riskantes Unternehmen einzulassen, solange es an seinen Flanken noch unbesiegte Nomadenvölker gab, die ebenso beweglich wie seine Mongolen waren und die vielleicht gerade dann, wenn er in den Entscheidungskampf mit den Dschürtschit verwickelt gewesen wäre, versucht hätten, ihn anzugreifen. Er zog sich deshalb aus China zurück, um sich seiner Westgrenze zuzuwenden.

In den Talkesseln des Altai hatten sich Widerstandsgruppen der Naiman und Merkit gehalten. Diese wurden nun von Sübetei beseitigt, während Dschebe Noyan den Häuptling der Naiman, Gütschlük, angriff, der kurz zuvor den Thron des *Gur-Khan* der Kara-Kitai usurpiert hatte, eines Zweiges der Kitan, die vormals Nordchina beherrscht hatten und im frühen 12. Jahrhundert auf der Flucht vor den Dschürtschit nach Westen in das Siebenstromland abgewandert waren. Im Jahr 1218 besetzte Dschebe Noyan das Reich der Kara-Kitai und erklärte sich mit den Mohammedanern solidarisch, die mit Gütschlük unzufrieden waren. Gütschlük floh nach Kaschgarien, wo er besiegt und getötet wurde.

Die Eroberung des Reiches der Kara-Kitai verschaffte den Mongolen eine gemeinsame Grenze mit dem bedeutendsten mohammedanischen Staat des 13. Jahrhunderts, dem Reich des Chwaresm-Schah 'Ala al-din Muhammad (1199–1220). Dessen Macht reichte im Osten bis zum Syr-darja. Er beherrschte außer Chwaresm und Mawarannahr den größten Teil des heutigen Iran und

Afghanistan, so daß er die Handelsstraßen zwischen China und dem Mittleren Osten kontrollieren konnte. Tschingis Khan war darauf bedacht, den ungehinderten Handelsverkehr durch die Steppen zu sichern, und dürfte, zumindest ursprünglich, keinen Angriff gegen einen so mächtigen Nachbarn wie 'Ala al-din Muhammad geplant haben. Im Jahr 1218 wurde jedoch eine Gruppe von etwa 450 mohammedanischen Kaufleuten (die meisten von ihnen stammten aus Chiwa und Buchara), die aus der Mongolei nach Mawarannahr zurückkehrten, vom Gouverneur des Chwaresm-Schah in Otrar niedergemetzelt und ihrer Habe beraubt. Als Tschingis Khan durch einen Gesandten Genugtuung für diesen Akt der Barbarei, der seiner Politik des Schutzes der Kaufmannsschicht zuwiderlief, forderte, ließ 'Ala al-din Muhammad den Gesandten hinrichten. Das war ein Angriff auf Tschingis Khans Prestige, der nicht unbeantwortet bleiben durfte.

Tschingis Khan plante seinen Angriff gegen den Chwaresm-Schah sogar noch sorgfältiger als seine Feldzüge gegen die Dschürtschit. Er stützte sich dabei auf Informationen, die er von den mohammedanischen Kaufleuten erhielt, deren Interessen er ja verteidigte. Er betraute einen seiner besten Generäle, Mukhuli, mit dem Oberkommando in Nordchina und brach selbst mit der Hauptmacht seiner Truppen, seinen bedeutendsten Generälen und seinen Söhnen nach Westen auf. Im Sommer des Jahres 1219 erreichte er den Irtysch. Tschingis Khan ging nur langsam vor und veranstaltete große Treibjagden und Manöver, um Männer und Pferde in bester Verfassung zu halten. Seine Armee zählte wahrscheinlich zwischen 150 000 und 200000 Mann.⁴ Die Truppen des Chwaresm-Schah waren zwar viel zahlreicher, doch fehlte es ihnen an Disziplin, Zusammenhalt und guter Führung. Die überlegene Beweglichkeit seines Heeres und seine großen strategischen Fähigkeiten sicherten Tschingis Khan alle Vorteile gegenüber dem Chwaresm-Schah. Von seinem jüngsten Sohn Tolui begleitet, wandte er sich zunächst gegen Otrar und erschien dann vor Buchara, das kurz darauf kapitulierte (März 1220). Seinem Beispiel folgte Samarkand. Inzwischen hatten zwei weitere mongolische Truppenverbände den Syr-darja überschritten: Die Heeresabteilung Dschotschis war stromabwärts nach Dschand und von da aus nach Urgentsch vorgedrungen, während eine dritte Abteilung stromaufwärts den Fluß überschritten hatte und sich dann nach Banakat und Chodschent wandte. Die Mongolen trafen nur auf schwachen Widerstand, eine Folge des Verhaltens von 'Ala al-din Muhammad, der den Kampf bald aufgab und auf eine Insel im Kaspischen Meer floh, wo er kurz darauf starb.

Nach der Einnahme von Buchara und Samarkand erreichte Tschingis Khan den Amu-darja, wo er den Winter 1220/21 verbrachte, während Dschotschi und seine Brüder Urgentsch eroberten. Im Frühjahr 1221 nahm er dann Balch ein, während Tolui Chorassan überfiel und Herat, Merw und Nischapur plünderte. In Ghasni sammelte jedoch der Sohn des Chwaresm-Schah, Dschalal al-din, die Truppen seines Vaters und schlug einen der mongolischen Generäle in einem harten Kampf bei Parwan zwischen Ghasni und Bamian. Dies war die schwerste

Niederlage, die die Mongolen im Westen erlitten. Tschingis Khan rächte sie persönlich. Er überquerte den Hindukusch und stellte Dschalal al-din am Indus, wo er ihn entscheidend schlug. Tschingis Khan verbrachte den Sommer des Jahres 1221 in der Nähe von Balch im Hindukusch-Gebiet. Mit seiner Rückkehr vom Amu-darja in die Mongolei hatte er es nicht eilig. Erst 1225 erreichte er wieder das Tal der Tola.

Er war jetzt mindestens siebzig Jahre alt, aber sein Kriegshunger war noch immer nicht gestillt. Während des Feldzuges gegen den Chwaresm-Schah hatte sich der Vasallenherrscher von Sihia geweigert, zur Unterstützung seines mongolischen Oberherrschers Truppen zu entsenden, und sich schließlich ganz gegen diesen aufgelehnt. Desgleichen hatte Tschingis Khans lange Abwesenheit im Westen (1219–1225) die Dschürtschit ermutigt, ihre Macht im größten Teil Nordchinas wieder geltend zu machen. Sowohl Prestige Gründe als auch strategische Überlegungen hinsichtlich der chinesischen Grenze erforderten nun die Vernichtung des Si-hia-Reiches. Im Jahr 1226 brach Tschingis Khan zu seinem letzten Feldzug auf. Nach hartnäckigem Widerstand wurden die Tanguten endgültig vernichtet, jedoch nicht vor dem Tod Tschingis Khans im Jahr 1227.

Über die Persönlichkeit Tschingis Khans ist viel geschrieben worden. Die Quellen sind widersprüchlich und deuten auf eine Persönlichkeit von beträchtlicher Komplexität. Tschingis Khan besaß eine eiserne Willenskraft und Selbstkontrolle und konnte abwechselnd liebenswürdig und hochherzig wie auch heimtückisch und rachsüchtig sein. Seine Grausamkeit mag in ihrer Art nicht schlimmer als die seiner Zeitgenossen gewesen sein, der Dschürtschit, der Chwaresm-Schahs oder der Führer der Albigenser-Kreuzzüge in Europa. In dieser Hinsicht war er ganz ein Mann seines Zeitalters, doch beschmutzte er seinen Namen niemals durch sinnlosen Sadismus. Für Tschingis Khan war Terror eine psychologische Waffe, eine Form der Propaganda, die ständige Unterwerfung und strikten Gehorsam gewährleisten sollte. Tschingis Khan war ein guter Menschenkenner und schätzte auch bei anderen Mut, Offenheit und Treue. Er besaß sowohl die Behutsamkeit und Geschicklichkeit des Politikers als auch die traditionellen Tugenden des Kriegers. Vor allem in seiner Jugend wußte er die verschiedenen gegensätzlichen Kräfte und Spannungen der Stammespolitik mit größter Geschicklichkeit in seinem Sinn zu beeinflussen. Wie die meisten Mitglieder seiner Familie war er dem Alkohol ergeben. Sein starkes sinnliches Temperament machte den Krieg, die Jagd und die Reitkunst zu seinen Hauptvergnügen. Sicherlich war Tschingis Khans Machthunger das beherrschende Motiv seiner Eroberungen, doch bildete das Streben nach materiellem Besitz zweifellos einen zusätzlichen Anreiz.

Die Berührung mit höheren Kulturen beeinflusste seinen Lebensstil nur wenig. In dieser Hinsicht unterschied er sich sehr stark von seinen Enkeln und deren Söhnen. Diese paßten sich sehr schnell der chinesischen und iranischen Kultur mit ihren völlig verschiedenen Sitten und Denkweisen an, die mit dem

nomadischen Leben, auf dem die militärische Überlegenheit der Mongolen über ihre Nachbarn größtenteils beruhte, unvereinbar waren. Tschingis Khan scheint die den Nomadenhäuptlingen eigene Überzeugung, daß der Hauptanreiz für alles Handeln in der Ansammlung materieller Güter liegt, kaum modifiziert zu haben. Er glaubte, daß das Schicksal ihm und seiner Familie die ganze Welt zu uneingeschränktem Vergnügen gegeben habe. Tschingis Khan war wahrscheinlich Analphabet und konnte keine andere Sprache außer seiner eigenen, so daß er sich mit seinen chinesischen, türkischen und iranischen Untertanen durch Dolmetscher verständigen mußte. Aber trotz seiner fehlenden Bildung war eine der eindrucksvollsten Eigenschaften Tschingis Khans seine Fähigkeit, aus der Erfahrung zu lernen, so daß sich seine Kenntnisse und seine Einsicht mit dem Gesichtskreis seines Reiches erweitert zu haben scheinen. Während der ersten Jahre der Stammesauseinandersetzungen kann er nur wenig von der Welt außerhalb der Mongolei gewußt haben. Als sich jedoch die Verhältnisse änderten, war er für alle neuen Ideen oder Situationen, aus denen er Vorteile ziehen konnte, aufgeschlossen, so daß er als nomadischer Kriegsherr an Intelligenz und Staatskunst in der Geschichte nicht seinesgleichen hat.

Bestimmte Faktoren, die zu Tschingis Khans außerordentlicher Leistung als Reichsgründer beigetragen haben, verdienen besondere Erwähnung. Erstens waren die Verhältnisse in Zentralasien und seinen Randgebieten zu Lebzeiten Tschingis Khans für einen Eroberer aus der Steppenzone besonders günstig. China war zwischen zwei Dynastien aufgeteilt, die Sung und die Kin, die beide ihre Blütezeit hinter sich hatten. Die Kin waren zudem selbst eine fremde Dynastie, die bei den Chinesen unbeliebt war. Das Si-hia-Reich, das wegen seiner verschiedenartigen Bevölkerung nur wenig Zusammenhalt besaß, war keine große Militärmacht. Das gleiche traf für Tibet zu. Das Reich der Kara-Kitai war bereits in der Auflösung begriffen, und die glänzende Macht des Chwaresmschah erwies sich als völlig trügerisch.

Zweitens war das mongolische Weltreich auf einer für jene Zeit einzigartigen Militärmaschinerie aufgebaut, die die persönliche Errungenschaft Tschingis Khans und seiner Truppenführer war. Die hervorragende Disziplin der Mongolen und ihre wirkungsvolle Befehlsübermittlung von Rang zu Rang wurden bereits erwähnt. Ebenso wichtig war die Schaffung einer Intendantur für die Lebensmittelversorgung der Truppen, für die Beschaffung von Remonten und für den Transport des Belagerungsgerätes, das besser war als alles, was ihre Gegner besaßen. Die Mongolen waren ihren Feinden auch taktisch überlegen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Schnelligkeit, Beweglichkeit und Heimlichkeit, womit Tschingis Khan die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte einsetzte, zu den Hauptfaktoren zählen, die zu seinem Erfolg beitrugen. Darüber hinaus war die Art, wie er sich Nachrichten über seine Gegner und die Topographie der zu erobernden Gebiete beschaffte, für das 13. Jahrhundert einzigartig. Viele Informationen erhielt er von Kaufleuten, die ihn und seine Familie als ihre Beschützer ansahen. Die einzige anfängliche Schwäche der

Mongolen war ihre Unkenntnis der Belagerungsmethoden. Dieser Mangel wurde jedoch bald durch die Anwerbung erfahrener chinesischer und mohammedanischer Handwerker beseitigt.

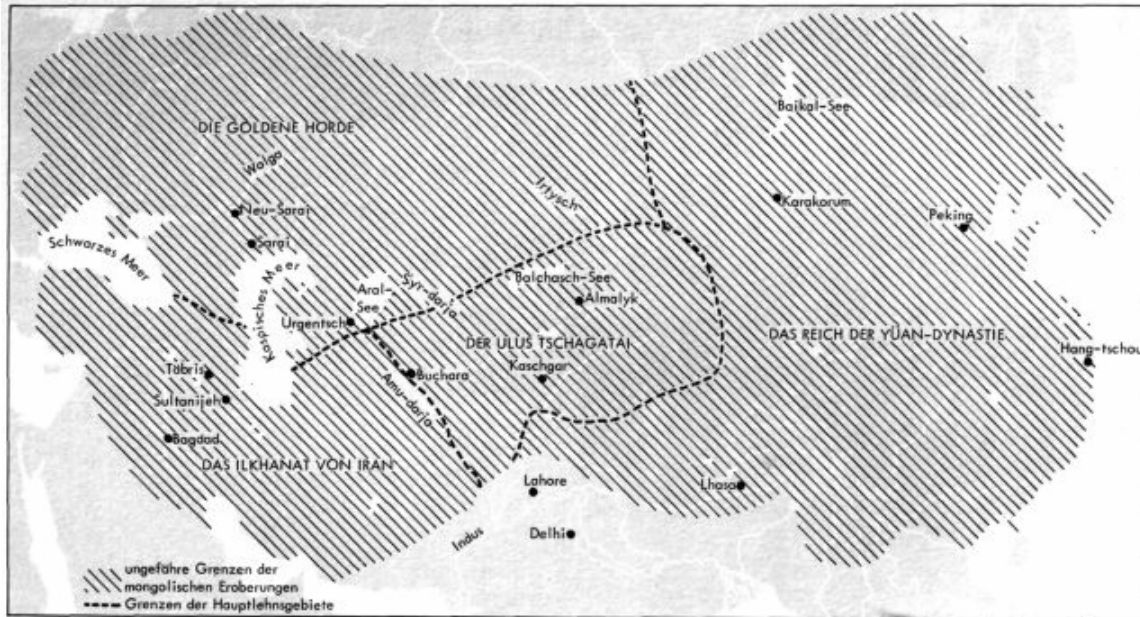
Drittens besaß Tschingis Khan überragende Fähigkeiten als Feldherr und Staatsmann, der die Rivalitäten und gegenseitigen Verdächtigungen seiner Feinde geschickt zu fördern verstand. Seine Strategie war immer gleich weitsichtig und ist ein besseres Beispiel für seine Intelligenz als jeder andere Aspekt seiner Persönlichkeit. Sein höchstes Ziel, das aber erst während der Regierungszeit seines Enkels Khubilai erreicht wurde, war unzweifelhaft die Eroberung Chinas. Sobald er jedoch seine Macht in der östlichen Mongolei gefestigt hatte, griff er entgegen allen Erwartungen nicht die Dschürtschit an, da ihn dies, selbst wenn er anfangs erfolgreich gewesen wäre, im Rücken den Angriffen der Kereit und Naiman aus der Zentral- und Westmongolei ausgesetzt hätte. Er widerstand daher der Versuchung, Nordchina direkt zu überfallen, und konzentrierte sich darauf, sich zunächst zum unumschränkten Herrscher über alle Stämme in der Mongolei zu machen. Selbst dann war er noch nicht auf den Versuch, ganz China zu erobern, vorbereitet. Seine Feldzüge gegen die Tanguten und Dschürtschit, mit denen er durchaus zu Verhandlungen bereit war, erwiesen sich zum Teil nur als Verteidigungsmaßnahmen, die ihm vor seinem Angriff auf die Kara-Kitai im Westen und die türkischen Stämme westlich vom Altai notwendig erschienen. Die Beweglichkeit und die Kriegsmethoden dieser Völker waren denen der Mongolen ähnlich. Sie hätten deshalb leicht die neubegründete mongolische Konföderation zerstören können, wenn die Mongolen sich ernsthaft in einen größeren Konflikt mit China verwickelt hätten. Erst nachdem die westlichen Nomaden und ihr ruheloser Nachbar, der Chwaresm-Schah, überwunden waren, konnte Tschingis Khan daran denken, die Tanguten und Dschürtschit zu vernichten. Sein Tod machte dieses Vorhaben jedoch zunichte und überließ es seinen Nachfolgern, sein Werk zu vollenden.⁵

Schließlich ließen gewisse psychologische Faktoren die Aufgabe der Reichsbildung immer weniger gewaltig erscheinen. Erfolg gebiert Erfolg, und das Verlangen der mongolischen Truppen nach Beute wurde durch den Mut und die Entschlußkraft verstärkt, die aus dem Vertrauen der Krieger auf ihre Kommandeure erwachsen. Die häufig sehr heterogene mongolische Heerführung des 13. Jahrhunderts war hervorragend. Es war eben nicht der Fall, daß Tschingis Khan allein den Sieg gewährleistete. Mehrere Söhne und Enkel, aber auch so bevorzugte Paladine wie Mukhuli, Sübetei und Dschebe Noyan flößten in ähnlicher Weise Vertrauen ein und blieben der Idee imperialer Einheit bemerkenswert treu, während Tschingis Khan selbst mit seinem unbeirrbaren Blick für die richtige Situation nie mehr unternahm, als er erreichen zu können glaubte. Die Gegner der Mongolen, untereinander uneins und ohne Kenntnis ihrer Widersacher, demoralisiert durch Betrug, Bestechlichkeit und eine bewußte Terrorpolitik, waren kaum fähig, längeren Widerstand zu leisten.

7. Das Mongolenreich auf dem Gipfel seiner Macht

Der Tod Tschingis Khans im Jahr 1227 hat den weiteren Verlauf der mongolischen Expansion kaum beeinflusst. Die militärischen Unternehmungen seiner Söhne und Enkel zeichneten sich noch mehr als ein halbes Jahrhundert durch die gleiche Stoßkraft aus wie die ersten Eroberungen des Reichsgründers. Tschingis Khan hatte den Weg zur Bildung eines Nomadenreiches gezeigt, das den größten Teil des eurasischen Landmassivs umfassen sollte. Seine Nachkommen kamen diesem Ziel sehr nahe, als sie die Kin- und die Sung-Dynastie in China stürzten, das Kalifat beseitigten und Armeen nach Südostasien, dem Pandschab, Syrien, Anatolien und in die slawischen Gebiete Europas entsandten. Das mongolische Reich hatte drei verschiedene Phasen. Die erste umfaßte das Leben Tschingis Khans und den Aufbau der Militärorganisation, die die späteren Eroberungen möglich machte. Die zweite Phase erstreckte sich auf die Regierungszeiten Ögödeis, Güyüks und Möngkes (1229 bis 1259). Sie war durch weitere territoriale Expansion und durch die Konsolidierung der bisherigen Eroberungen gekennzeichnet. Die dritte Phase begann im Jahr 1265, als Khubilai das Erbe seines Bruders Möngke antrat, und dauerte bis zum Zerfall des Reiches im frühen 14. Jahrhundert.

Vor seinem Tod hatte Tschingis Khan die eroberten Gebiete unter seine vier Söhne aufgeteilt. Als *Ulus* (Lehen) des ältesten Sohnes Dschotschi wurden die mongolischen Eroberungen westlich des Irtysch bestimmt. Da jedoch Dschotschi noch vor seinem Vater starb, kam dieses riesige Gebiet an seinen Sohn Batu, der es auf Kosten seiner Nachbarn im Westen vergrößerte und die Herrschaft der »Goldenen Horde« begründete. Tschingis Khans zweiter Sohn, Tschaghatai, erhielt Mawarannahr, Kaschgarien, das Siebenstromland und die westliche Dsungarei, während dem dritten Sohn, Ögödei, die östliche Dsungarei, die Mongolei und die bereits eroberten chinesischen Provinzen zugesprochen wurden. Nach mongolischer Sitte übernahm der vierte Sohn, Tolui, die Sorge für den väterlichen Haushalt, die Schatzkammer und die angestammten Weideplätze wie auch für die Elitetruppen des Reiches, mit deren Hilfe sich zwei seiner Söhne, Möngke und Khubilai, zu den Herren des Reiches machten und die Eroberung Chinas zu Ende führten, während ein weiterer Sohn, Hülägü, den Sturz des Kalifats und die Errichtung des Ilkhanats von Iran betrieb.¹



© Abb. 18: Die mongolische Reichsteilung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts

Diese Maßnahmen bedeuteten nicht, daß Tschingis Khan die Zerstückelung seines Reiches ins Auge gefaßt hätte; diese Gebietsteilung, bei den mongolischen Familien traditionell üblich, zielte im Gegenteil darauf ab, die Einheit des Reiches auf der Basis der familiären Zusammenarbeit auch für die Zukunft zu sichern. Zu diesem Zweck ernannte Tschingis Khan Ögödei zu seinem Nachfolger. Dschotschi war bereits tot, und Tschaghatai wurde als zu hart und unbeugsam angesehen, um sich die Treue der Stammesführer zu erhalten. Ögödei jedoch konnte sowohl taktvoll als auch konziliant sein, so daß seine Nachfolge einstimmig angenommen wurde und Tschaghatai ihn loyal unterstützte. Wenn man das Datum seiner formellen Thronerhebung auf dem *Khuriltai*, der sich nach dem Tod seines Vaters versammelte, zugrunde legt, regierte ögödei von 1229 bis 1241. Während dieser zwölf Jahre entwickelte sich in den Händen uigurischer, chinesischer, iranischer und arabischer Beamten eine Zivilverwaltung, und ein Gefühl der Sicherheit machte sich bemerkbar. Ögödei selbst konnte zwar hart sein, wo Härte nötig war, doch war er ein höflicher, großmütiger und verhältnismäßig humaner Herrscher. Sein Hof zu Karakorum, der früheren Hauptstadt der Kereit, entfaltete eine Pracht, die Ögödeis hoher Vorstellung von kaiserlicher Souveränität vollkommen entsprach. Der neue *Khagan* gründete sogar einige Städte im Siebenstromland, vermutlich um den Handel anzuregen. Das war wahrscheinlich das Motiv für die Begünstigung seiner mohammedanischen Untertanen.

In den ersten Jahren seiner Regierung gelang es Ögödei auch, die Grenzen des Reiches zu erweitern. Vor Tschingis Khans Tod waren Truppen von ihren vorgeschobenen Stellungen in Iran in die Mongolei zurückgerufen worden. In

Nordchina war auf den Tod Mukhulis im Jahr 1223 eine Reihe von Aufständen gefolgt. Im Jahr 1230 sandte Ögödei den General Tschormaghan Noyan nach Iran, der den Sohn des Chwaresm-Schah, Dschalal al-din, und dessen turkmenische Gefolgsleute nunmehr endgültig besiegte. 1231 fielen die Mongolen in Korea ein. 1234 vernichteten sie die Kin-Dynastie und besetzten damit China nördlich des Yang-tse. Nach einem weiteren *Khuriltai* im Jahr 1235 fielen die Mongolen abermals in Korea ein, das immer noch Widerstand leistete.² Es kam zu einem planlosen und unentschiedenen Krieg mit den Sung, der bis zum Ende der Regierung Ögödeis dauerte. Batu fiel in Rußland, Polen und Ungarn ein. Tschormaghan Noyan eroberte Nord-Iran, Aserbeidschan, Armenien und Georgien und stieß bis zur Grenze des seldschukischen Anatolien vor. Die Triebkraft dieser Expansion verlagerte sich jedoch vom Zentrum und ging schließlich von den Heerführern aus. Als Ögödei im Jahr 1241 starb, machten sich bereits die ersten Anzeichen von Spannungen innerhalb des Einheitsstaates bemerkbar. Tschingis Khans Söhne waren nun alle tot. In der Annahme, daß Tschingis Khan beabsichtigt habe, die Nachfolge auf die Linie des Ögödei zu übertragen, wurde Ögödeis Sohn Güyük 1246 zum *Khaqan* gewählt. Dieser übernahm die Regierung aus den Händen von Ögödeis Witwe Töregene, die in der Zwischenzeit die Regentschaft geführt hatte. Noch zu Lebzeiten seines Vaters hatte sich der nicht besonders befähigte Güyük während des Rußlandfeldzuges mit Batu zerstritten und war in Ungnade nach Karakorum zurückgekehrt. Batu, der nun der älteste der Tschingiskhaniden war, schloß jetzt so schnell wie möglich mit Möngke, dem ältesten Sohn Toluis, ein Bündnis gegen die Familie Ögödeis.

Während der Regentschaft der Töregene Khatun (1241–1246) und der Regierungszeit Güyüks (1246–1248) war in den mongolischen Eroberungen eine Unterbrechung eingetreten. Allem Anschein nach wurde die Autorität des *Khaqan* durch Fehden innerhalb der kaiserlichen Familie und durch den schnellen Aufstieg einer Reihe von Günstlingen in die höchsten Staatsämter sehr geschwächt. Jedoch besiegte im Jahr 1242 Baidachu Noyan, Tschormaghan Noyans Nachfolger als Befehlshaber im Südwesten, die Seldschuken bei Kuzadag, eroberte Erzerum, Tokat und Kaiseri und zwang die Seldschuken, mongolische Vasallen zu werden. Die mongolischen Siege in Anatolien und Batus Vorstoß nach Ungarn ließen Europa immer deutlicher die Existenz der neuen Großmacht im Osten erkennen, die man auf Grund von Kontakten mit zentralasiatischen Nestorianern halb und halb für christlich hielt und mit der unzerstörbaren Legende vom Priester Johannes, dem christlichen Herrscher, dessen Königreich irgendwo jenseits der islamischen Welt liegen sollte, in Verbindung brachte. Von der Mitte des 13. Jahrhunderts an schickten Päpste, Könige und Kreuzfahrer Gesandte zu den Mongolen. Einer der berühmtesten ist der Mönch Johann von Piano Carpini, der Gesandte Innozenz' IV. und Autor der *Historia Mongolorum*, der Karakorum noch rechtzeitig zu Güyüks Thronbesteigung im Jahr 1246 erreichte. Während seiner kurzen Regierungszeit

entfremdete sich Güyük die mächtigsten Mitglieder seiner Familie. Zum Zeitpunkt seines Todes – wie es heißt, ließen ihn Batu oder Toluis Witwe durch Agenten vergiften – waren Batu und er nur sieben Tagemärsche von einem bewaffneten Zusammenstoß entfernt. Nun übernahm Güyüks Witwe, Oghul Ghaimisch, die Regentschaft. Von ihr wurden auch im Jahr 1250 Gesandte Ludwigs IX. von Frankreich empfangen. Die Tschingiskhaniden waren jetzt in zwei Parteien geteilt: Batu und Möngke, die die Linien Dschotschis und Toluis vertraten, standen gegen die Nachkommen Ögödeis und Tschaghatais. Im Jahre 1250 trat in der Nähe des Issyk-kul ein *Khuriltai* zusammen, auf dem die Differenzen beseitigt werden sollten, doch wurde kein greifbares Ergebnis erzielt. Ein zweiter *Khuriltai*, der ein Jahr später in der Nähe des Kerulen stattfand, wurde von Batus Bruder Berke beherrscht, der die Wahl Möngkes zum *Khaqan* durchsetzte, nachdem Batu den Thron abgelehnt hatte. Möngke begann seine Regierung mit der Hinrichtung seiner Gegner und der Gegner Batus, so daß er sich für den Rest seiner Regierungszeit (1251 bis 1259) auf weitere Gebietseroberungen konzentrieren konnte. Im Jahr 1253 standen zwei große Expeditionsheere in der Mongolei bereit. Das eine wurde von Möngkes Bruder Khubilai befehligt und sollte das Sung-Reich in Südchina angreifen. Das Ziel des anderen Heeres unter dem Befehl Hülägüs, eines weiteren Bruders, war die Vernichtung der Batiniden-Sekte in Nordiran (den Europäern als Assassinen bekannt) und des Abbasiden- Kalifats. Im Jahr 1257 nahm Hülägü Alamut und die meisten der übrigen Batiniden-Festungen im Elburs ein. Im Februar 1258 fiel Bagdad einem mongolischen Angriff zum Opfer. Der letzte Abbasiden-Kalif, Musta'sim, wurde bei der anschließenden Plünderung ermordet. In der Zwischenzeit hatte Khubilai bei seinem Vorstoß nach Südchina so große Erfolge errungen, daß um 1257 Möngkes Neid erwachte und Khubilai zurückgerufen wurde. Danach führten die beiden Brüder den Feldzug in China gemeinsam, doch Khubilai mußte sich mit einer untergeordneten Stellung begnügen. Zwei Jahre später erkrankte Möngke in Ssetschuan an der Ruhr und starb. Während Möngkes Regierungszeit stand das mongolische Reich auf der Höhe seiner Macht, doch fiel es bereits unter Khubilai einer raschen Sinisierung anheim. Die Beschreibung Karakorums, die uns der Mönch Wilhelm von Rubruck hinterließ, der in den Jahren 1253/54 im Auftrag Ludwigs IX. an Möngkes Hof weilte, zeigt, wie sich diese Zeltsiedlung bereits in eine kosmopolitische Hauptstadt verwandelt hatte. Kosmopolitismus war jedoch schwer vereinbar mit der Notwendigkeit, auch weiterhin eine große Bevölkerung von Unterworfenen durch eine verhältnismäßig geringe Zahl von Mongolen und ihrer Verbündeten zu beherrschen. Als die Verwaltung des Reiches in die Hände von Beamten aus den Reihen der unterworfenen und sesshaften Völker überging, deren höhere Kultur für die Tschingiskhaniden immer verführerischer wurde, hörte das Reich auf, spezifisch *mongolisch* zu sein und nur dem Nutzen der Nomadenstämme zu dienen, die es für Tschingis Khan erobert hatten. Die zahlenmäßige Schwäche der Mongolen verdient besondere Betonung. Die Eroberungen waren

ursprünglich in der Hauptsache dynastischer Natur und hatten erst in zweiter Linie rassistische und wirtschaftliche Gründe. Die Mongolen, ausgesprochene Eroberer und keine Landsucher, bildeten in erster Linie eine Militäraristokratie, der die Verbündeten und Vasallen unterstanden. So war eine gewisse Absonderung von ihren Untertanen notwendig, wenn sie als Herrscher bestehen wollten. Angleichung an ihre türkischen, persischen oder chinesischen Untertanen hätte ihren Untergang als herrschende Klasse bedeutet. In dem Thronstreit, der auf Möngkes Tod folgte, zeigten die Ambitionen, mit denen die rivalisierenden Kandidaten nach dem Thron strebten, die Wahl, vor die die Mongolen gestellt waren.

Der gegebene Nachfolger Möngkes war Khubilai, der älteste der drei noch lebenden Söhne Toluis. Doch noch ehe er aus China in die Mongolei zurückkehren konnte, berief sein jüngerer Bruder Ariq-buqa einen *Khuriltai* ein und bereitete seine eigene Erhebung auf den verwaisten Thron vor. Hierbei scheint er von jenen mongolischen Fürsten unterstützt worden zu sein, die Khubilais Neigung, die mongolischen Interessen denen der chinesischen Provinzen des Reiches unterzuordnen, feindlich gegenüberstanden. Khubilai berief daraufhin einen Gegen-*Khuriltai* ein, auf dem er den *Khaqan*-Titel annahm. Er rückte dann in die Mongolei vor, um Ariq-buqa anzugreifen, und konnte ihn ohne große Mühe zur Kapitulation zwingen. Kurz darauf starb Ariq-buqa. Wahrscheinlich wurde er ermordet. Um 1264 hatte Khubilai den größten Teil von Möngkes Reich in seiner Hand. Der Kampf mit Ariq-buqa hatte allerdings gezeigt, wie zerbrechlich die Einheit des Reiches war. Hülägü, der sich zur Zeit von Möngkes Tod auf einem Feldzug in Syrien befand, hatte an dem Streit zwischen seinen Brüdern keinen Anteil. Er erklärte Khubilai die Treue, aber sein Hauptanliegen war die Sicherung seiner Eroberungen im Mittleren Osten, dem Staat der Ilkhane von Iran.

Khubilai regierte mehr nach chinesischen als nach mongolischen Traditionen. Im Jahr 1264 wurde Khanbalik (Peking) anstelle von Karakorum Reichshauptstadt. Im Jahr 1271 nahm die Dynastie den chinesischen Namen Yüan an. Mit der endgültigen Vernichtung der Sung-Dynastie im Jahr 1279 war Khubilai der erste »Barbarenherrscher« geworden, der das ganze Land in Besitz genommen hatte. Nachdem es bald deutlich geworden war, daß Khubilai China als das Zentrum seines Reiches ansah, ging er zu einer Expansionspolitik über, die mehr den chinesischen Traditionen als denen der Nomaden entsprach. Während der achtziger Jahre wurden mongolische Armeen nach Annam, Tschampa, Kambodscha und Burma entsandt. Doch obgleich im Jahr 1288 eine Anzahl von indochinesischen Herrschern Khubilais Suzeränität anerkannten, zogen sich die Mongolen bald zurück, wahrscheinlich wegen des ungünstigen Klimas. Khubilais Flottenexpeditionen gegen Japan (1274 u. 1281) und gegen Java (1293) waren große Fehlschläge. Sie ließen deutlich die Grenzen erkennen, die der militärischen Überlegenheit der Mongolen jenseits der Steppenzzone, also außerhalb ihres eigentlichen Machtbereichs, gezogen waren, und hätten als

Warnung vor jedem weiteren Abweichen von den mongolischen Traditionen dienen müssen. In die Regierungszeit Khubilais fällt die erste Chinareise der venezianischen Kaufleute Maffio und Niccolo Polo im Jahr 1262, und in der Zeit zwischen 1275 und 1292 diente Niccolos Neffe Marco in Khubilais Verwaltung. Marco Polos berühmter Bericht über seine Abenteuer hält einiges von dem Pomp und Prunk am Hof Khubilais fest, aber man braucht Marco Polos Buch nur mit den Berichten zu vergleichen, die uns Johann von Piano Carpini und Wilhelm von Rubruck über die Mongolen hinterlassen haben, um festzustellen, wie weit der Prozeß der Sinisierung unter Khubilais Förderung bereits fortgeschritten war. Obgleich Khubilai größtenteils nach chinesischen Traditionen regierte, beherrschte er selbst wahrscheinlich das Chinesische nur unzureichend. Mit den chinesischen Gelehrten verkehrte er mit Hilfe von Dolmetschern. Er dürfte auch kaum genügend gebildet gewesen sein, um die uigurische Schrift lesen zu können. Aber durch seine Förderung der chinesischen Gelehrsamkeit und durch die klassische chinesische Erziehung, die er den kaiserlichen Prinzen angedeihen ließ, sorgte er dafür, daß sich seine Nachkommen mehr zur chinesischen als zur mongolischen Kultur hingezogen fühlten.³

China hatte sich als der gefährlichste Gegner der Mongolen erwiesen und eine weit größere Widerstandsfähigkeit als die mohammedanischen und christlichen Staaten im Westen gezeigt. Tschingis Khan kämpfte bereits im Jahr 1211 auf chinesischem Boden. Ein halbes Jahrhundert später sahen sich seine Enkel immer noch hartnäckigem chinesischem Widerstand gegenüber. Die chinesischen Feldzüge schwächten die Stärke der mongolischen Armee ebenso, wie die Reize der chinesischen Kultur ihre Vitalität und Entschlußkraft verminderten. Zwar liegt es nicht im Bereich dieser Arbeit, die Auswirkungen zu untersuchen, die die Mongolenherrschaft in China gezeitigt hat, doch soll wenigstens darauf hingewiesen werden, daß die blühende Entwicklung des Handels unter den Yüan sehr stark der Förderung zu verdanken war, die ihm die Mongolen zuteil werden ließen. Die neureiche mongolische Aristokratie liebte Gold, Silber und Juwelen gegen hohe Zinsen als Arbeitskapital an Kaufleute, vor allem an Vereinigungen mohammedanischer Kaufleute (*ortaq*) mit transkontinentalen Interessen, denen häufig die Staatseinnahmen verpachtet wurden. Viele von ihnen waren Handelsagenten der Khane. Die Folge war ein schnelles Anwachsen der Kreditmöglichkeiten, unter denen das Papiergeld eine besonders wichtige Rolle spielte.⁴ Von allen Eroberern Chinas erwiesen sich die Mongolen jedoch als am wenigsten anpassungsfähig. Der mongolische »Feudalismus« war mit den bürokratischen Traditionen Chinas völlig unvereinbar. Diese Unvereinbarkeit wurde durch die zahlenmäßigen und kulturellen Unterschiede zwischen Siegern und Besiegten noch unterstrichen.

Wenn Khubilai im Rückblick als einer der größten Tschingiskhaniden-Herrscher erscheint, so blieb doch seine Autorität – sogar nach dem Tod Ariq-buqas – in der Mongolei selbst nicht unangefochten. Während des größeren Teils seiner Regierungszeit stand ihm dort als gefährlicher Rivale Khaidu, ein Enkel

Ögödeis, gegenüber. Khaidu hatte die Beseitigung der Gegner Möngkes im Jahr 1251 überlebt und war 1269 unbestrittener Führer der verärgerten Nachkommen Ögödeis und Tschaghatais. Als Basis seiner Macht wählte er die Dsungarei und das Siebenstromland. Um 1273 vertrieb er die Beauftragten Khubilais aus Jarkend und Chotan. 1276 bedrohte er das Gebiet von Kutscha und Turfan. Khubilai schätzte den Ernst der Lage richtig ein und machte schon bald seine Autorität im Tarim-Becken wieder geltend. Doch im Jahr 1277 nahm Khaidu, unterstützt von mongolischen Fürsten, die mit Khubilais Sinisierungspolitik nicht einverstanden waren, Karakorum ein. 1278 drang Khubilais bester General, Bayan (Marco Polos »Bayan mit den hundert Augen«), in die Mongolei ein und eroberte Karakorum zurück. Khaidu behielt die Kontrolle über die Dsungarei, griff weiterhin ungestraft die Mongolei an und schnitt die Verbindungswege zwischen dem westlichen und dem östlichen Teil des Reiches ab. Aus diesem Grund mußte übrigens Marco Polo den Seeweg wählen, als er in den späten achtziger Jahren eine kaiserliche Prinzessin nach Iran geleitete. Khubilai war durch seine Feldzüge in Indochina und durch seine Flottenexpeditionen so in Anspruch genommen, daß ihm für einen entscheidenden Angriff gegen Khaidu keine Zeit blieb. Khaidu hatte auch den strategischen Vorteil, daß er die Kontrolle über die chinesischen Grenzgebiete ausübte, in denen er bei denselben kriegerischen Stämmen, die schon Tschingis Khan bei der Eroberung seines Reiches unterstützt hatten, neue Gefolgsleute anwerben konnte. Erst unter Khubilais Nachfolgern kam Khaidu in ernsthafte Schwierigkeiten. Seine Erfolge waren ein Beweis dafür, wie wenig vorausschauend Khubilai gehandelt hatte, als er den Hof und die Regierung aus der Mongolei nach China verlegte und damit die persönlichen Bindungen löste, die seine Familie mit den mongolischen und türkischen Stämmen, von deren Loyalität das weitere Schicksal des Reiches abhing, verknüpft hatten. Khaidus Tod (um 1301–1303) beseitigte die größte Gefahr, der sich die Yüan-Dynastie bis zum Zeitpunkt ihrer Vertreibung aus China durch die Ming, mehr als 60 Jahre später, gegenüber sah.

Khubilais Tod im Jahr 1294 führte zu keinem unmittelbaren Rückgang der kaiserlichen Macht. Sein Enkel und Nachfolger Temür (1294–1307) verteidigte mit Unterstützung des greisen Feldherrn Bayan energisch seine Rechte als *Khaqan*, hielt die Ambitionen Khaidus in Schach und behauptete durch eine geschickte Politik seinen Primat über die westlichen Khanate, während er zur gleichen Zeit Khubilais Verwaltungsmaßnahmen in China selbst weiter festigte. Seine Nachfolger vermochten dagegen den Lauf der Ereignisse in Zentralasien nur noch wenig zu beeinflussen. Sowohl die neun Yüan-Kaiser, die zwischen 1307 und dem Ende der Dynastie im Jahr 1368 herrschten und noch mehr sinisiert waren als ihre Vorgänger, als auch die zunehmende Schwäche des Regimes machte es den Ming verhältnismäßig leicht, alles, was von der mongolischen Herrschaft übriggeblieben war, hinwegzufegen.

Irgendwann in der Zeit zwischen dem Tod Khubilais im Jahr 1294 und dem Tod des Ilkhan Abu Sa'id im Jahr 1335 hörte das von Tschingis Khan begründete

Reich auf zu existieren. Solange die Yüan-Dynastie in China und die getrennten Khanate wenigstens noch in gewissem Maße den Schein von gegenseitigen diplomatischen, kulturellen und kommerziellen Beziehungen aufrechterhielten, lebte die Idee eines mongolischen Weltreiches weiter. Solange die Khanate noch genug Macht besaßen, den transkontinentalen Karawanenhandel, der bei der Gründung des Reiches eine bedeutende Rolle gespielt hatte, zu schützen und zu fördern, wurden die verschiedenen Teile des Reiches durch gemeinsame wirtschaftliche Interessen zusammengehalten. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren Idee und Wirklichkeit des Reiches verschwunden. Gegen Ende des Jahrhunderts versuchte Timur in Mawarannahr ein ähnliches Verhältnis zwischen Zentralasien und seinen Randländern herzustellen, doch ohne Erfolg. Die hauptsächliche *raison d'être* des zentralasiatischen Imperialismus, die Kontrolle des Karawanenhandels, endete schließlich mit der Entwicklung des Seehandels und dem Verfall des Karawanenhandels.

Seit seinem Beginn zeigte das mongolische Reich innere Widersprüche und Spannungen, von denen es sich niemals befreien konnte. Das mongolische Herrschaftssystem, ein Versuch, die militärische Macht der Nomaden mit einem Verwaltungssystem zu verbinden, das der Regierungsform sesshafter Gesellschaften entlehnt war, fußte auf zwei wechselseitig antagonistischen Elementen: den zentrifugalen, konservativen und feudalen Traditionen der Mongolei und dem Begriff des *Imperium*, der mit Tschingis Khan aufkam und durch den Aufbau einer nichtmongolischen Bürokratie wesentlich unterstützt wurde. Diese setzte sich aus Uiguren, Arabern, Iranern und Chinesen zusammen, von denen die meisten mit einer Regierungsform vertraut waren, die sowohl stark zentralisiert als auch bürokratisch war. Die ungeheure Ausdehnung des Reiches, besonders unter Möngke und Khubilai, erwies sich als ein weiterer Nachteil, da im 13. Jahrhundert die Kommunikationsmittel und die Verwaltungstechnik für die Bewältigung solcher Entfernungen völlig unzulänglich waren. Darüber hinaus lief die Aufteilung des Reiches in Lehngebiete für die Söhne und Enkel Tschingis Khans – sie entsprach der mongolischen Tradition und war wahrscheinlich für die richtige Regierung des Reiches unvermeidlich – praktisch auf eine Zersplitterung hinaus. Die mongolische Zivilverwaltung war der Militärverwaltung immer untergeordnet. Seit zwischen dem Zentrum des Reiches und seinen auswärtigen Provinzen keine organischen Beziehungen mehr bestanden, wurde die Entwicklung dieser Lehngebiete nicht mehr von den Notwendigkeiten der Reichspolitik bestimmt, sondern von den jeweiligen lokalen Bedingungen der einzelnen Khanate, einschließlich der persönlichen Ambitionen und Sorgen der Herrscher. Fehden unter den regierenden Fürsten und die immer mehr anwachsende Zahl der Nachkommen Tschingis Khans, von denen die meisten nach selbständiger Macht strebten, zerstörten alles, was noch von der Einheit des Reiches übriggeblieben war; denn einander widerstrebende Interessen, unklare Grenzen und umstrittene Weidegebiete gaben zu endlosen Reibereien Anlaß. Die erfolgreiche

Behauptung rein lokaler Interessen über die weitreichenderen Interessen des Reiches traten Jahr für Jahr bei der fortschreitenden Assimilierung der Khane und ihrer Anhänger an die höhere Kultur ihres jeweiligen Khanats immer mehr in den Vordergrund. Ebenso wie die Yüan-Dynastie die magnetische Anziehungskraft der chinesischen Kultur empfand, wurden die Ilkhane in Persien (bis zur Bekehrung Ghasans zum Islam gegen Ende des 13. Jahrhunderts waren sie größtenteils Buddhisten⁵) ständig von der iranisch-islamischen Kultur angezogen. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts hatte China seine mongolischen Eroberer entweder absorbiert oder schickte sich an, sie zu vertreiben. Das gleiche geschah damals in Persien, das eine ähnliche Fähigkeit besaß, fremde Eroberer allmählich zu assimilieren. Die tschaghataischen Khane und die Khane der Goldenen Horde, die von den Zentren der Zivilisation weit entfernt waren, behielten ihre nomadischen Sitten und die Vorschriften der *Yassa* weit länger bei, aber selbst sie waren gegen ähnliche fremde Einflüsse nicht immun.

Doch sollte die Leistung, die die Mongolen als Erbauer eines Weltreiches vollbracht hatten, nicht spurlos vorübergehen. Während der Feldzüge, durch die sich die Mongolen zu Herren über den größten Teil des eurasischen Landmassivs machten, waren die Verluste an Menschen, die Zerstörung von Städten und die völlige Mißachtung zivilisatorischer Werte zweifellos entsetzlich, selbst nach den Vorstellungen des 13. Jahrhunderts. Aber die Schrecken der mongolischen Kriegführung sollten dennoch nicht dazu verleiten, den positiven Beitrag zu übersehen, den das Mongolenreich zur Entwicklung der menschlichen Gesellschaft geleistet hat. Als Teile eines Einheitsstaates unter Ögödei, Güyük und Möngke (1227-1259) und danach als Mitglieder einer Art Reichsföderation unter Khubilai und Temür (1264 bis 1307) erfreuten sich die von den Mongolen eroberten Gebiete ein Dreivierteljahrhundert lang einer relativen Stabilität. Einen großen Teil Wahrheit enthält folgende Behauptung eines zeitgenössischen arabischen Historikers:

»Weder Historiker noch Biographen haben je von einer Dynastie berichtet, die mit soviel Gehorsam von Seiten ihrer Bürger und Soldaten gesegnet war wie diese siegreiche mongolische Dynastie. Wahrlich, der zivile wie der militärische Gehorsam, mit dem sie gesegnet wurde, ist so, wie ihn keine andere Dynastie jemals erfahren hat.«⁶

Die *Pax Mongolica* war eine Realität, die es erlaubte, in verhältnismäßiger Sicherheit von der Krim bis nach Korea zu reisen, und die es möglich machte, daß sowohl Ideen und Erfindungen als auch Handelsgüter von einem Ende der bekannten Welt bis zum andern gelangten. Venezianische Kaufleute in Peking, mongolische Gesandte in Bordeaux und Northampton, genuesische Konsuln in Täbris, französische Handwerker in Karakorum, uigurische und chinesische Motive in der iranischen Malerei, arabische Steuerbeamte in China und mongolisches Recht in Ägypten: all das zeigt, daß die Welt im 13. Jahrhundert kleiner und bekannter geworden war. In diesem Sinn war Marco Polos berühmtes Buch mehr als ein Katalog von Wundern; es symbolisierte den

Anbruch eines neuen Zeitalters. Die Ost-West-Kontakte des 13. Jahrhunderts gehörten sicher zu den frühesten geistigen Anregungen, die schließlich zur Renaissance des 14. und 15. Jahrhunderts führten, und die Seereisen der Portugiesen und Spanier im 15. Jahrhundert wurden von der Kenntnis des Fernen Ostens, die man von Marco Polo und anderen europäischen Reisenden der Mongolenzeit erhielt, angeregt. In Asien brachte Tschingis Khans Reich einen neuen Begriff des *Imperium* hervor, der das Vorstellungsvermögen der Menschen gefesselt haben muß, obwohl zunächst das Gefühl des Schreckens vorherrschte. Aber danach war die Erinnerung an das Reich Tschingis Khans so universell und eine solche Herausforderung für spätere Generationen, wie es die Erinnerung an das Reich Karls des Großen für das mittelalterliche Europa war. Es ist sicher mehr als ein Zufall, daß offenbar alle bedeutenderen mohammedanischen Staaten der nachmongolischen Zeit, die Timuriden in Zentralasien und Indien, die Safawiden, Osmanen, Usbeken und Mamelucken, eine größere institutionelle Stabilität und Lebensfähigkeit erlangten als die mohammedanischen Staaten der vormongolischen Zeit. Hatten sie dem mongolischen Beispiel etwas zu verdanken? Es steht fest, daß jeder kleine Fürst in Zentralasien nach dem Verfall des mongolischen Reiches seine Herrschaft durch die Behauptung, ein Nachkomme Tschingis Khans zu sein, zu legitimieren suchte. Sogar die »Großmogulen« in Indien betonten ihre Abstammung von Tschaghatai und Timur. Das Testament von Asaf Dschah I., dem ersten Nizam des Dekhan in der Mitte des 18. Jahrhunderts, enthält den ausdrücklichen Befehl, daß der Herrscher in Zelten leben müsse. Hier führt natürlich eine direkte Verbindung zu jenen Männern, die als erste die *Yassa* gehandhabt haben. Doch die Erinnerung an die Mongolenherrschaft ruft gerade bei den Mohammedanern ein ganz besonderes Gefühl des Abscheus hervor, das teilweise mit den Berichten über die Grausamkeit und Frevelhaftigkeit der Mongolen zusammenhängt, teilweise aber auch mit der Tatsache, daß vor den europäischen Kolonialreichen des 18. und 19. Jahrhunderts das mongolische Reich das einzige nennenswerte Beispiel für die Unterwerfung der Mohammedaner und der mohammedanischen Kultur unter die Herrschaft von Ungläubigen war. Im Gegensatz dazu scheinen die Chinesen, die den Mongolen kulturell weit überlegen waren, aber die Stämme jenseits ihrer Grenzen verhältnismäßig gut kannten, die Mongolenherrschaft viel weniger als Erniedrigung empfunden zu haben als die Mohammedaner, und zwar vielleicht deshalb, weil die Mongolenherrschaft im Norden auf die Herrschaft zweier anderer Fremdvölker, der Kitan und der Dschürtschit, folgte. Der Bericht eines Schülers des taoistischen Einsiedlers Tsch'ang-tsch'un über eine Reise aus Schantung zum Hoflager Tschingis Khans in der Nähe von Balch legt die Vermutung nahe, daß die Mongolen für diese Vertreter einer alten und verfeinerten Kultur Objekte eines echten Interesses und Respekts waren. In ähnlicher Weise mögen wohl auch die Römer der Spätzeit die Goten betrachtet haben.

»Sie haben keine Schrift. Verträge werden entweder mündlich abgeschlossen oder durch Zeichen, die aus Holz geschnitzt sind, festgelegt. Alle Nahrung, die sie erhalten, teilen sie miteinander, und wenn irgend jemand von ihnen in Not ist, eilen ihm die andern zu Hilfe. Sie gehorchen den Befehlen und brechen niemals ein Versprechen. Sie haben sich wirklich die Einfachheit der Urzeit bewahrt.«⁷

Als die ersten mongolischen Eroberungen vorüber waren und es allmählich deutlich wurde, daß die Welt Tschingis Khans nicht einfach eine vorübergehende Sintflut war, sondern eine völlige Neuordnung der Beziehungen zwischen Zentralasien und seinen Randgebieten, begann das Reich, fähige Staatsmänner und Verwaltungsbeamte in seine Dienste zu ziehen – zunächst Uiguren, Naimanen, Kitan und Mohammedaner aus Mawarannahr, dann Chinesen, Iranier, Juden und noch viele andere. In China setzte Khubilai erfahrene arabische Finanzbeamte ein und stellte auch Marco Polo in seine Dienste. Auf diese Weise wurde die Reichsverwaltung immer kosmopolitischer. Insbesondere die Ilkhane waren in der Wahl ihrer Berater und Beamten bemerkenswert vorurteilslos. Infolgedessen fanden die iranische Verwaltungsbürokratie und die iranische Geistlichkeit – mit jener bewundernswerten Zähigkeit, die durch Jahrhunderte von Umwälzungen ihr Überleben sicherte – bald Mittel und Wege, sich ihren unerfahrenen, aber gefährlichen Herrschern nützlich zu machen. Nur wenige der älteren iranischen Beamten der Ilkhane starben in ihren Betten, obwohl sich unter ihnen sogar einige der größten persischen Prosaschriftsteller befanden.

Das Ilkhanat von Iran, das sich zuerst von Kaschmir bis zum Libanon erstreckte⁸, war ein Dreivierteljahrhundert einer der mächtigsten Staaten des Mittleren Ostens. Trotz langwieriger Kriege mit den tschaghataischen Khanen, der Goldenen Horde und den Mamelucken in Ägypten war die Zeit der mongolischen Herrschaft eine der glänzendsten Perioden der iranischen Zivilisation. Auf den Wiederaufbau einer geordneten Verwaltung folgte eine schnelle Wiederbelebung der Gelehrsamkeit und der literarischen Tätigkeit. Besonders großzügig förderten die Ilkhane die Künste, vor allem die Architektur.⁹ Iranische Architekten und Baumeister errichteten Bauwerke, die größer und anspruchsvoller waren als alles, was seit den arabischen Eroberungen in Iran zu sehen war.

Der hohe Stand der iranischen Kultur zur Ilkhan- Zeit war der verhältnismäßigen Stabilität der inneren Verhältnisse des Reiches zwischen 1258 und 1335 zu verdanken, die durch Nachfolgestreitigkeiten und häufige Konflikte mit Nachbarstaaten nicht wesentlich beeinträchtigt wurde. Zu dieser Stabilität trugen mehrere Faktoren bei: das stehende Heer der Ilkhane, das den Heeren der Goldenen Horde und der Tschaghatai- Khane gleichwertig, wenn nicht sogar überlegen war, die leistungsfähige Organisation des Steuersystems unter der Leitung erfahrener iranischer Beamter und die günstige Lage des Khanats an den wichtigsten Handelsstraßen des Mittleren Ostens. Sobald das mongolische Reich

fest begründet war, begannen Handel und städtisches Leben wieder aufzublühen, zum Teil als eine Folge des Bedarfs an Luxusgütern für die neue mongolische Herrscherschicht. Nirgendwo war das Wiederaufleben der wirtschaftlichen Aktivität offensichtlicher als in Iran. Der Mittelpunkt der mongolischen Macht war Aserbeidschan, teilweise aus strategischen Gründen, hauptsächlich aber, weil die Mongolen dort die ihren Lebensgewohnheiten angemessenen klimatischen Bedingungen sowie Weiden für ihre Pferde vorfanden. Infolgedessen entwickelte sich die Hauptstadt dieser Provinz, Täbris, schnell zu einem der blühendsten und kosmopolitischsten Zentren der spätmittelalterlichen Welt. Sie zog Nutzen aus der Nähe zu den Lagern der Ilkhane, aus der Zerstörung Bagdads im Jahr 1258 und aus der mongolisch-mameluckischen Auseinandersetzung in Syrien, die die Handelswege nördlich am Fruchtbaren Halbmond vorbeileitete.

Blühender Handel weist stets auf den wirksamen Schutz der Kaufmannschaft durch die Regierung hin. Hier muß vor allem der größte der Ilkhane, Ghasan (1295–1304), erwähnt werden, der den Typ des aufgeklärten mongolischen Herrschers besonders deutlich verkörperte. Während seiner Regierungszeit wurden Maße und Gewichte genormt, Postpferde an den Reichsstraßen stationiert sowie die Banditen rücksichtslos ausgerottet. Die Dörfer mußten für die Sicherheit der Straßen in ihrer Umgebung bürgen. In Ghasanijeh, dem neuerbauten Vorort von Täbris, waren Karawansereien, Basare und Werkstätten gebaut worden, um fremde Kaufleute anzulocken. An den Zollposten standen Steinsäulen, auf denen die jeweils geltenden Zollsätze verzeichnet waren, um unwissende Reisende vor der Ausbeutung durch korrupte Beamte zu schützen. Die Stärke des mongolischen Reiches beruhte nicht zuletzt auf dem Niveau der Führerschaft, das bei Herrschern wie Ghasan gegeben war. Ihr Verschwinden führte unausweichlich zum Untergang. Wenn das Ilkhanat unter Ghasan ein Beispiel für einen Höhepunkt der Mongolenherrschaft war, so offenbarte sein Ende drei Jahrzehnte später die Schwächen, die dem System anhafteten. Die nachteiligste Schwäche des mongolischen Herrschaftssystems war seine unzulängliche institutionelle Basis. Der zivile und militärische Aufbau trug einen weitgehend persönlichen Charakter und beruhte auf einer starken Führung an der Spitze und auf dem Gehorsam und der Selbstdisziplin der Untergebenen, die im lokalen Rahmen oft großen Einfluß und große Möglichkeiten besaßen. Sobald das Niveau der Führerschaft im Zentrum sank, forderten die lokalen Militärbefehlshaber die Zentralmacht heraus. In den darauffolgenden Auseinandersetzungen machten sie sowie lokale Führer ihre Unabhängigkeit geltend. Genauso geschah es im Ilkhanat. Der letzte eigentliche Ilkhan, Abu Sa'id (1316–1335), war bei seiner Thronbesteigung minderjährig. Unter seiner Regierung begann der Machtkampf zwischen den mongolischen Clänen der Dschalairiden und der Tschobaniden, in deren Händen die schwachen Nachfolger Abu Sa'ids nur noch Schachfiguren waren. Zuletzt trugen die Dschalairiden den Sieg über ihre Gegner davon und begründeten in

Aserbeidschan und im Irak den wichtigsten Nachfolgestaat des Ilkhanats.¹⁰ Im Osten herrschte die Karter-Dynastie über einen großen Teil von Herat. Das westliche Chorassan und Gorgan fielen an die Sarbardariden, und im Süden begründeten die Musaffariden, frühere Günstlinge der Ilkhane (wie die Karter), ihre Herrschaft in Schiras, Jesd, Isfahan und Kirman. Innerhalb von fünfzig Jahren nach dem Tod Abu Sa'ids wurden diese Nachfolgestaaten durch die Eroberungen Timurs weggefeht.

8. Die Goldene Horde

Dschotschi, der älteste Sohn Tschingis Khans, erhielt als seinen Anteil am Reich seines Vaters die Gebiete westlich des Irtysch (das heutige Kasachstan und Westsibirien) sowie Chwaresm. Sein Lehen umfaßte nicht nur ausgedehnte und fruchtbare Weidegebiete, sondern auch die wichtige Handelsniederlassung Urgentsch, die im Jahr 1221 von den Mongolen zerstört, jedoch bald wiederaufgebaut worden war und schnell ihren früheren Wohlstand zurückgewann. Westlich von Dschotschis *Ulus* und nördlich vom Kaspischen und vom Schwarzen Meer lagen das noch nicht eroberte und von den Kumanen und anderen türkischen Völkern besiedelte Dascht-i-Kiptschak, das bulgarische Khanat an der Wolga und die russischen Fürstentümer. Zu Dschotschis Lebzeiten – er starb 1227 noch vor Tschingis Khan – interessierten sich die Mongolen nur wenig für diese Völker, obgleich im Jahr 1223 die beiden Generäle Dschebe Noyan und Sübetei, vom Kaukasus her kommend, durch die Steppen nördlich vom Schwarzen Meer marschiert waren und ein vereinigttes Heer der Kumanen und Russen in einem Gefecht am Fluß Kalka besiegt hatten, ein Ereignis, das für die Mongolen nicht allzu viel bedeutete, den Russen aber warnend den Hauptansturm, der fünfzehn Jahre später erfolgte, ankündigte. Diesem Einfall, der zugleich ein Erkundungszug war, folgte zu Lebzeiten Tschingis Khans keine weitere Sondierung in westlicher Richtung, doch zur Regierungszeit Ögödeis dehnte sich das Reich weiter nach Westen aus. Zwischen 1237 und 1242 zerstörte Batu, der zweite Sohn Dschotschis, unterstützt von dem greisen Feldherrn Sübetei, das bulgarische Khanat, unterwarf die Stämme des Dascht-i-Kiptschak und die Russen – 1240 wurde Kiew geplündert – und drang tief bis nach Polen und Ungarn ein. Die über wältigenden Siege der Mongolen bei Liegnitz in Schlesien und bei Mohi in Ungarn (April 1241) enthüllten, wie verwundbar die europäischen Heere des 13. Jahrhunderts waren, wenn sie beweglicheren und disziplinierten Gegnern gegenüberstanden. Es war wahrscheinlich nur reiner Zufall, der Westeuropa vor einer Invasion durch die Mongolen bewahrte. Im Dezember 1241 starb Ögödei. Batu mußte unbedingt nach Karakorum zu rückkehren, wenn er – als einer der älteren Tschingiskhaniden – den *Khuriltai* beeinflussen wollte, der zur Wahl des nächsten *Khaqan* zusammentrat. Batu ließ in den eroberten Gebieten Garnisonen zurück und begann den Rückmarsch nach Osten in die Mongolei, die er in Wirklichkeit

jedoch nie erreichte. Während seiner Feldzüge im Dascht-i-Kiptschak hatte er sich mit seinem Vetter Güyük, dem ältesten Sohn Ögödeis, entzweit und ihn in Ungnade zu seinem Vater zurückgeschickt. Güyüks Anhänger bemächtigten sich schnell der Reichsverwaltung. Es war für Batu zweifellos gefährlich, sich in die Hände seines alten Feindes zu begeben. Er setzte sich deshalb in Sarai an der Wolga fest, 65 Meilen stromaufwärts von Astrachan, und widmete sich der Regierung seines riesigen *Ulus* mit seinen fast grenzenlosen Weideplätzen, in dem zahlreiche kriegerische Stämme der Armee neue Soldaten lieferten und mehrere wertvolle Handelsstraßen ständige Einnahmen garantierten. Diese Umstände veranlaßten Batu wahrscheinlich, sich für die Politik des Gesamtreichs nur noch am Rande zu interessieren, obgleich er es war, der durch sein Eingreifen beim *Khuriltai* trotz des Widerstandes der Nachkommen Ögödeis und Tschaghatais die Wahl Möngkes zum Nachfolger Güyüks durchsetzte. Von jetzt an entwickelte sich Batus *Ulus* schnell zu einem unabhängigen Khanat, das von dem übrigen Reich ziemlich isoliert war. In persönlicher Hinsicht waren aber die Beziehungen zwischen Batu und dem Großkhan anscheinend herzlich. Der Großkhan, der anerkannte, daß er mit seinem Vetter eine Art von Kondominium teilte, erklärte dem Franziskanermönch Wilhelm von Rubruck: »So wie die Sonne ihre Strahlen in alle Richtungen verbreitet, so ist meine und Batus Macht überall verbreitet.«¹

Sowohl in Sarai als auch in den zeitweiligen Lagern auf seinen periodischen Wanderzügen an der Wolga hielt Batu einen Hof, der die nomadische Zwanglosigkeit mit dem Pomp des seßhaften Königtums zu verbinden suchte. Nach den Augenzeugenberichten der beiden Mönche Johann von Piano Carpini und Wilhelm von Rubruck führte Batu seine täglichen Geschäfte in einem Zelt aus feinem Leinen, in dem absolute Ruhe zu herrschen hatte. Niemand durfte das Zelt ohne Erlaubnis betreten. Diejenigen, die zum Khan befohlen waren, knieten auf dem Boden, wenn sie mit dem Herrscher sprachen und ein Sekretär das Gespräch aufzeichnete. Batu selbst saß mit einer Lieblingsfrau auf einem goldenen Thron, der auf einem Podium in der Mitte des Zeltes stand. Seine anderen Frauen saßen auf Bänken auf der linken Seite, während seine Brüder, Söhne und vornehmsten Gefolgsleute auf der rechten Seite saßen. In der Nähe des Eingangs stand ein Tisch mit goldenen und silbernen Trinkgefäßen und Kумыß-Schalen. Es war ein Zeichen ganz besonderer Gunst, wenn der Khan einem Besucher seine Gastfreundschaft bezeugte, indem er ihm Kумыß anbot. Wenn der Khan und seine Edlen tranken, geschah dies immer unter Gesang und Gitarrespiel. Ritt er aus seinem Lager aus, wurde der *Tschhatr* (Sonnenschirm), ein altes Symbol königlicher Macht im Mittleren Osten, über seinem Kopf getragen. Seine Untergebenen nannten Batu *Sayin Khan*, eine Bezeichnung, die wahrscheinlich weniger auf die moralischen Tugenden als auf die Weisheit und den Gerechtigkeitssinn hinweisen sollte, die großen orientalischen Herrschern traditionell zugeschrieben wurden.² Im Gegensatz zu seinem Sohn Sartaq, der Christ, und zu seinem Bruder Berke, der Moslem wurde, blieb Batu wie sein

Vater und Großvater sein ganzes Leben Schamanist, obgleich der persische Historiker Dschusdschani ein Gerücht erwähnt, nach dem sowohl Batu als auch sein Onkel Ögödei im geheimen Mohammedaner gewesen seien. Aber wenn auch Batu während seines ganzen Lebens ein Ungläubiger blieb, so erwarb er sich bei den mohammedanischen Historikern doch den Ruf königlicher Großzügigkeit, obwohl sie es als Untertanen der Ilkhane nicht nötig hatten, ihn zu preisen. Juvajni zum Beispiel schreibt über ihn:

»Seine Freigebigkeit war grenzenlos und seine Großzügigkeit unermesslich. Die Könige aller Länder und die Monarchen aller Horizonte und jedermann sonst kamen, um ihn zu besuchen. Noch bevor ihre Geschenke, die das Spiegelbild von Jahrhunderten waren, in die Schatzkammer gebracht werden konnten, hatte er sie an Mongolen und Mohammedaner und alle, die sonst noch anwesend waren, verschenkt und kümmerte sich nicht darum, ob es viel oder wenig war. Kaufleute von überall her brachten ihm alle möglichen Waren, und er nahm alles und erhöhte den Preis um mehr als das Vielfache.«³

Batus *Ulus* ist in der Geschichte als die »Goldene Horde« bekannt. Der Ursprung dieses Namens ist unklar, doch mag er mit der mongolischen Vorstellung zusammenhängen, daß Gold eine kaiserliche Farbe sei, oder mit der Tatsache, daß die Khane ein Zelt aus vergoldetem Silber besaßen, wie es z.B. Ibn Battuta im 14. Jahrhundert beschrieben hat. Wie es für die mongolische Praxis charakteristisch war, teilte Batu verschiedene Teile seines *Ulus* seinen Brüdern und ihren Familien als Lehen zu und behielt für seine unmittelbaren Bedürfnisse nur das Kerngebiet des Dascht-i-Kiptschak. Nach seinen anfänglichen Eroberungen war Batu für den Rest seines Lebens von der Konsolidierung der neuen Gebiete westlich der Wolga in Anspruch genommen. Das bedeutete in erster Linie den Aufbau eines wirkungsvollen Steuersystems und die Aufrechterhaltung des Gehorsams, der von den eroberten Völkern während der Feldzüge von 1237 bis 1241 erzwungen worden war. In Rußland unterstützten ihn hierbei einige der einflußreichsten slawischen Fürsten, z.B. Jaroslaw von Wladimir und dessen Sohn Alexander Newski sowie Daniel von Galitsch, die erkannten, daß es zwecklos war, sich der militärischen Überlegenheit der Mongolen zu widersetzen. Auf diese Weise wurde ein System der »indirekten Herrschaft« eingeführt, das es den Russen erlaubte, ihre religiöse und kulturelle Eigenart zu bewahren. Die russischen Historiker dürften deshalb wohl die Übel übertrieben haben, denen ihre Vorfahren zu jener Zeit ausgesetzt waren.

Als Batu im Jahr 1255 gestorben war, wurde die Goldene Horde, ausgenommen zur Regierungszeit seines Bruders Berke, mehr als ein Jahrhundert lang von seinen direkten Nachkommen regiert, bis 1359 die Herrschaft auf die Nachkommen anderer Söhne Dschotschis überging. In dieser Periode, jedoch offenbar langsamer als in den andern Khanaten, assimilierten sich die mongolische Herrscherschicht und ihre türkischen Truppen nach und nach den einheimischen Bewohnern des Dascht-i-Kiptschak, um sich in die Tataren späterer Zeiten zu verwandeln. Der Islam wurde die herrschende

Religion, und die tatarische Sprache begann sich zur *lingua franca* zu entwickeln. Nach Batus Tod starben mit verdächtiger Schnelligkeit auch seine Söhne. 1258 war Berke unumschränkter Herrscher. Von rastlosem Ehrgeiz erfüllt, energisch und mit großen Fähigkeiten begabt, war Berke einer der größten mongolischen Herrscher des 13. Jahrhunderts, der erste, der sich offen zum mohammedanischen Glauben bekannte. Dschusdschani, der allerdings keine Kenntnisse aus erster Quelle besaß, berichtet, daß Berke von mohammedanischen Theologen und einer mohammedanischen Leibwache von 30000 Mann umgeben war, die alle Gebetsteppiche bei sich trugen und sich jeder Art von Alkohol enthielten.⁴ Berke gründete neben Sarai eine zweite Residenz, das einige Kilometer weiter wolgaaufwärts gelegene Sarai-Berke oder Neu-Sarai, das jedoch erst zur Regierungszeit Usbek Khans in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Regierungssitz wurde. Ausgrabungen in beiden Städten, Sarai und Neu-Sarai, haben eine bemerkenswerte Stadtkultur ans Licht gebracht, die offenbar vor allem durch ägyptische und syrische, nicht jedoch durch iranische Einflüsse geprägt worden war.⁵ Der Grund dafür ist fast mit Sicherheit in der Außenpolitik zu suchen, die von Berke und seinen unmittelbaren Nachfolgern verfolgt wurde. Berkes Regierung (1258–1267) wurde durch die Auseinandersetzung mit seinem Vetter Hülägü und dessen Sohn Abaqa um die Macht im Kaukasus beherrscht, der während der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die heftig umstrittene Grenze zwischen der Goldenen Horde und dem ilkhanischen Iran bildete. Berkes Fehde mit Hülägü beruhte teilweise auf seinem Übertritt zum Islam, der ihn veranlaßte, sich Hülägüs Politik gegenüber dem Kalifat zu widersetzen. Sie entsprang aber auch der Verstimmung darüber, daß Möngke das Kaukasusgebiet, das früher zur Goldenen Horde gehört hatte, seinem Bruder Hülägü übertragen hatte. Berke begann im Jahr 1261 mit militärischen Operationen gegen den Ilkhan und errang 1263 am Terek einen bemerkenswerten Sieg. Doch als er 1267 auf einem Feldzug in der Nähe von Schirwan starb, war er seinem Ziel nicht nähergekommen. Das Ergebnis seiner Fehde mit den Ilkhanen war, daß Berke mit deren Feinden, den ägyptischen Mamelucken, Freundschaft schloß, über die er eine Art nomineller Oberherrschaft ausübte, seitdem sein Name in der *Khutba* (der Freitagspredigt) in den Moscheen von Kairo, Damaskus und Mekka verlesen wurde. Ein Historiker ist sogar so weit gegangen, in den Beziehungen zwischen der Goldenen Horde und Ägypten ein koloniales Abhängigkeitsverhältnis zu sehen, das darauf beruhte, daß die Mamelucken ständig Rekruten aus den Steppen nördlich des Schwarzen Meeres anforderten.⁶ Die politische Allianz mit den Mamelucken bereicherte unstreitig das kulturelle Leben der Goldenen Horde, da sie aus Ägypten Künstler, Handwerker, Gelehrte und Theologen nach Alt- und Neu-Sarai und in die anderen Zentren der Goldenen Horde brachte, aber sie kennzeichnete auch das Ende jener Phase der mongolischen Expansion, die die Einigkeit der Tschingiskhanidenfamilie als Grundbedingung für die Welteroberung voraussetzte.

Berkes Nachfolger Möngke-Temür (1267–1280), ein Enkel Batus, erbte von Berke die Allianz mit den Mamelucken, den Streit um den Kaukasus und eine oberflächliche Freundschaft mit den Tschaghatai-Khanen, die auf der gemeinsamen Feindschaft gegen die Verwandten in Iran und China beruhte. Diese Umstände isolierten die Goldene Horde immer mehr von der übrigen mongolischen Welt und verknüpften sie enger mit dem Handel und der Kultur an den Ufern des Schwarzen Meers und des östlichen Mittelmeeres. Während Möngke-Temürs Regierung erhob sich ein hervorragender mongolischer Truppenführer, ein ehemaliger Günstling Berkes, Noghai, dessen Ehrgeiz wahrscheinlich durch seine Heirat mit einer illegitimen Tochter des byzantinischen Kaisers Michael VIII. Palaiologos, der eine andere Tochter an den Ilkhan Abaqa verheiratet hatte, angestachelt wurde. Der Ruhm, den sich Noghai als Feldherr erworben hatte, machte ihn zu einem natürlichen Thronbewerber. Doch war es zu dieser Zeit für einen Usurpator noch nicht möglich, einen Nachkommen Tschingis Khans zu verdrängen. Noghai gab sich deshalb während der kurzen Regierungszeiten von Möngke-Temürs Bruder Tuda-Möngke (1280–1287) und seines Neffen Tulabugha (1287–1290) als eine Art Mitregent zufrieden. Seine Siege vermehrten inzwischen sein eigenes Ansehen ebenso wie das der Goldenen Horde. Die Thronbesteigung von Möngke-Temürs Sohn Tochtu (1291–1313), eines starken und tatkräftigen Herrschers, mußte unausweichlich zum offenen Kampf zwischen Noghai und seinem Souverän führen. Noghai wurde 1299 getötet, sein Andenken wurde jedoch durch die Tatarenstämme nördlich des Kaspischen Meeres, die sogenannte Noghaische Horde, bewahrt. Von Noghais gefährlicher Rivalität befreit, nahm Tochtu die Aggressionspolitik im Kaukasus wieder auf, verführt durch den Reichtum von Täbris und ermutigt durch den Herrscher von Georgien. Doch trotz der Tatsache, daß die Ilkhane gezwungen waren, ihre Grenzen im Südwesten vor den Mamelucken zu schützen und die Amu-darja-Linie gegen tschaghataische Einfälle zu verteidigen, gelang es weder Tochtu noch seinem Neffen Usbek, dessen lange Regierungszeit den Höhepunkt der Goldenen Horde darstellte, im Kaukasus irgendeinen dauernden Erfolg gegen Ghasan oder Öldscheitü (1304–1316) zu erzielen – ein wichtiger Hinweis auf die verhältnismäßige Stärke, die die beiden Khanate zu dieser Zeit besaßen.

Während der Regierungszeit Usbeks (1313–1340) und seines Sohnes Dschani Bek (1342–1357) entwickelte sich die Goldene Horde trotz ihrer zahlreichen nichtmohammedanischen Untertanen zu einem völlig islamischen Staat, und die *Yassa* wurde nach und nach durch die *Schart at* ersetzt. Die Bekehrung der Goldenen Horde zum Islam war ein Ereignis, das sowohl für die Geschichte der Tataren (wie die Mohammedaner der Goldenen Horde von jetzt an genannt wurden) als auch für die Geschichte der Russen entscheidende Bedeutung hatte. Von dieser Zeit an waren die beiden Völker durch Religion und Kultur voneinander getrennt und die Aussichten für eine künftige Assimilierung geschwunden. Ibn Battuta, der größte unter den mittelalterlichen Reisenden,

besuchte zwischen 1332 und 1334 zweimal den Hof Usbeks und war von dem Reichtum und der Macht des Khans, dem Zeremoniell und der Pracht seiner Hofhaltung sowie von der Achtung, die der Khan und die Tataren im allgemeinen ihren Frauen entgegenbrachten, sehr beeindruckt. Auf seiner Reise durch den Dascht-i- Kiptschak erregten auch die unermesslichen Pferdeherden, die teilweise in jährlichen Lieferungen sogar bis nach Indien exportiert wurden⁷, seine Bewunderung. Die Goldene Horde war ein ideales Nomadenland. Den Stämmen standen für ihre Pferde, Rinder und Kamele fruchtbare Weidegebiete zur Verfügung, in denen es anscheinend auch keine Furcht vor Übervölkerung gab.

Die Städte der Goldenen Horde, Sarai, Neu-Sarai und Astrachan an der Wolga, Urgentsch in Chwaresm, Matschar an der Kuma, Asak an der Mündung des Don, und Kaffa, Kiram und Surdak auf der Krim, waren blühende Zentren von Handel und Gewerbe. Sie standen unter dem besonderen Schutz der Khane, die von ihnen den größten Teil ihrer Einnahmen und Luxusgüter bezogen. Ibn Battuta war besonders beeindruckt von der Größe und Wohlhabenheit von Neu-Sarai und Urgentsch, vor allem von Neu-Sarai mit seinen überfüllten Basaren und seinem kosmopolitischen Völkergemisch, doch erregte auch Kaffa, eine genuesische Kolonie von großem Reichtum mit einer fast rein christlichen Bevölkerung, mit einem vornehmen Basar und einem großen Hafen, in dem er zweihundert Schiffe zählte, seine Bewunderung.⁸ Der Reichtum dieser Städte beruhte auf ihrer Lage in der Nähe der transkontinentalen Karawanenstraße, die in Asak begann, in östlicher Richtung über die Wolga führte und durch die Steppen bis in die Mongolei und nach China verlief oder in südöstlicher Richtung nach Chwaresm, Mawarannahr und sogar bis Indien ging. In den Häfen des Schwarzen Meeres, die mit den Märkten Ostasiens durch die *Pax Mongolica* des 13. und frühen 14. Jahrhunderts verbunden waren, wurde eine Vielzahl von Waren verladen, die für Byzanz, Ägypten, Syrien und Italien bestimmt waren: Luxusgüter chinesischen oder zentralasiatischen Ursprungs, aber auch Getreide, Vieh, Pferde, Sklaven, Pelze, Holz und Fisch aus den Steppen oder aus den Waldgebieten im Norden. Im Austausch dafür erhielten sie Textilien (sogar flämische Stoffe), Schmuck und wertvolle Metalle, Obst, Parfüm, exotische Tiere und andere afrikanische Luxuswaren.

Ibn Battuta war ein Augenzeuge der Größe der Goldenen Horde während der Regierung Usbeks, die bis zur Regierungszeit Dschani Beks fort dauerte. Dschani Bek konnte sich endlich eines Sieges erfreuen, der all seinen Vorgängern versagt geblieben war. Beinahe hundert Jahre lang hatten die Khane der Goldenen Horde ihre mongolischen Brüder in Iran bekämpft, ohne irgendeinen nennenswerten Erfolg zu erringen. Der Tod des letzten großen mongolischen Herrschers von Iran, Abu Sa'id, im Jahr 1335 schien Usbek eine einzigartige Gelegenheit zu Eroberungen südlich des Kaukasus zu bieten, aber selbst ihm war es nicht gelungen, irgend etwas von Bedeutung zu erreichen. Im Jahr 1357 jedoch, als das Ilkhanat sich vollständig aufgelöst hatte und Aserbeidschan von

Malik Aschraf, einem Sohn von Ghasans General Emir Tschoban, beherrscht wurde, überquerte Dschani Bek mit einer Streitmacht, die etwa 300000 Mann stark gewesen sein dürfte, den Kaukasus, eroberte das reiche Täbris und richtete Malik Aschraf hin. Der Sieg erwies sich jedoch als wertlos. Dschani Bek blieb, möglicherweise aus Furcht vor der Pest, nicht lange in Aserbeidschan, sondern kehrte bald in das Dascht-i-Kiptschak zurück und ließ seinen Sohn Berdi Bek als Statthalter in Täbris. Kurz darauf starb Dschani Bek. Sein Tod erforderte die sofortige Anwesenheit Berdi Beks im Norden. Täbris wurde geräumt und fast unmittelbar darauf von dem Dschalairiden- Scheich Uwais besetzt.⁹

Die Eroberung von Täbris war deshalb nicht der Auftakt zu weiteren Siegen; ihr folgte vielmehr eine Periode stetigen Niedergangs. In den Jahren 1348/49 suchte die Pest, der »Schwarze Tod«, die Krim heim und tötete angeblich 85 000 Menschen, bevor er mit den Karawanen die Handelsstraßen entlangzog und überall Elend zurückließ. Nicht lange danach endete die dynastische Stabilität, deren sich die Goldene Horde ungefähr ein Jahrhundert lang erfreut hatte, mit dem Aussterben der Linie Batus. Auf die kurzen Regierungen Berdi Beks (1357–1359) und zweier anderer, wahrscheinlich unehelicher Söhne Dschani Beks folgten zwanzig Jahre der Anarchie, in der verschiedene Nachkommen Dschotschis um den Thron kämpften. Diese Konflikte beeinflussten die Beziehungen der Goldenen Horde zu ihren Nachbarn, besonders zu den russischen Fürsten, den Vasallen der Khane, deren Handel und Intrigen die Stabilität der Regierung ernsthaft bedrohten. Im Jahr 1332 hatte Usbek Iwan I. von Moskau den Titel eines Großfürsten verliehen und erwartete dafür, daß dieser von nun an unter seinen streitsüchtigen Nachbarn Ordnung schaffen werde. Zum Unglück für die Tataren sollte sich Usbeks Tat als verhängnisvoll erweisen, da sie es den Großfürsten ermöglichte, mit ausdrücklicher Billigung des Khans ihren Einfluß zu festigen. Die Folge davon war die ständig wachsende Macht Moskaus über seine russischen Rivalen. Ein warnendes Vorzeichen der Gefahr, die von diesem unauffälligen, aber unersättlichen Nachbarn ausging, zeigte sich im Jahr 1380, als Mamai, ein tatarischer General, der nach der Herrschaft über die Goldene Horde trachtete, den Großfürsten Dmitri bei Kulikowo Polje angriff und dabei empfindlich geschlagen wurde. Die Begegnung war nicht unmittelbar von größerer Bedeutung, aber die Tatsache, daß die Tataren von ihren eigenen Vasallen besiegt worden waren, offenbarte einen gewissen Rückgang ihres früheren militärischen Könnens. Kulikowo Polje zerstörte die ehrgeizigen Pläne Mamais und bahnte dadurch den Weg für den Aufstieg des Toktamisch. Dieser war ein Nachkomme von Batus ältestem Bruder Orda, der sich um 1381 zum unumschränkten Herrscher der Goldenen Horde machte und ihr schwindendes Ansehen rasch wiederherstellte, indem er 1382 persönlich Moskau angriff und die Wiederaufnahme der jährlichen Tributzahlungen an die Horde, die nach Kulikowo Polje zeitweilig aufgehört hatten, erzwang. Toktamisch dürfte die potentielle Gefahr für die Tatarenherrschaft, die das Anwachsen des Moskowiterreichs bedeutete, erkannt

und deshalb geplant haben, den potentiellen Rivalen ein für allemal zu vernichten. Moskau blieb jedoch verschont (ebenso haben die Osmanen die Eroberung Konstantinopels um ein halbes Jahrhundert aufgeschoben), da ein größerer Kriegsherr auf der historischen Bühne erschienen war: Timur.

Bevor Toktamisch den Thron Batus gewonnen hatte, mußte er mit seinen Verwandten von der Weißen Horde, dem ehemaligen *Ulus* von Orda, im heutigen Kasachstan einen erbitterten Machtkampf führen. In diesem Kampf wurde er von einem türkischen Emir, Timur, unterstützt, einem nominellen Vasallen des Tschaghatai-Khans von Mawarannahr, der sich sehr schnell auf Kosten seines Oberherrn ein eigenes Reich aufbaute. Sobald Toktamisch Herrscher der Goldenen Horde war, scheint er erkannt zu haben, daß Timurs weitreichende Ambitionen eine große Bedrohung darstellten und daß selbst die weiten Räume Zentralasiens zu klein waren, als daß sich zwei große Herrscher in sie teilen konnten. Ein unmittelbarer Vorwand zur Feindschaft bot sich, als Toktamisch die Kaukasus-Politik seiner Vorgänger wiederaufnahm. Toktamisch bestritt Timurs Anspruch auf das Erbe der Ilkhane wie auch auf das der Tschaghatai-Khane in Mawarannahr und nahm diplomatische Beziehungen mit den Mamelucken auf – ebenso hatte sich Berke gegen Hülägü verhalten – und plünderte zwischen 1385 und 1386 Täbris. Timur rächte sich und verwüstete in den Jahren 1386/87 den Kaukasus. Aber inzwischen griff Toktamisch Mawarannahr direkt an und stürmte bis vor die Mauern von Buchara. Timur wandte sich schnell wieder nach Osten und marschierte zum Amu-darja, wo er durch die Eroberung von Urgentsch, einer wichtigen Einnahmequelle für die Khane der Goldenen Horde, seinen Ruf wiederherstellte. Im Jahr 1389 ergriff wiederum Toktamisch die Initiative und führte eine mächtige Armee zum Syrdarja, zog sich jedoch nach einem unentschiedenen Kampf wieder in den Dascht-i-Kiptschak zurück. Den Gegenangriff unternahm Timur 1391. Er zog mit seinem Heer durch Kasachstan zur mittleren Wolga, wo er Toktamisch in einem blutigen Gefecht am Fluß Kondurtscha besiegte. Toktamisch floh über die Wolga, doch Timur unterließ es, ihn zu verfolgen und dadurch seinen Sieg zu festigen. Toktamisch bewies eine erstaunliche Fähigkeit, sich von dem schweren Schlag zu erholen. Um 1394 nahm er die Offensive wieder auf und überquerte zum zweiten Mal den Kaukasus von Norden nach Süden. Im Jahr 1395 marschierte Timur von Aserbeidschan aus über den Kaukasus und schlug Toktamisch entscheidend am Terek. Toktamisch, einer der größten Herrscher der Goldenen Horde, dessen einziger verhängnisvoller Fehler darin bestanden hatte, den Charakter seines ehemaligen Gönners zu unterschätzen, erholte sich nie mehr von dieser Niederlage und verbrachte den Rest seines Lebens als Flüchtling auf der Suche nach Verbündeten, die ihm wieder zu seinem verlorenen Thron verhelfen sollten. Vom Terek aus drang Timur bis tief in das Reich der Goldenen Horde ein, rückte in nördlicher Richtung bis zur russischen Stadt Rjasan vor (jedoch nicht bis Moskau, wie oft behauptet wird) und verwüstete Asak, Neu-Sarai und Astrachan, wahrscheinlich um den blühenden Handel des Khanats zu

schwächen. Dann kehrte er wieder nach Samarkand zurück, um seinen Einfall nach Indien zu planen.

Toktamischs Scheitern nach 1395 bahnte den Weg für die letzte bedeutende Persönlichkeit in der Geschichte der Goldenen Horde, Idiku, einen noghaischen Tataren vom Clan der Mangit. Im Jahr 1399 besiegte er den Großherzog Witold von Litauen (1377–1430), der beabsichtigte, auf Kosten des Khanats seine Grenzen zu erweitern. Durch die vorübergehende Abwehr der litauischen Aggression stellte Idiku das Ansehen der Goldenen Horde bei den westlichen Nachbarn und bei den russischen Fürsten wieder her. Im Osten eroberte er von den Timuriden in den Jahren 1405/06 Chwaresm zurück und drang bis in die Nähe von Buchara vor. 1408 griff er Moskau an und erzwang als Preis für seinen Rückzug eine hohe Tributzahlung. Da Idiku kein Tschingiskhanide war, konnte er nicht selbst Khan der Goldenen Horde werden. Er begnügte sich damit, seine Macht im Namen von Marionettenkhanen, die jedoch Nachkommen Tschingis Khans waren, auszuüben. Unglücklicherweise gaben sein Tod im Jahr 1419 und der darauffolgende unvermeidliche Kampf unter den Tatarenfürsten, die seinen Platz einnehmen wollten, Witold, dessen Ambitionen zu Idikus Lebzeiten wirksam in Schach gehalten worden waren, die Gelegenheit, auf die er so lange gewartet hatte: Von da an bis zu seinem Tod im Jahr 1430 konnte er das Khanat durch seine ständige Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Goldenen Horde mehr und mehr schwächen.

Während des 15. Jahrhunderts löste sich die Goldene Horde allmählich auf, ein Prozeß, der durch die Zerstörung ihrer Städte während der Einfälle Timurs wie auch durch das Emporkommen Litauens und des Moskowiterreiches beschleunigt wurde, aber in der Hauptsache in den unverantwortlichen Fehden begründet lag, die von den Clanhäuptlingen und der Militäraristokratie im Namen unfähiger Marionettenkhane geführt wurden und weit mehr als äußerer Druck das Auseinanderbrechen des Khanats und die russische Vorherrschaft bewirkten. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war der ursprüngliche *Ulus* von Batu vollständig verschwunden. An seine Stelle waren sowohl unabhängige Khanate in Kasan und Astrachan an der Wolga und auf der Krim als auch die Weiße Horde in Kasachstan, die Noghaische Horde nördlich des Kaspischen Meeres und das Khanat von Sibir im Irtysch-Tobol-Becken, dessen Hauptstadt sich in der Nähe der späteren Stadt Tobolsk befand und das durch die Nachkommen von Batus Bruder Schaiban regiert wurde, getreten. Die harten und vernichtenden Kämpfe zwischen diesen Nachfolgestaaten erklären die Mühelosigkeit, mit der die wachsende Macht des Moskowiterreiches seine früheren tatarischen Oberherrn während der zweiten Hälfte des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts überwältigen konnte. Die russische Diplomatie verfolgte bei den Tatarenfürsten außerordentlich geschickt eine Politik des *divide et impera* in einer Zeit, in der die Tataren selbst ein verhältnismäßiges Absinken ihrer militärischen Macht erlebten. Diese Entwicklung lag teilweise in den Fortschritten begründet, die das europäische

Festungsbauwesen und die Artillerie gemacht hatten, von denen die Tataren jedoch nur unzureichenden Gebrauch machten, und zum andern teilweise in der wachsenden Neigung, den Nomadismus aufzugeben, was für einige tatarische Gemeinschaften die Verminderung ihrer Beweglichkeit und des regelmäßigen Trainings in der Steppenkriegführung zur Folge hatte. Unter solchen Umständen trafen die Russen bei der Eroberung des Wolga-Khanats auf wenig wirkungsvollen Widerstand. 1552 eroberte Iwan der Schreckliche Kasan, und im gleichen Jahrzehnt wurde Astrachan in den russischen Staat eingegliedert. Das Khanat der Krim bestand noch zwei Jahrzehnte weiter, aber als osmanisches Protektorat. Der größte der Herrscher auf der Krim, Mengli Girai I. (1466–1515), dessen Hof in Bagtschesarai die höchsten Leistungen der traditionellen tatarischen Kultur verkörperte, war klug genug, sich dem Sultan Mehmed II. zu unterwerfen. Er erhielt für seine nominelle Abhängigkeit die Dienste disziplinierter osmanischer Hilfstruppen und osmanischer Artillerie, die sich bei der Vertreibung der Genuesen aus Kaffa im Jahr 1475 sehr bewährten. Obwohl noch 1571 die Truppen Dewlet Girais I. (1551–1577) ein letztes Mal Moskau plünderten und Iwan den Schrecklichen zwangen, den ehemaligen Tatarentribut zu erheben, vermochte das Khanat der Krim immer weniger, der wachsenden Macht Rußlands standzuhalten. Katharina die Große tat den letzten Schritt, indem sie das Khanat zunächst besetzte und dann vernichtete.

Ein unvermeidliches Ergebnis des russischen »Drangs nach Osten«, der auf die Beseitigung des Wolga-Khanats folgte, war auch die Vernichtung des Khanats von Sibir. Die Expansion nach Osten, die mit der Überquerung des Urals im späten 16. Jahrhundert begann, war eine komplizierte Bewegung, in der vor allem das Bedürfnis des jungen russischen Staates, sich feste Grenzen zu verschaffen, befriedigt werden sollte. Durch die Formulierung neuer Ideen vom Reich und durch ihre militärische Überlegenheit über die Tataren und andere Bewohner Sibiriens, die mit dem Besitz besserer Schußwaffen und einer besseren Artillerie gegeben war, konnten die Russen eine Situation ausnutzen, die für die Verwirklichung ihrer Ziele nicht günstiger sein konnte, nämlich die Fehden unter den Tataren selbst, die Ambitionen der Stroganow-Familie (halbunabhängige Kaufmannsfürsten in Perm), den Pioniercharakter der ersten kosakischen Freibeuter und die Verlockung durch den Zobel, der die Menschen nach Sibirien zog, wie das Gold sie später nach Kalifornien oder die Diamanten zum Witwatersrand locken sollten.¹⁰ Die russische Eroberung Sibiriens begann damit, daß Iwan der Schreckliche den Stroganows befahl, eine Armee gegen den Schaibaniden-Herrscher Kutschum aufzustellen. Dieses Heer eroberte unter der Führung des Kosaken Jermak im Jahr 1583 die Stadt Sibir. 1585 ertrank Jermak, als er einem nächtlichen Angriff entfloh, den der unbezähmbare Kutschum auf sein Lager unternahm. Jermak hatte jedoch damals bereits seinen legendären Ruf als Eroberer Sibiriens gewonnen. Der wirkliche Begründer der russischen Herrschaft in Sibirien war allerdings Boris Godunow, der erst als Regent und dann als Zar (1598–1605) die russische Macht zwischen Ural und Irtytsch festigte

und die Städte Tjumen (1586) und Tobolsk (1587) gründete. Selbst von tatarischer Abstammung und willens, die entmachteten Tatarenfürsten auszusöhnen, versuchte Boris Godunow, Kutschum zur freiwilligen Unterwerfung zu zwingen, doch dieser setzte, wenn auch erfolglos, seinen Widerstand so lange fort, bis er etwa um 1601 durch noghaische Tataren ermordet wurde. Im Jahr 1614 jedoch ernannte der Zar Michael Romanow Kutschums Enkel Arslan zum Khan von Kasimow (»Gorodets an der Oka«). Seine Nachkommen regierten dort bis zur Abschaffung des Marionetten-Khanats im Jahr 1681. Alles, was vom Khanat Sibir dem russischen Vordringen entging, wurde später durch den Ansturm der Oiraten in der Mitte des 17. Jahrhunderts vernichtet.

9. Das Reich des Tschaghatai

Bei der Teilung des Reiches Tschingis Khans bildeten Mawarannahr, Kaschgarien, das Siebenstromland und ein großer Teil der Dsungarei den *Ulus* des Tschaghatai, des zweiten Sohnes des Eroberers. Hier regierten seine Nachkommen fast ein Jahrhundert lang, bis im frühen 14. Jahrhundert der *Ulus* zerfiel. In Mawarannahr herrschten Tschaghatai-Khane als Marionetten ehrgeiziger türkischer Emire, bis die Linie in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts von Timur ausgelöscht wurde. In dem Teil, der von dem ursprünglichen *Ulus* übriggeblieben war, in Moghulistan, regierten Tschaghatai-Khane bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, mußten jedoch dann den Angriffen der Oiraten, Kasachen und Kirgisen weichen.

Die Geschichte der Tschaghatai-Dynastie ist äußerst dunkel, und ihre Chronologie muß vielfach als provisorisch angesehen werden. Schriftliche Quellen sind selten und die numismatischen Zeugnisse bruchstückhaft. In diesem *Ulus* konnten die Tschingiskhaniden ihre Traditionen viel länger bewahren als in China, Iran oder selbst im Dascht-i-Kiptschak. Solange sie die Steppen nördlich des T'ien-schan beherrschten, die ihnen ausgezeichnete Weiden boten und sie mit robusten Gefolgsleuten versorgten, hatten sie nur insoweit ein gewisses Interesse an den Oasen vom Mawarannahr und Kaschgarien, als sie ihnen gute Einnahmen brachten. Wassaf berichtet, wie Buraq Khan (1264–1270) sogar seine eigenen Städte Samarkand und Buchara plünderte, bevor er den Amu-darja überschritt, um das ilkhanidische Chorassan zu überfallen.¹ Ein Großteil dieses Gebietes hatte während der Gründung des Mongolenreiches schwer gelitten. Ibn Battuta, der Mawarannahr hundert Jahre später besuchte, war über den Verfall des städtischen Lebens entsetzt. So war zum Beispiel Termes nach der Plünderung durch Tschingis Khan an einer neuen Stelle wiederaufgebaut worden, aber in Samarkand standen überall Ruinen, während Merw in Chorassan immer noch unbewohnt und Balch völlig verwüstet war.² Die Schrecken des 13. und 14. Jahrhunderts erklären die inbrünstige Hingabe der mohammedanischen Stadtbevölkerung von Mawarannahr an den sunnitischen Islam, die Popularität der Derwisch-Orden und die weitverbreitete Verehrung

der Nachkommen des Propheten und seiner Familie (*Sayids* und *Chodschas*). Unter den Nomaden breitete sich der Islam jedoch nur sehr langsam aus. Eines der bedeutendsten Themen in der Geschichte von Tschaghatais *Ulus* ist die Auseinandersetzung zwischen den heidnischen Traditionen der Mongolen und der mohammedanischen Lebensweise, zwischen der *Yassa* und der *Schari'at*, zwischen den Nomaden und der sesshaften Bevölkerung.

Tschaghatais Reich umfaßte die früheren Gebiete der Uiguren und Kara-Kitai und einen großen Teil der Besitzungen des Chwaresm-Schahs. Seine östlichen Grenzen erstreckten sich wahrscheinlich bis in den Altai, verliefen dann in südlicher Richtung bis zum K'un-lun und umschlossen die Dsungarei und das Tarim-Becken, eines der wenigen großen Gebiete in Zentralasien, die der Verwüstung durch die Mongolen entgingen. Die südliche Grenze folgte der Linie des K'un-lun und Karakorum, aber südlich vom Hindukusch reichte Tschaghatais Machtbereich bis Ghasni und zum Indus. Auch Chorassan gehörte zu seinem Lehen, doch nach der Errichtung des Ilkhanats durch Hülägü einige dreißig Jahre nach der ersten Teilung des Reiches bildete zur Zeit seiner Nachfolger der Amu-darja die Südwestgrenze. Im Westen erstreckte sich Tschaghatais Herrschaftsgebiet nicht ganz bis Chwaresm, das zu Dschotschis *Ulus* gehörte. Seine nördliche Grenze folgte einer (jetzt nicht mehr bekannten) Linie, die zwischen dem Aral- und dem Balchasch-See begann und bis in den Altai verlief. Tschaghatais Untertanen, der Religion nach Schamanisten, Mohammedaner, nestorianische Christen und Buddhisten, waren Nomaden und Ackerbauern in den Steppen und Oasen sowie Bewohner wichtiger Handels- und Gewerbezentren, wie Samarkand, Buchara, Kaschgar, Jarkend und Aksu. Er selbst hatte kein unmittelbares Interesse am städtischen Leben. Seine Hauptlager befanden sich im Sommer wie im Winter in der Nähe des Ili. Obwohl die alte Uigurenstadt Bischbalik sein erster Verwaltungssitz war, wurde sie doch bald durch Almalik, das zwischen dem T'ien-schan und dem Balchasch-See lag, abgelöst.

Die Quellen über Tschaghatai selbst sind voller Widersprüche. Dschusdschani behauptet, daß von allen Tschingiskhaniden Tschaghatai dem Islam am feindlichsten gegenüberstand und daß Tschingis Khan ihn deshalb nicht zu seinem Nachfolger bestimmte, weil er seine Grausamkeit, seine Böswilligkeit und seinen Blutdurst kannte.³ Von anderen wird er als ein weiser und kraftvoller Herrscher beschrieben, als würdevoll, gastfreundlich und freigebig, als fähiger Krieger, leidenschaftlicher Jäger und großer Trinker. Tschingis Khan hatte ihn für die Durchsetzung der *Yassa* verantwortlich gemacht. Vielleicht war dies der Grund, weshalb er später als Feind des Islam galt. Nach den Begriffen jener Zeit war seine Regierung musterhaft, begründet auf der Zusammenarbeit mit seinem jüngeren Bruder, dem *Khaqan* Ögödei, der ihn in wichtigeren Fragen konsultiert zu haben scheint.⁴ Seine Regierung stand in dem Ruf, so stark und hart zu sein, daß die Straßen von Banditen frei waren und Eskorten unnötig wurden. Im Hinblick auf seinen Ruf als Feind der Mohammedaner ist die Tatsache

interessant, daß Mawarannahr während seiner Regierungszeit von einem mohammedanischen Gouverneur, Mahmud Jalavatsch, verwaltet wurde, einem wohlhabenden Kaufmann aus Chwaresm. Diesen löste sein Sohn Mas'ud Bek ab, der später als höchster Minister den ganzen *Ulus* verwaltete. Noch ein anderer mohammedanischer Kaufmann, Habasch- 'Amid, besaß Tschaghatais Vertrauen, was vermuten läßt, daß der Khan klug genug war, die Nützlichkeit der mohammedanischen Kaufmannsschicht richtig einzuschätzen.

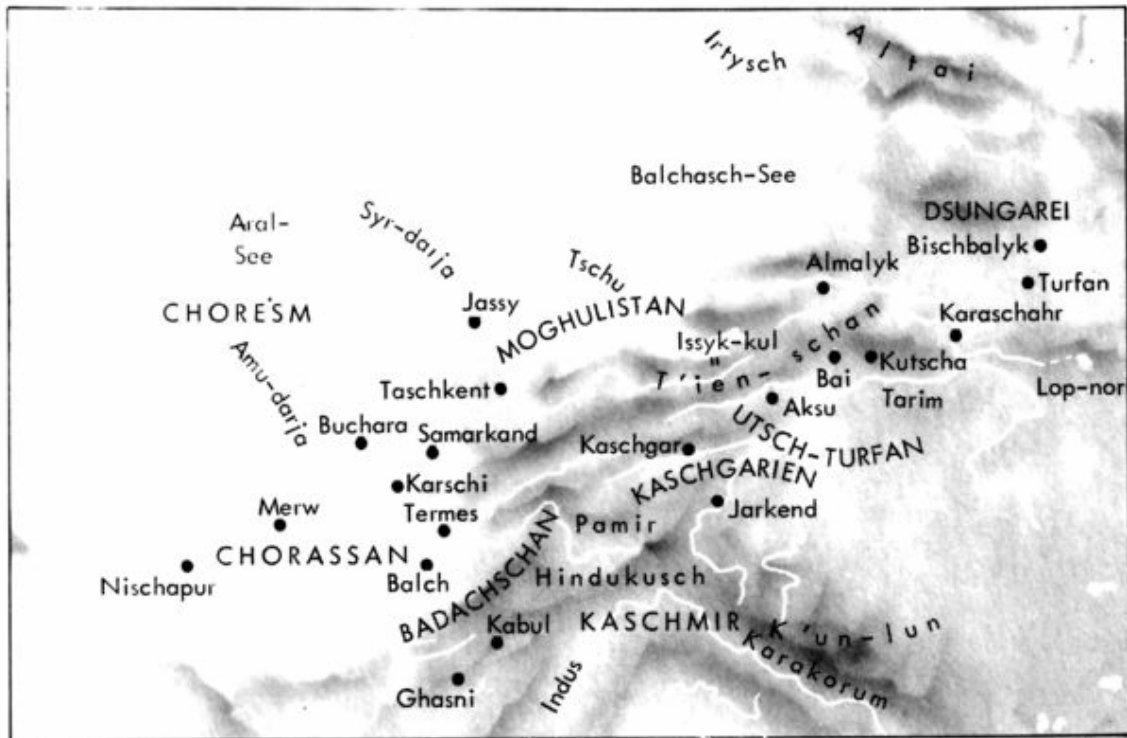
Tschaghatai starb um 1241. Sein Nachfolger wurde einer seiner Enkel, Qara-Hülägü. Dieser versäumte es jedoch, die Bestätigung durch den *Khaqan* Güyük einzuholen, der ihn durch Yasun-Möngke, Tschaghatais fünften Sohn, ersetzte. Als 1251 Möngke *Khaqan* wurde, setzte er Qara-Hülägü wieder ein, doch starb dieser, bevor er den Thron zurückgewonnen hatte. In den folgenden Jahren wurde der *Ulus* von Qara-Hülägüs Witwe, Herghaneh-Khatun⁵, regiert, die für ihren unmündigen Sohn, Mubarak Schah, die Regentschaft führte, während die Kontinuität der Verwaltung durch Habasch-'Amid und seinen Sohn Nasir al-din aufrechterhalten wurde. Dieses Übereinkommen endete, als ein anderer Enkel Tschaghatais, Alghu, ein Parteigänger Ariq-buqas gegen Khubilai, in den *Ulus* einfiel, sich um 1260 selbst als Herrscher einsetzte und seine Position durch die Heirat mit Herghaneh-Khatun stärkte.⁶ Alghu gab dann sein Bündnis mit Ariq-buqa auf, der aus Rache dafür die Dsungarei so vollständig verwüstete, daß die Bevölkerung in den Jahren 1263 und 1264 durch eine Hungersnot dezimiert wurde. Jetzt von Khubilai begünstigt, kämpfte Alghu in seinen letzten Jahren gegen Khubilais Feind Khaidu und starb um 1264 in der östlichen Dsungarei. Sein Nachfolger war Mubarak Schah, der erste Tschaghatai-Herrscher, der Moslem wurde. Doch damit war Khubilai nicht einverstanden und ersetzte ihn durch seinen Vetter Buraq, einen anderen Enkel Tschaghatais. Der *Ulus* Tschaghatai war inzwischen bereits kleiner geworden. Die Gründung des Ilkhanats in Iran hatte den Amu-darja zur Südwestgrenze des Tschaghatai-Reiches gemacht, und die Erfolge Khaidus gegen Khubilai in der Dsungarei brachten Gebietsverluste im Osten mit sich. Buraq entzweite sich bald mit Khubilai und sah sich daraufhin genötigt, gleichzeitig gegen Khubilai und Khaidu Krieg zu führen. Ein Sieg Khaidus zwang ihn zum Vergleich. Im Frühjahr 1269 erneuerten er und Kaidu auf einem *Khuriltai* am Talas die alte Allianz zwischen den Linien Tschaghatais und Ögödeis gegen die Nachkommen Toluis in China und Persien. Ob Buraq Khaidus Vasall wurde oder ob eine Art Kondominium errichtet wurde, ist unklar, doch versuchten sie, ihre gegenseitigen Grenzen festzulegen und den Verwüstungen der vergangenen Jahre ein Ende zu setzen, indem sie ihre Herden von den Ackerbaugebieten fernhielten, nicht die Städte belästigten und diesen keine zu hohen Steuern auferlegten. Als sich Buraq über den Mangel an Weideland beklagte, kam man überein, daß er in Iran einfallen sollte, denn Khaidu war es wahrscheinlich recht, seinen neuen Verbündeten im Südwesten beschäftigt zu sehen.⁷ Auf dem Weg zum Amu-darja plünderte Buraq seine eigenen Städte, eine Barbarei, die den

Protest des ehrwürdigen Gouverneurs von Mawarannahr, Mas'ud Bek, hervorrief. Er überquerte 1269 den Fluß und drang in Chorassan bis Nischapur vor. Sein Gegner, der Ilkhan Abaqa, war jedoch ein besserer Feldherr als er. Buraq befand sich bald in der peinlichen Lage, sich von seinen Verbündeten verlassen zu sehen und gezwungen zu sein, sich überstürzt nach Mawarannahr zurückzuziehen, wo er in Buchara zum Islam übertrat und dann damit begann, gegen Khaidus Vasallen zu intrigieren. Er starb um 1270. Möglicherweise wurde er auf Betreiben Khaidus vergiftet.⁸

Nach zwei unbedeutenden, nur kurze Zeit regierenden Herrschern gelangte, vielleicht im Jahr 1274, mit Unterstützung Khaidus Buraqs Sohn Tuva auf den Thron seines Vaters. Tuva war ein kraftvoller Herrscher und ein guter Verbündeter Khaidus. Gemeinsam schlugen sie die Generäle Khubilais und die Weiße Horde und drängten sie nach Norden zurück. In den Jahren 1273/74 rächte der Ilkhan Abaqa den Raubzug Buraqs nach Iran durch einen Einfall in Mawarannahr, der mit der Plünderung von Buchara endete. Tuva erwiderte jedoch den Angriff, vertrieb die Truppen des Ilkhans aus Afghanistan und sandte sogar Sturmabteilungen aus Ghasni bis in den Pandschab. Khaidu fand keinen Gefallen daran, seine Nachbarn unnötigerweise zu beunruhigen. Bestrebt, seinen Gebieten ihren früheren Wohlstand zurückzubringen, erkannte er wahrscheinlich, daß er wohl in der Lage war, den Angriffen Khubilais standzuhalten, aber nicht stark genug, um die Initiative zu einem Krieg zu ergreifen. Sein Bündnis mit Buraq und danach mit Tuva deutet auf seine Abneigung gegen einen Zweifrontenkrieg hin. Die genauen Grenzen seines Herrschaftsbereichs können nicht genau festgestellt werden. Das Zentrum von Khaidus Macht lag in der Dsungarei und im Siebenstromland. Seine Sommer- wie auch seine Winterlager befanden sich südlich des Balchasch-Sees zwischen Ili und Tschu. Der Talas bezeichnete wahrscheinlich seine Grenze zum Tschaghatai-Reich, obgleich Khaidu vermutlich eine Art Oberherrschaft über Mawarannahr und Kaschgarien ausübte. Im Nordosten erstreckte sich seine Autorität über den Altai hinaus bis in die Gebiete am oberen Irtysch und des Jenissei; im Osten reichte sie bis zum Tsaghan-nor und im Süden bis zum Lop-nor.

Khaidu starb irgendwann zwischen 1301 und 1303. Den Thron bestieg nun sein Sohn Tschapar. Zuerst hielten Tschapar und Tuva das Bündnis aufrecht, aber im Verlauf der Ereignisse kam es zwischen beiden zum Krieg. Tschapar wurde besiegt und verlor alle Positionen, die sein Vater den Tschaghatai-Khanen gegenüber behauptet hatte. Tuva starb im Jahr 1306 oder 1307, sein Sohn und Nachfolger Kündschek im Jahre 1308. Danach bemächtigte sich ein anderer Nachkomme Tschaghatais, Taliqu, des Thrones. Taliqu's offenes Bekenntnis zum Islam rührte zum Verlust aller Unterstützung, die er für die Festigung seiner Stellung brauchte. Da organisierte Kebek, ein anderer Sohn Tuvas, eine umfassende Verschwörung gegen den Usurpator. Er erzwang sich schließlich den Weg zu Taliqu's Zelt und erschlug diesen (um 1308/09). Die

Auseinandersetzungen unter den Tschaghatai-Prinzen verleiteten Tschapar dazu, seine Feindseligkeiten wiederaufzunehmen. Er wurde jedoch von Kebek vernichtend geschlagen. Seine Stämme gingen in den Stämmen des Tschaghatai-Reiches und der Weißen Horde auf, und die Linie Ögödeis verschwand. Im Jahr 1309 wurde Kebeks älterer Bruder, Esen-buqa, als Herrscher des wiedervereinigten Tschaghatai-*Ullus* eingesetzt. Esen-buqa war kein sonderlich guter Krieger. Als er 1315 in unbesonnener Weise den Amu-darja überquerte, um Chorassan zu plündern, sah er sich gezwungen, eiligst zurückzukehren, weil die Yüan in seine Ostgebiete eingefallen und bis zum Issyk-kul vorgedrungen waren. Im Jahr 1316 fiel außerdem der Ilkhan Öldscheitü in Mawarannahr ein und eroberte Buchara, Samarkand und Termes. Esen-buqa starb um 1318. Sein Nachfolger war Kebek, der bis 1326 regierte und, vielleicht aus Furcht vor einer dauernden Besetzung Mawarannahrs durch die Ilkhane, Nachschab (Karschi), südwestlich von Buchara, als Hauptstadt wählte. Damit wurde das politische Zentrum des Khanats aus dem Siebenstromland und der Dsungarei nach Mawarannahr verlagert, wo die heidnischen nomadischen Traditionen den iranisch-islamischen weichen mußten. Trotz der verworrenen Chronologie scheint es, daß auf Kebek noch drei weitere Söhne Tuvas folgten: Iltschigadai, Dura-Timur und Tarmaschirin. Letzterer hatte offensichtlich ein Bündnis mit Muhammad b. Tughluq, dem Sultan von Delhi, gegen die Ilkhane im Auge.⁹ Tarmaschirin war ein frommer Moslem. Obwohl sich aber der Islam unter den Stämmen bereits verbreitet hatte, war Tarmaschirin wegen seiner Religion für viele heidnische Stammesfürsten unannehmbar, so daß sie 1334 rebellierten und ihn absetzten. Dieses Ereignis bedeutete den Beginn einer mehr als dreißigjährigen Periode der Anarchie in Mawarannahr, in der lokale Emire im Namen rivalisierender Marionettenkhane sich gegenseitig bekämpften. Diese dunkle Periode endete mit dem Auftreten Timurs als Herrscher von Mawarannahr in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.



© Abb. 19: Das Reich des Tschaghatai

Nördlich und südlich des T'ien-schan nahmen die Ereignisse einen völlig anderen Verlauf. Während des 14. Jahrhunderts kehrten das Siebenstromland und die Dsungarei infolge der dauernden Kriege zu einer reinen Weidewirtschaft zurück. Darüber hinaus verstärkten die Verlagerung der Macht nach Mawarannahr, wohin Kebek seine Hauptstadt verlegt hatte, und die fortschreitende Ausbreitung des Islam unter den Nomaden in Mawarannahr sowie der Reiz, den die iranisch-islamische Kultur auf Herrscher wie Tarmaschirin ausübte, die Unterschiede zwischen der einen Seite des Syr-darja und der andern. Nicht lange nach Tarmaschirins Absetzung erweckten deshalb die Nomadenfürsten im Siebenstromland und in der Dsungarei das frühere Tschaghatai-Khanat wieder zum Leben, so daß sich dort die Traditionen der Tschingiskhaniden frei von islamischen Einflüssen aufrechterhalten konnten. Die Mohammedaner in Iran und Mawarannahr nannten dieses Khanat Moghulistan und bezeichneten seine Einwohner als *Dschats* (Räuber). Kaschgarien gehörte ebenfalls zu diesem Staat. Obwohl der Regierungssitz zunächst Almalik war, übten die Städte des Südens, Kaschgar, Jarkend, Aksu, eine starke Anziehungskraft auf die Khane und ihre Gefolgsleute aus.

Zuerst wurde Moghulistan – ebenso wie Mawarannahr – durch die Streitigkeiten rivalisierender Gruppen von Emiren geteilt, aber vom Jahr 1348 an regierte als alleiniger Herrscher ein Enkel Tuvas, Tughluq- Timur, ruhmreich bis zu seinem Tod im Jahr 1362 oder 1363. Seine Truppen drangen sogar in

Samarkand und Bucharā ein. Doch in einer Hinsicht erfüllte Tughluq-Timur die Erwartungen seiner Anhänger nicht: Die Anziehungskraft der islamischen Kultur erwies sich bei ihm als unwiderstehlich. Um 1353 wurde er Moslem. Seine Unterstützung der religiösen Schichten trug erheblich zur Verbreitung des Islam im Khanat bei. Tughluq-Timur war auch ein Freund des städtischen Lebens und machte erst Aksu und später Kaschgar zu seiner Residenz. Auf seinen Tod folgte ein weiterer Konflikt, in dessen Verlauf die Dughlat-Familie, die von nun an bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts mit der Geschichte Kaschgars eng verknüpft blieb, jeden Nachkommen Tughluq-Timurs, der in ihre Hände geriet, ermordete. Während dieser Zeit fiel Timur fünfmal in Moghulistan ein. 1389 verwüsteten seine Truppen das Gebiet so vollständig, daß es sich kaum von dieser Katastrophe erholen konnte. Timur vermochte jedoch nicht, den ursprünglichen *Ulus* Tschaghatais durch eine Verbindung Mawarannahrs mit Moghulistan wiederherzustellen. Im Jahr 1389 begnügte er sich damit, als Herrscher von Moghulistan einen angeblichen Sohn Tughluq-Timurs, Khizr-Chodscha, anzuerkennen, der seit dem Tod seines Vaters im Versteck gelebt hatte, zunächst in den Bergen zwischen Kaschgar und Badachschan und später in der Nähe des einsamen Lop-nor. Khizr Chodscha war ein orthodoxer mohammedanischer Herrscher. Seine Beziehungen zu Timur waren nicht unfreundlich. 1397 heiratete dieser seine Tochter. Sein Tod im Jahr 1399 hatte weitere Unruhen zur Folge, die Timurs Nachfolgern häufig zum Vorwand dienten, sich in die Angelegenheiten des westlichen Teiles des Khanats einzumischen. Schließlich bemächtigte sich aber Vais Khan (1418–1428), ein Enkel oder Urenkel von Khizr-Chodscha, des Throns¹⁰ und kämpfte den größten Teil seiner Regierung erfolglos gegen die Oiraten in der Dsungarei. Auf seinen Tod folgten neue Aufstände unter seinen Emiren, die rivalisierende Cliques zur Unterstützung seiner Söhne Esen-buqa und Yunus bildeten. Die Partei Esen-buqas erwies sich als die stärkere. Yunus wurde von seinen Anhängern zu Ulugh Beg, dem Enkel Timurs und Herrscher von Samarkand, gebracht, der ihn nach Iran sandte, wo er von dem Historiker Scharaf al-din 'Alī Yazdī, dem Autor der Biographie Timurs, des *Zafar-nameh*, erzogen wurde. Esen-buqas lange Regierungszeit (1434–1462) wurde von häufigen Einfällen der Oiraten, von Krieg mit den Timuriden in Mawarannahr und inneren Unruhen unterbrochen. Nach Esen-buqas Tod kamen die westlichen Teile Moghulistans schnell unter die Herrschaft von Yunus, dem Günstling der Timuriden; Aksu und Turfan konnte er dagegen erst 1472 erobern. Yunus war ein strenger Moslem und ein großzügiger Patron der Derwische. Er war auch ein glänzender Vertreter der iranischen Kultur des 15. Jahrhunderts, wie es sich für den Großvater mütterlicherseits des ersten Timuridenherrschers (oder »Großmoghuls«) von Indien, Babur, geziemte. Yunus war ruhig, höflich und hochintelligent, ein Gelehrter, Reisender und Amateurmusiker, ein Maler und Kalligraph, aber auch ein tapferer Soldat und berühmter Bogenschütze. Als eine der anziehendsten Persönlichkeiten der zentralasiatischen Geschichte war er ein ideales Vorbild für seinen berühmteren Enkel Babur. Diese Qualitäten

ermöglichten es ihm jedoch nicht, seine heidnischen Untertanen von ihrer nomadischen Lebensweise abzubringen oder sie an einen seßhaften Hof und zu städtischen Vergnügungen hinzuzuziehen. Gegen die Oiraten war er nicht erfolgreicher als sein Vater oder sein älterer Bruder. Im Westen war sein Ansehen dagegen sehr hoch. Er wirkte als Schiedsrichter zwischen den streitsüchtigen Nachkommen Timurs, die ihn als mächtigen Nachbarn respektierten.

Als Yunus im Jahr 1487 starb, wurde das Khanat geteilt. Sein ältester Sohn, Mahmud, der den kultivierten Geschmack seines Vaters, aber wenig von dessen Vitalität geerbt hatte, regierte in Taschkent, während ein jüngerer Sohn, Ahmad, ein typischer Tschaghatai-Herrscher traditioneller Prägung, in Aksu regierte. Ahmad war ungewöhnlich aktiv; er besiegte zweimal die Oiraten und vernichtete dreimal rebellische Kasachen. Dennoch gelang es ihm nicht, dem Dughlat-Emir Abu-Bakr Kaschgar und Jarkend zu entreißen. Als Mahmud von dem usbekischen Eroberer Muhammad Schaibani bedroht wurde, eilte ihm Ahmad nach Taschkent zu Hilfe, wo er mit Babur zusammentraf, dem wir einen lebhaften Bericht von Ahmads Ankunft verdanken.

»Seine Männer hatten sich alle nach der Moghulart geschmückt. Sie trugen Moghulmützen, lange Mäntel aus chinesischem Satin mit gestickten Bordüren, Moghulköcher und Sättel aus grünem Chagrinleder; und (sie saßen) auf Moghulpferden, die in außergewöhnlicher Weise herausgeputzt waren ... Er (Ahmad) war ein Mann mit ausgezeichneten Sitten, ein mächtiger Meister des Schwertes, und tapfer ... Er trennte sich nie von seinem scharf geschliffenen Schwert; es befand sich entweder an seinem Gürtel oder in seiner Hand. Er war ein wenig ungeschliffen und von rauher Redeweise, da er an einem abgelegenen Orte aufgewachsen war.«¹¹

Im Jahr 1503 wurden beide Brüder von Muhammad Schaibani besiegt und gefangengenommen. Obwohl sie bald wieder freigelassen wurden, gewannen sie ihre vorherige Stellung nie wieder zurück. Ahmad hatte von den Oiraten den Spitznamen *Alatschi* (der Totschläger) erhalten, und seine Söhne, die von ihm die Liebe zum Krieg geerbt hatten, bildeten eine furchtbare Kriegerbande. Ihr Führer, Sa'id Khan, war als Knabe von den Usbeken gefangengenommen worden und hatte unter Muhammad Schaibani einen Feldzug mitgemacht. Später nahm er an Baburs Abenteuern in Kabul teil. Im Jahr 1514 führte er seine Brüder und Anhänger, einschließlich Baburs Vetter Mirza Muhammad Haidar Dughlat, dessen *Tarikh-i Raschidi* die wichtigste Quelle für die Geschichte der Tschaghatai-Khane ist, insgesamt ein Heer von etwa 4.700 Mann, gegen Abu Bakr von Kaschgar, der nach Ladakh floh, wo er ermordet wurde. Seine Brüder nutzten diesen Sieg aus und eroberten im Osten die Städte Utsch-Turfan, Aksu, Bai, Kutschur, Karaschahr und Turfan. Es scheint Sa'id Khans Absicht gewesen zu sein, das Khanat Moghulistan wieder so aufzubauen, wie es zu Lebzeiten seines Großvaters bestanden hatte.

Mit diesem Ziel vor Augen bekämpfte er die Usbeken, Kasachen und Kirgisen. Dem Beispiel seines Feindes Abu Bakr nacheifernd¹², beauftragte er Mirza Muhammad Haidar Dughlat, in Ladakh und Kaschmir (Gebiete, in die die Tschaghatai-Khane früher niemals vorgestoßen waren) einzufallen (um 1531/32). Er selbst folgte bald darauf ebenfalls, überwinterte in Baltistan und starb 1533, als er auf dem Rückweg nach Kaschgar den Suget-Paß überquerte. Mirza Muhammad Haidar Dughlat setzte im gleichen Jahr den Feldzug unter äußerst harten Bedingungen fort. Es heißt, daß er in Tibet eingedrungen und nur noch acht Tagemärsche von Lhasa und der nepalesischen Grenze entfernt gewesen sei, als ihn Klima und Gelände zur Umkehr gezwungen hätten. Im Jahr 1536 floh er aus Furcht vor der Feindschaft des Sohnes und Nachfolgers Sa'id Khans, 'Abdur Raschid, nach Badachschan und von dort an den Hof der indischen Timuriden. Von 1541 bis zu seinem Tod im Jahr 1551 herrschte er dann über Kaschmir. In seinem *Tarikh-i Raschidi* wird uns Sa'id Khan als tapferer Soldat und fähiger, gerechter und verhältnismäßig milder Herrscher geschildert, aber seine ständig wachsende Hingabe an den Islam – der tibetische Feldzug wurde als ein *Dschihad* gegen Götzendiener gerechtfertigt – entfremdete ihm schließlich viele seiner heidnischen Gefolgsleute. Wie andere Tschaghatai-Khane und wie die usbekischen Herrscher von Mawarannahr, unterstützte er großzügig die Anhänger des berühmten Heiligen Scheichs Ahmad Jassavi.¹³ Sein Sohn 'Abdur Raschid konnte die Eroberungen seines Vaters in ihrem vollen Umfang erhalten, aber nach dessen Tod (um 1555/56) löste sich das Tschaghatai-Khanat infolge der Rivalitäten unter den Mitgliedern der Herrscherfamilie und auf Grund äußeren Drucks von seiten der Usbeken, Kasachen und Kirgisen auf. Die Periode zwischen der Mitte des 16. Jahrhunderts und der Mitte des 17. Jahrhunderts ist besonders dunkel, doch kam während dieser Zeit der portugiesische Jesuit Benedikt Goes durch Jarkend (1603–1605). Er war seit Marco Polo der erste bekannte Europäer, der bis nach Kaschgarien vordrang.¹⁴

Im Verlauf des 16. Jahrhunderts verschwand das Khanat von Moghulistan. Zur gleichen Zeit, da in Mawarannahr durch die Schaibaniden-Dynastie die Usbeken-Herrschaft konsolidiert wurde, ließen sich die Kasachen im Siebenstromland nieder; die Kirgisen behaupteten im T'ien-schan ihre Unabhängigkeit, und die Oiraten beherrschten die Dsungarei. In Kaschgarien wurde die Tschaghatai-Herrschaft immer schwächer, bis sie in den Städten durch die Errichtung einer starken Theokratie durch eine Familie von *Chodschas* verdrängt wurde. Der erste dieser *Chodschas*, ein wandernder Missionar und Wundertäter aus Buchara, bekannt unter dem Namen Hazrat-i-Makhtum-i-'Azam, erhielt die wohldotierte Stellung eines *Khalifa* (geistlicher Berater) des regierenden Tschaghatai-Khans in Kaschgar und starb, von allen öffentlich verehrt, im Jahr 1540. Verhältnismäßig schwächer war der Einfluß der *Chodschas* außerhalb der Städte, wo sich zwei miteinander rivalisierende kirgisische Stammeskonföderationen ständig befehdeten: die *Aqtaghliq* (weiße Bergbewohner) und die *Qarataghliq* (schwarze Bergbewohner). Mit letzteren

verbündeten sich die *Chodschas* von Kaschgar, die sich selbst sehr schnell in zwei bitter miteinander verfeindete Parteien aufspalteten und sogar die gleichen Namen wie diese annahmen.

Während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verbannte Isma'il Khan, der letzte Tschaghatai-Herrscher, der noch wirkliche Autorität im Tarim-Becken besaß, den Führer der *Aqtaghliq-Chodschas*, einen gewissen Chodscha Hidayatullah (allgemein Hazrat-i-Afaq genannt), der von seinen Anhängern als ein Heiliger mit geheimnisvollen Kräften und als ein Prophet, über dem nur Mohammed stand, verehrt wurde und dessen Grab außerhalb Kaschgars lange ein populärer Wallfahrtsort war. Aus Kaschgar vertrieben, suchte Chodscha Hidayatullah bei dem großen oiratischen Eroberer Galdan Hilfe, der 1678 das Tarim-Becken besetzte, Isma'il und seine Familie beseitigte und Chodscha Hidayatullah als seinen Vasallen in Kaschgar einsetzte. Dieser Chodscha erfreute sich nun außer seiner weitreichenden geistlichen Autorität über die mohammedanische Bevölkerung im Gebiet des heutigen Sinkiang noch einer stark fundierten politischen Macht, aber er scheint mit seiner untergeordneten Stellung nicht zufrieden gewesen zu sein, da er schon bald mit dem Bruder Isma'il Khans, Muhammad Amin von Utsch-Turfan, intigierte, um die Vertreibung der Oiraten zu erreichen. In dem folgenden Kampf wurden die Oiraten besiegt, Muhammad Amin wurde kurz danach von einem seiner eigenen Anhänger getötet. Chodscha Hidayatullah blieb unumstrittener Herr von Kaschgarien, bis er um 1693/94 starb. Nach einer Periode der Anarchie setzten sich die *Qarataghliq-Chodschas* in Jarkend fest, während sich die *Aqtaghliq-Chodschas* in Kaschgar behaupteten, indem sie ein gewisses Gleichgewicht zwischen den beiden Parteien aufrechterhielten, bis die Oiraten, von den inneren Zwistigkeiten, die Galdans Tod im Jahr 1697 gefolgt waren, befreit, 1713 Kaschgarien wieder unter ihre Herrschaft brachten und die Führer beider Chodscha-Parteien in ihr Hauptquartier im Ili-Tal brachten. Dort gewann Chodscha Daniyal, der Führer der *Qarataghliq*, das Vertrauen Tsewangrabtans (1697–1727), des Nachfolgers von Galdan, der ihn 1720 als Alleinherrscher nach Kaschgarien zurücksandte. In dieser Stellung wurde er von dem nächsten Oiraten-Herrscher, Galdantseren (1742–1745), bestätigt. Trotzdem hielten die Oiraten es nach Daniyals Tod für klug, die Städte Kaschgariens unter dessen fünf Söhne aufzuteilen. In dem Chaos, das auf Galdantserens Tod im Jahr 1745 folgte, entledigten sich die letzteren ihres Bündnisses mit den Oiraten, das ihnen in brutaler Weise von Amursana, dem Enkel Galdantserens, erneut aufgezwungen wurde. Amursana unterstützte von nun an die *Aqtaghliq*-Partei. Wieder einmal waren die Herrscher von Kaschgarien, nun die *Aqtaghliq-Chodschas*, nicht nur Vasallen Amursanas, sondern auch Vasallen seines Oberherrn, des Mandschu-Kaisers von China. Aber Verpflichtungen gegenüber einem ungläubigen Kaiser, der viele Monatsreisen von Kaschgar entfernt war, bedeuteten wenig, und die Chodschas zögerten nicht, Amursana bei seinem Aufstand gegen K'ien-lung, dessen nominelle Suzeränität über das Tarim-Becken nicht sehr drückend

gewesen sein kann, zu folgen. Nach der endgültigen Niederwerfung Amursanas wurde Kaschgarien in den Jahren 1758/59 von den Mandschu besetzt, wenn auch nicht ohne heftigen Widerstand von Seiten der Chodschas und ihrer Anhänger.

Sämtliche positiven Leistungen der Chodscha- Herrschaft waren auf den religiösen Bereich beschränkt. Sie regten die Verbreitung des Islam im ganzen Tarim-Becken aktiv an und trugen die Verantwortung für die Errichtung zahlreicher *Maktabs* (Koranschulen) und *Medressen* (theologische Kollegien) in Zentren wie Jarkend und Kaschgar. Ihre Herrschaft war bemerkenswert unordentlich. Das erklärt vielleicht teilweise die Gleichgültigkeit, mit der die Bevölkerung Kaschgariens zunächst die Mandschuherrschaft akzeptierte und sich unter die Vormundschaft neuer Herren begab, die zwar kein Mitleid bei der Unterdrückung von Aufruhr kannten, gegenüber dem Verhalten ihrer »barbarischen« Untertanen aber völlig gleichgültig waren. Diese durften ihr Leben weiterhin in der traditionellen Weise führen, ohne eine Einmischung von Seiten der fernen mandschu-chinesischen Kolonialverwaltung befürchten zu müssen.

10. Die Kasachen und Kirgisen

Bei der Gründung des mongolischen Reiches erhielt Schaiban, der Sohn Dschotschis und Bruder Batus, als sein Erbteil das riesige Territorium zwischen dem Ural und dem oberen Irtysch. Im 14. Jahrhundert grenzte dieser *Ulus* an das Gebiet der Weißen Horde, die zwischen dem Sary-su und dem Ala-tau-Gebirge nomadisierte. Seit der Regierung des Toktamisch herrschten die Khane der Weißen Horde auch über die Goldene Horde. Ihr *Ulus* wanderte im Jahr 1380 in die Steppen Südrußlands aus. Als Timur 1391 die Ala-tau-Steppen durchquerte, waren diese von einigen Schaibaniden-Stämmen verschiedener Herkunft bewohnt, von Türken und Mongolen, die alle türkisch sprachen und schon zu jener Zeit mit dem Sammelnamen »Usbeken« bezeichnet wurden. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts besetzten diese Nomadenstämme die Steppen des heutigen Kasachstan. Ihr Gebiet grenzte im Osten an das Oiratenreich in der Westmongolei und – im südlichen Siebenstromland – an Moghulistan, das sich in den Händen von Tschingiskhaniden der Tschaghatai-Linie befand. Im Süden reichte es bis an die Besitzungen der Timuriden und im Südwesten bis an die Noghaische Horde, die zwischen dem Ural- Fluß und der Wolga nomadisierte. Für mehr als zwei Jahrhunderte wurde die Geschichte der Kasachen- Horden durch die Kämpfe gegen alle ihre Nachbarn bestimmt.

Im Jahr 1428 gelang es einem Nachkommen Schaibans, Abu'l Khair Khan, der der oberste Häuptling des Schaibaniden-*Ulus* (auch »Usbekisches Khanat« genannt) geworden war, die Nomadenstämme zwischen dem Ural-Fluß, dem Syr-darja, Moghulistan und dem Tobol zu vereinigen. Abu'l Khair, ein energischer Herrscher, versuchte, seine Besitzungen durch einen Angriff auf

seine südlichen Nachbarn, die Timuriden, zu erweitern. Im Jahr 1430 benutzte er die internen Kämpfe, die die Nachkommen des großen Timur zugrunde richteten, um einen Teil von Chwaresm zu besetzen und die alte Stadt Urgentsch zu plündern. 1447 entriß er den Timuriden das Syr-darja-Gebiet (den Schlüssel zu Mawarannahr), dessen reiche Städte als Märkte für den Handel zwischen den Nomaden im Norden und der sesshaften Bevölkerung im Süden dienten. Eine dieser Städte, Sighnaq, machte Abu'l Khair zu seiner Hauptstadt. Auf der Höhe seiner Macht erstreckte sich das Reich Abu'l Khairs vom Syr-darja bis zu den sibirischen Wäldern, wo ein anderer Schaibaniden-Prinz, Ibak, das mit diesem verbündete Khanat von Sibir gegründet hatte.

Um seine Autorität zu festigen, suchte Abu'l Khair einen zentralisierten Staat zu schaffen und dadurch die Macht der anderen Tschingiskhaniden-Fürsten, die seine Vasallen waren, zu brechen. Ein solches Unterfangen, das in einem sesshaften oder fast sesshaften Staat vielleicht zu einem Erfolg geführt hätte, mußte aber bei einer vollständig nomadischen Gesellschaftsordnung fehlschlagen. Zwei Prinzen aus der Linie Dschotschis, Karai und Dschani Bek, fielen, gefolgt von einer beträchtlichen Anzahl von Clänen, von Abu'l Khair ab und suchten bei Esen-buqa, dem Tschaghatai-Khan von Moghulistan, Zuflucht. Die abgefallenen Clane erhielten den Namen »Kasachen«. Immer mehr Stämme sagten sich von Abu'l Khair los, dessen Macht dadurch eine empfindliche Einbuße erlitt. In dieser Situation wurde er 1456/57 von dem furchtbarsten Feind, der den Mohammedanern Zentralasiens jemals gegenüberstand, angegriffen, von dem mongolischen Reich der Oiraten. Dieses Reich, das zu Beginn des Jahrhunderts in der Westmongolei gegründet worden war, hatte während der Regierung Esen Taidschis (1439–1455) und seines Sohnes Amasandschi (1456–1468) eine Periode unvergleichlicher Macht erlebt. Im Jahr 1449 hatte das oiratische Heer sogar den Ming-Kaiser Ying-tsung besiegt, ihn gefangen genommen und Peking belagert.

Diese bemerkenswerten Erfolge, die an den Beginn des heldenhaften Aufstiegs Tschingis Khans erinnerten, waren den Nomaden der Kasachensteppen ein warnendes Vorzeichen für die düsteren Zeiten, die ihnen bevorstanden. 1450 unternahmen die buddhistischen Oiraten ihre ersten Einfälle in die mohammedanischen Steppen, die sich dann in periodischen Abständen wiederholten und mit ungewöhnlicher Grausamkeit geführt wurden, so daß sie mitunter den Charakter eines echten Kreuzzuges annahmen. 1456/57 drangen die Oiraten tief in die Steppen ein und brachten Abu'l Khair eine blutige Niederlage bei. Sie bedeutete für das Usbekenreich eine nie mehr wiedergutzumachende Katastrophe. Das Syr-darja-Gebiet war vollständig verwüstet, Abu'l Khairs Reich wurde nie mehr wiedererrichtet.

Die Khane Karai und Dschani Bek zogen aus dieser Situation sogleich ihre Vorteile. Nach dem Abzug der Oiraten-Horden kehrten sie mit einem starken Heer in die Steppen zurück. 1468 besiegten sie Abu'l Khair in einer großen Schlacht nördlich vom Syr-darja und töteten ihn. Der Sohn Abu'l Khairs, Scheich

Haidar, wurde im gleichen Jahr durch Yunus Khan von Moghulistan beseitigt. Von dem Geschlecht des Schaiban blieb nur noch ein junger Enkel Abu'l Khairs, Muhammad Schaibani, übrig. Muhammad Schaibani führte viele Jahre lang das Leben eines Freibeuters und sammelte eine Schar von Anhängern um sich, an deren Spitze er 1500 in Mawarannahr einfiel, Buchara und Samarkand besetzte und auf den Ruinen des Timuridenreiches das letzte große Reich in Turkestan gründete, den Usbekenstaat, den seine Familie nahezu ein Jahrhundert lang regieren sollte und der ein gefürchteter Gegner der Kasachen wurde.

Die Wanderung der Schaibaniden-Clane nach Turkestan hinterließ in den Steppen nördlich des Syr- darja ein großes Vakuum, das die »Kasachen«-Clane, die ursprünglich den Khanen Karai und Dschani Bek nach Moghulistan gefolgt waren, schnell wieder auffüllten, indem sie nun in ihr Heimatland zurückkehrten. Während der Regierung Burunduk Khans (1488 bis 1509), des Sohnes Karais, und besonders während der Herrschaft Kasyms (1509–1518), des Sohnes Dschani Beks, breiteten sich die Kasachenstämme schnell über das Gebiet des früheren Khanats Abu'l Khairs aus. Seit dieser Zeit haben die Ausdrücke »Kasachen« und »Usbeken« eine neue Bedeutung; der erstere gilt für die Stämme, die nördlich vom Syr- darja blieben, während der letztere jene Stämme bezeichnet, die Muhammad Schaibani gefolgt waren und sich südlich des Flusses festgesetzt hatten. Beide stammen jedoch von denselben Clanen ab.

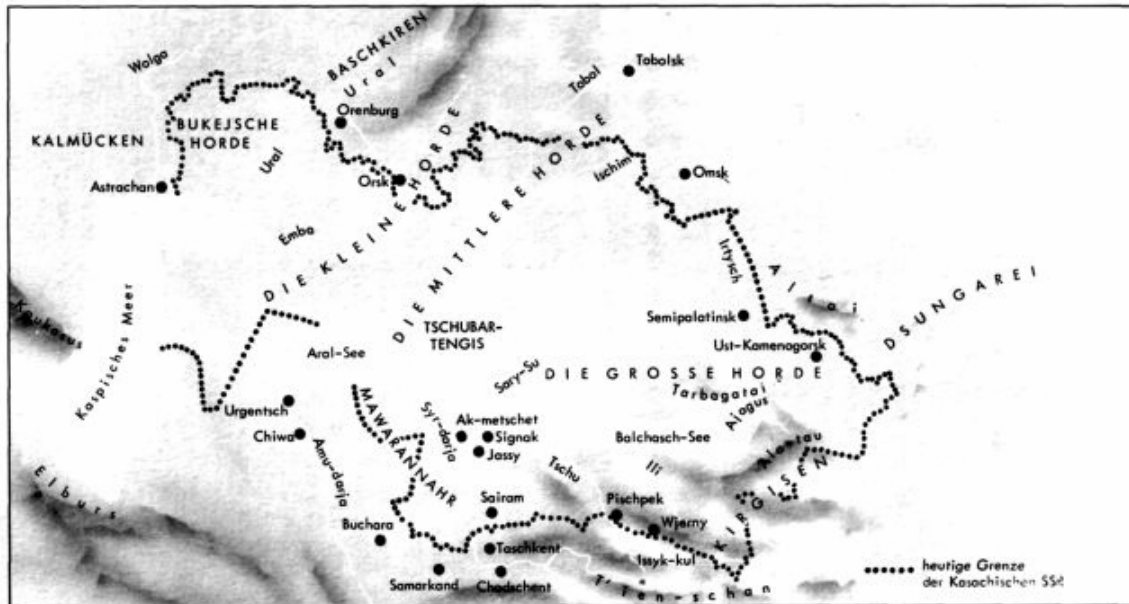
Unter Kasym Khan blieb das Kasachenreich weiterhin vereint und mächtig. Wenn nötig, standen mehr als 200000 Reiter zur Verfügung, um ins Feld zu rücken. Seine Macht wurde weder von den Oiraten bedroht, die während des 16. Jahrhunderts eine Periode ständigen Niedergangs durchlebten, noch von der Noghaischen Horde, die durch innere Streitigkeiten geschwächt war. Auch von den Tschaghatai-Khanen in Moghulistan drohte keine Gefahr, denn sie waren von nun an zu schwach, um die kriegerischen Stämme der Kasachensteppe herauszufordern. Die Kasachen erfreuten sich daher eines Jahrhunderts der wirtschaftlichen Blüte und verhältnismäßigen Ruhe. In dieser Zeit ergriffen sie auch die Gelegenheit, ihr Gebiet weiter nach Süden auszudehnen. Eine lange Reihe von Konflikten führte zu Kämpfen mit den Schaibaniden von Turkestan, mit denen sie sich um den Besitz der Städte am Syrdarja auseinandersetzten. Aus diesen Konflikten gingen die Kasachen gewöhnlich als Sieger hervor, doch gelang es ihnen nicht, Turkestan zu erobern.

In Wirklichkeit blieb der von diesen Nomaden gegründete Feudalstaat jedoch ziemlich zerbrechlich. An seiner Spitze standen ein und später mehrere Khane, die von Tschingis Khan abstammten. Das Amt des Khans war erblich, wurde durch Wahl bestätigt, aber häufig umkämpft. Die wirkliche Macht lag oft in den Händen der theoretischen Vasallen der Khane, der Sultane, die die Anführer bedeutender Stämme waren. Praktisch blieben die Clane, die die Unterabteilungen der Stämme bildeten und an deren Spitze *Beis* und *Batyrs* standen, autonom. Es gab keine reguläre Armee, nur die *levée en masse*. Der Islam übte auf diese Nomadengesellschaft nur eine oberflächliche Wirkung aus.

Nach dem Tod Kasym Khans wurde die Zerbrechlichkeit des vereinigten Kasachenstaates offensichtlich. Das zentralisierte Reich löste sich in drei getrennte Khanate oder »Horden« auf, die von je einem Khan tschingiskhanischer Herkunft beherrscht wurden: die Große Horde (*Ulu Zhuz*) im Siebenstromland, die Mittlere Horde (*Orta Zhuz*) in dem zentralen Steppengebiet, und die Kleine Horde (*Kischi Zhuz*), die westlichste der drei, östlich vom Ural-Fluß. Beinahe zwanzig Jahre lang waren die Steppen Zeugen einer Periode von Umwälzungen und nutzlosen Kriegen, die von den Söhnen Kasyms – Mamasch (1518–1523), Tagir (1523–1533) und Buidasch (1533–1538) – gegen die Schaibaniden von Turkestan und die Khane von Moghulistan geführt wurden. Im Jahr 1538 stellte der letzte Sohn Kasyms, Haqq Nazar (1538–1580) die Einheit der drei Horden wieder her und dehnte seine Macht über einen Teil des Noghai-Landes aus. Er führte erfolgreiche Feldzüge gegen die Schaibaniden von Buchara und nahm 1579 Taschkent in Besitz. Der kasachische Vorstoß nach Süden dauerte während der Regierung Tevekkel Khans (1586–1598) an. Nachdem Tevekkel den Syr- darja überschritten hatte, besetzte er zum zweiten Mal Taschkent, ferner Jassy und Samarkand, aber vor Buchara wurde er 1598 am weiteren Vordringen gehindert. Auch Tevekkels Nachfolger Ischim (1598–1628), Dschangir und schließlich Tauke (1680–1718) bemühten sich, die reichen Länder von Mawarannahr zu erobern. Tauke kämpfte mit wechselndem Erfolg gegen die neuen Herren von Buchara, die Astrachaniden (Dschaniden), die im Jahr 1599 die Schaibaniden abgelöst hatten. Tauke war der letzte Herrscher des kasachischen Einheitsstaates, ein bedeutender Soldat, Administrator und Gesetzgeber, dessen Kodex (*Dschety Zhargy*) dem nomadischen Gewohnheitsrecht (*adat*) die Kraft des geschriebenen Gesetzes verlieh.

Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts war im Osten eine neue Gefahr aufgetaucht. Dort hatten ostmongolische Stämme, die unter Altan Khan (1543–1583) wiedervereignet worden waren und große Macht erlangt hatten, die Oiraten zurückgeschlagen und begannen nun, sich nach Westen zu wenden. Einer ihrer Stämme, die Torghuten, die 40000 Zelte zählten, drang zu Beginn des 17. Jahrhunderts in kasachisches Gebiet ein und durchzog es unter Führung ihres Khans Khu Urluk nördlich des Aral-Sees und des Kaspischen Meeres von Nordosten nach Südwesten. Diese Wanderung eines ganzen Volkes hinterließ in den Steppen eine blutige Spur. Auf ihrem Weg kämpften die Torghuten in der Nähe der Emba gegen die Kasachen der Kleinen Horde und in der Nähe von Astrachan gegen die Noghaier. Danach ließen sie sich endgültig zwischen den Flüssen Ural und Wolga nieder und gründeten dort den mächtigen Nomadenstaat der Kalmückischen Horde. 1603 verwüsteten die Kalmücken das Khanat von Chiwa und unterwarfen im Jahr 1639 die Turkmenen von Mangyschlak. Ihr Khan Ayuki (1670–1724) wurde ein nomineller Vasall Rußlands, das diese buddhistischen Krieger für den Kampf gegen die mohammedanischen Noghaier und Baschkiren sowie gegen das Khanat auf der Krim benutzte.

Das Auftauchen dieses neuen Feindes an den Südwestgrenzen der Steppen bedeutete im Rücken der Kasachischen Horden eine furchtbare Gefahr. Beinahe gleichzeitig bildete sich im äußersten Nordosten der Steppen, im Tarbagatai-Gebiet, ein neuer oiratischer Staat. Sein Begründer, der *Khungtaidschi* Batur vom Stamm der Tschoros, war bestrebt, nach einer Pause von vier Jahrhunderten die Erfolge Tschingis Khans zu wiederholen. Während seiner Regierung begannen die Oiraten mit ihren verheerenden Überfällen auf die Kasachensteppe. Zunächst handelte es sich nur um Beutezüge, die den Raub von Vieh zum Ziel hatten, aber sie waren gleichzeitig ein warnendes Vorzeichen für die großen Katastrophen, die dem kasachischen Volk nahezu ein ganzes Jahrhundert schwere Verluste bringen sollten. Im Jahr 1643 führte der *Khungtaidschi* Batur einen großen Feldzug in das Siebenstromland. Er besetzte es und zwang den meisten Clänen der Großen Horde seine Herrschaft auf. Nach Batur's Tod im Jahr 1653 gelang es seinem Sohn, dem *Khungtaidschi* Galdan, auch alle übrigen Oiraten- Stämme seiner Macht zu unterwerfen. Er errichtete ein riesiges Reich, das sich auf eine für jene Zeit eindrucksvolle Kriegsmacht gründete: auf ein gut diszipliniertes Heer von 100000 Kriegeren. Galdan's Absicht war, seine Herrschaft über ganz Zentralasien auszudehnen, ein Ziel, das er auch beinahe erreicht hätte. Er mischte sich in Turkestan ein und vertrieb von dort die letzten Tschingiskhaniden-Fürsten, machte Kaschgarien in der Zeit von 1678 bis 1680 zu einem Protektorat, eroberte 1681 Turfan und Hami und schließlich ganz Moghulistan. Zwischen 1681 und 1695 fielen die oiratischen Armeen oftmals in das Syr-darja-Gebiet ein, wo die Stadt Sairam nördlich von Taschkent geplündert wurde. Aber Galdan's Ambitionen richteten sich vorwiegend gegen Osten. Im Jahr 1688 setzten sich die Oiraten in der Ostmongolei fest und unterwarfen die Khalkha. 1690 versuchten sie, eine der größten Leistungen Tschingis Khans zu wiederholen, und griffen das chinesische Reich an. Beim Zusammenstoß mit den Armeen der Mandschus trugen die Schlachtregeln, die die Jesuiten für den Kaiser K'ang-hi aufgestellt hatten, in entscheidender Weise zum Ausgang der Schlacht bei. Die geschlagenen Nomaden flohen in die Mongolei zurück.



© Abb. 20: Die Kasachen-Horden

Von den Mandschus zurückgeworfen, wandten sich die Oiraten wieder ihren Nachbarn im Westen zu. Während der Regierung Tsewangrabtans (1697–1727), des Neffen und Nachfolgers Galdans, begann für die Kasachen-Steppen eine sehr dunkle Zeit. Fast ununterbrochen unternahmen die oiratischen Armeen ungestraft ihre Raubzüge in das Gebiet der Kasachen. Trotz der Bemühungen Tauke Khans, dessen Macht sich über alle drei Horden erstreckte, begannen die Oiraten im Jahr 1698 in Richtung des Balchasch-Sees vorzudringen. Im Jahr 1710 kam es zu erneuten Einfällen. 1716 verließ eine oiratische Armee das Ili-Tal, marschierte in das Gebiet nördlich vom Siebenstromland und wandte sich dann nach Südwesten. Im Frühling des Jahres 1718 stieß sie auf die Kasachenstämme, die am Fluß Ajagus nordöstlich vom Balchasch-See zusammengekommen waren, und besiegte sie in einer dreitägigen Schlacht. Damit stand den Oiraten der Weg in die Ebene des Syr-darja offen. Sie stießen nun weiter nach Süden vor, durchquerten das Gebiet der Mittleren Horde und gewannen einen neuen und blutigen Sieg über die Kasachen am Fluß Arys nördlich von Taschkent. Von 1723 bis 1725 erreichte noch ein weiteres Heer das südliche Kasachstan. Die Städte am Syr-darja – Taschkent, Jassy und Sairam – fielen in die Hände der Oiraten und wurden geplündert. Zur gleichen Zeit führten die Kalmücken an der Wolga ihre Raubzüge so, daß sie sich mit ihren Verwandten aus der Dsungarei verbinden konnten. Das war das Zeitalter des »Großen Unglücks« (*aktaban schubrun dy*), das in der epischen Literatur der Kasachen eine unauslöschliche Spur hinterlassen hat. Ein Teil der Stämme der Großen und Mittleren Horde unterwarf sich den Buddhisten. Andere versuchten, in die Emirate Turkestans zu entkommen, wurden jedoch zurückgewiesen. Sie wandten sich nun wieder nach Nordwesten

in die von den Russen kontrollierten Gebiete an den Flüssen Emba, Ural, Ilel und Or.

Angesichts der tödlichen Gefahr, die sie bedrohte, entschlossen sich die Kasachenstämme, die so lange getrennt gewesen waren, sich zu vereinen und eine gemeinsame Front zu bilden. 1728 wählte eine allgemeine Versammlung aller Stämme in der Nähe von Tschimkent den Khan der Mittleren Horde, Abu'l-Khair, zu ihrem obersten Führer. Im gleichen Jahr verlegten die vereinigten Heere der Kasachen den Oiraten-Horden, die in Richtung auf den Aral-See vorstießen, den Weg und brachten ihnen in der Nähe des Tschubar-Tengis-Sees ihre erste Niederlage bei. Im nächsten Jahr vernichteten die Kasachen eine bedeutende Abteilung oiratischer Truppen in einer weiteren großen Schlacht südlich des Balchasch-Sees. Diese zwei Siege hielten die Feldzüge der Oiraten jedoch nicht auf, sie dauerten vielmehr noch weitere zwanzig Jahre. In den Jahren von 1740 bis 1742 gelang es den Oiraten zum zweiten Mal, die Steppen vom Osten nach Westen zu durchqueren und die russische Grenze in der Nähe von Orsk zu erreichen. So wurde das Tal des Syr-darja noch einmal systematisch verwüstet. Erst mit der Vernichtung des Oiratenreiches durch die Mandschus im Jahr 1757 wurden die Kasachen endgültig von der ständigen Bedrohung durch ihre schrecklichen Nachbarn befreit.

Der anhaltende und blutige Kampf gegen einen Feind von überlegener Stärke machte es den Kasachen unmöglich, eine Nation und einen Staat zu bilden. Er hatte die Khanate so geschwächt, daß sie nicht in der Lage waren, einer neuen Gefahr, die sie zu Beginn des 18. Jahrhunderts von Norden und Westen her bedrohte, auch nur den geringsten Widerstand entgegenzusetzen: dem russischen Reich.

Das Vordringen Rußlands unterschied sich von den Einfällen der Oiraten völlig. Es ging langsam, aber konsequent vor sich und wurde von der Errichtung von Forts begleitet: Omsk wurde im Jahr 1716, Semipalatinsk 1718, Ust-Kamenogorsk 1719, die befestigte Linie am Irtysch zwischen 1732 und 1757, Orsk 1735 und die befestigte Linie am Ischim zwischen 1752 und 1755 erbaut. Die Kasachen-Khane dachten keineswegs daran, sich den Russen zu widersetzen, sondern suchten immer wieder deren Schutz gegen die Oiraten – aber stets vergebens. Im Jahre 1731 nahm die Kleine Horde, 1740 die Mittlere Horde und 1742 ein Teil der Großen Horde den russischen Schutz an, der zumindest im Anfang rein nominell blieb.

Während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unternahmen die Khane der Mittleren Horde, die am wenigsten durch den Kampf mit den Oiraten gelitten hatten, einen letzten Versuch, das Kasachen-Gebiet wiederzuvereinigen und auf seine frühere Höhe zurückzubringen. Der Khan Abu'l Khair dehnte seine Macht auf die Kleine Horde und einen Teil der Großen Horde aus. Im Jahre 1737 griff er sogar Baschkirien an, das sich damals in russischen Händen befand, und 1740 nutzte er den Sieg Nadir Schahs über Chiwa aus, um zeitweilig die Hauptstadt zu besetzen und sich selbst zum Khan von Chiwa zu erklären. Nach seinem Tod

im Jahr 1749 griff sein Sohn Nur 'Ali die russischen Grenzposten an. Als jedoch sein Nachfolger Ablai Khan versuchte, die Große Horde seinen Besitzungen anzugliedern, stieß er mit den Mandschus zusammen, die als Nachfolger der Oiraten in der Dsungarei die Kasachen-Khane als ihre Vasallen ansahen. 1771 wurde Ablai Khan gezwungen, dem Mandschu-Kaiser Treue zu schwören.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war das Kasachen-Gebiet, das auf drei Seiten völlig von den zwei Großmächten Rußland und China umgeben war und an seinen südlichen Grenzen durch die Emirate von Turkestan bedroht wurde, unter ein doppeltes Protektorat gestellt: unter das russische im Westen und das mandschurische im Osten. Dies war das Ende seiner Unabhängigkeit. Wenn auch einerseits das mandschurische Protektorat nur dem Namen nach bestand und kaum spürbar war, so wurde andererseits das russische Protektorat nach und nach in wirklichen Besitz umgewandelt. Das Ende des 18. und der Beginn des 19. Jahrhunderts sind in allen drei Horden durch soziale Unruhen gekennzeichnet, die die Form von Stammesrevolten gegen die Autorität der Khane und Sultane, aber auch gegen ihre russischen Beschützer annahmen, wie dies zum Beispiel bei der großen Rebellion Batyr Sryms in den Jahren 1792 bis 1797 der Fall war. Die Autorität der Khane vermochte diese Zeit des Umbruchs nicht zu überleben. Als die Russen sich zu direktem Eingreifen entschlossen, stießen sie nicht auf den geringsten Widerstand. Die Beseitigung der Autorität der Khane durch die Russen begann bei der Kleinen Horde, deren letzter Herrscher, Schir-Ghazi, 1822 nach Orenburg beordert wurde; 1824 wurde das Khanat der Kleinen Horde beseitigt. Im Jahre 1848 kam die Große Horde an die Reihe. Danach begann für die Kasachenstämme, die einst der Schrecken ihrer Nachbarn gewesen waren, eine neue Phase ihrer Geschichte: ein anhaltender Kampf ums Überleben.

DIE KIRGISENSTÄMME: Die Geschichte der Kirgisenstämme, die früher im Unterschied zu den damals noch »Kirgisen« genannten Kasachen »Kara-Kirgisen« hießen, ist von der ihrer kasachischen Nachbarn völlig verschieden.

Die Kirgisen bewohnten das Gebiet des T'ien-schan-Gebirges und stammten von verschiedenen türkischen Stämmen ab, z.B. den Türgesch und den Qarluq, die zur Zeit des Mongolenreiches mongolisiert worden waren. Mit diesen hatten sich die Kirgisen vom oberen Jenissei vermischt, die seit dem Hochmittelalter nach und nach in ganzen Clänen in das T'ien-schan-Gebiet eingedrungen waren. Während des 13. Jahrhunderts wurden sie ein Teil von Tschaghatais *Ulus*. Die rein nominelle mongolische Oberherrschaft berührte die ausgesprochen archaische Sozialstruktur dieser Stämme kaum. Sie hatten niemals absolute Herrscher gekannt. Ihre Clane wurden von »Ältesten« (*Beis* oder *Manaps*) regiert. Der Islam hatte sich bei ihnen erst sehr spät – im 18. Jahrhundert – verbreitet und nur oberflächliche Spuren hinterlassen.

Seit dem 14. Jahrhundert bildete dieses Gebiet einen Teil des Khanats Moghulistan, das zunächst von Timur verwüstet und dann erobert worden war, aber nach seinem Tod unter den Tschaghatai-Herrschern Vais Khan (gest. 1428),

Esen-buqa (1434–1462) und Yunus (1462–1487) eine neue Blüte erlebte. Selbst auf der Höhe seiner Macht war es dem Kasachen-Khanat niemals gelungen, seine Autorität auf die Kirgisenstämme auszudehnen. Eine Ausnahme bildet eine kurze Periode unter Haqq Nazar. Als die Oiraten Galdans das Khanat von Moghulistan vernichteten, verwüsteten sie gleichzeitig in den Jahren zwischen 1683 und 1685 das T'ien-schan-Gebiet und besetzten es dann. Bestimmte Kirgisenstämme wanderten daraufhin in die Gebiete um Jarkend, Chotan und Kaschgar in Ostturkestan aus. An ihrer Stelle siedelten die Oiraten 1702 den größten Teil der Jenissei-Kirgisen in das T'ien-schan-Gebiet um. Nach der Vernichtung des Oiratenreiches durch die Mandschus im Jahr 1758 wurden die Kirgisenstämme zwar nominell chinesische Vasallen, erlangten jedoch in Wirklichkeit ihre Freiheit zurück. Vom Beginn des 19. Jahrhunderts an wurde der südliche Teil des eigentlichen Kirgisien, das Ferghana-Tal, durch das Khanat von Kokand erobert. Es folgte nun eine Zeit der Wirren, in der die unabhängigen Stämme versuchten, das Joch der turkestanischen Verwaltung abzuschütteln.

Im Jahre 1855 begannen die Russen in Kirgisien zu intervenieren. 1862 nahm Rußland die Festung Pischpek in Besitz und eroberte den ganzen Norden des eigentlichen Kirgisien. Der Süden wurde erst 1867 nach der Beseitigung des Khanats von Kokand annektiert. Die Eroberung dieses Gebiets wurde 1876 mit der Besetzung des Alai-Tales abgeschlossen. Ein kleiner Teil der Kirgisen wanderte damals in den Pamir und nach Afghanistan aus.

11. Das Timuridenreich und die Eroberung von Mawarannahr durch die Usbeken

Über die Geschichte Moghulistans und der Kasachensteppen seit der Auflösung des Reiches Tschingis Khans bis zum Vordringen Rußlands und Chinas in diese Gebiete ist in den zwei vorhergehenden Kapiteln berichtet worden. Wir müssen nun noch einmal in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zurückkehren, um den Verlauf der Ereignisse in Mawarannahr und besonders das Leben Timurs zu betrachten, dessen Name in den vorhergehenden Kapiteln erwähnt worden ist, und zwar in Zusammenhang mit seiner Auseinandersetzung mit Toktamisch, dem Herrscher der Goldenen Horde, und mit seinen Einfällen in das Gebiet von Moghulistan. Timur, einer der größten und verheerendsten Eroberer der Geschichte, dessen Persönlichkeit Christopher Marlowe in seinem Werk *Tamburlaine the Great* (1587–1588) dem Europa des 16. Jahrhunderts zutreffend vor Augen gestellt hat, wurde 1336 in der Nähe von Schachrisjabs geboren. Sein Vater Taraghai war ein türkischer Emir vom Clan der Barlas, ein frommer Moslem und ein Freund der Gelehrten und Derwische. Wie Tschingis Khan verbrachte auch Timur seine Jugend als Führer einer Schar von Abenteurern und Freibeutern, die sich mitunter wohl kaum von Banditen unterschieden, und machte sich einen Namen als wagemutiger, einfallsreicher und intelligenter Führer. Während der sechziger Jahre des 14. Jahrhunderts verschaffte er sich eine

große militärische Gefolgschaft und eine ungewöhnlich starke Position unter den Emiren und Häuptlingen der tschaghatai-türkischen Clane, die seit den mongolischen Eroberungen vor anderthalb Jahrhunderten Mawarannahr beherrschten. Mit dem fortschreitenden Niedergang des tschaghataischen Herrscherhauses waren sie bestrebt, mit Hilfe von Marionettenkhans, die sich nur durch ihre Abstammung von Tschingis Khan auszeichneten, zu regieren. Gegen 1369/70 war Timur de facto Herrscher über Mawarannahr, wenn auch weiterhin im Namen des regierenden Tschaghatai-Khans, zuerst Suyurghatmischs (1370–1388) und danach seines Sohnes Sultan Mahmud (1388–1403?) Münzen geprägt und die *Khutba* gelesen wurde.¹ Nachdem Timur dem tschaghataischen Adel rücksichtslos seine Macht aufgezwungen und alle potentiellen Rivalen aus dem Wege geräumt hatte, machte er Mawarannahr zum Zentrum seines weit ausgedehnten Reiches und zur Basis seiner Feldzüge gegen seine Nachbarn. Samarkand, die Stadt, die er offensichtlich allen anderen vorzog, wurde seine Hauptstadt. Die Gärten und Bauwerke, mit denen er sie verschönte, sind von Clavijo, dem Botschafter Heinrichs III. von Kastilien, beschrieben worden, der sie im Jahr 1403 persönlich gesehen hat. Der »Gur Emir« und die »Bibi Khanum« sind heute noch Zeugnisse seiner verschwenderischen Bautätigkeit.

Die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts war für die Bildung eines neuen Zentralreiches besonders günstig. Der Tschaghatai-*Ullus* hatte sich völlig aufgelöst. Während sich Mawarannahr seit dem Tod Tarmaschirins im Jahr 1334 in einem Zustand der Anarchie befand, wurde jetzt auch das Khanat von Moghulistan, das unter Tughluq-Timur (1348–1362/63) ein mächtiger Staat gewesen war, das Opfer sich befehlender Emire. Im Dascht-i Kiptschak erlebte die Goldene Horde zwischen dem Tod Dschani Beks im Jahr 1357 und dem Emporkommen Toktamischs um 1381 eine Reihe ähnlicher Zwistigkeiten. In Iran folgte auf den Tod des Ilkhans Abu Sa'id im Jahr 1335 der schnelle Verfall seiner Dynastie. Chorassan war in die Hände der Kartiden-Herrscher von Herat übergegangen, während im Westen die starke Dynastie der mongolischen Dschalairiden, die Timurs unversöhnlichste Gegner werden sollten, von Täbris und Bagdad aus regierten. Die Tughluq-Sultane von Delhi, die in Indien auf Sultan Firuz (1351–1388) folgten, waren völlig unbedeutend. In den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts sah sich Timur von auseinanderfallenden Staaten und geschwächten Dynastien umgeben, ähnlich wie Tschingis Khan zwei Jahrhunderte vorher.

Es ist hier nicht möglich, eine detaillierte Darstellung der militärischen Erfolge Timurs zu geben, aber die folgende Übersicht über seine Feldzüge läßt die große Energie und die organisatorischen Fähigkeiten ahnen, mit denen er seine Eroberungen durchführte:

um 1370–1380 Eine Periode der Konsolidierung in
Mawarannahr. Feldzüge in Moghulistan

und Chwaresm
 um 1380–1382 Einfall in Chorassan. Einnahme
 von Herat
 um 1383 Feldzüge in Chorassan und Seistan
 um 1384–1385 Feldzüge im westlichen Chorassan, in
 Massanderan und in Westiran. Einnahme
 von Rai und Sultanijeh
 um 1386–1388 Feldzüge in Luristan, Aserbeidschan,
 Georgien, Ostanatolien und Fars.
 Plünderung von Isfahan und Erstürmung
 von Schiras (1387) 1388–1391
 Feldzüge gegen die Goldene Horde.
 Plünderung von Urgentsch (1388)
 um 1392–1394 Feldzüge in Fars, Mesopotamien,
 Anatolien, Georgien. Erstürmung
 von Bagdad (1393)
 um 1395 2. Feldzug gegen die Goldene Horde
 um 1398–1401 Einfall in Nordindien. Plünderung von
 Delhi (1398). Feldzüge gegen Georgien,
 gegen die Dschalairiden und die
 Mamelucken von Ägypten. Einnahme von
 Sivas und Aleppo (1400). Plünderung
 von Damaskus und Bagdad (1401)
 um 1402 Niederlage und Gefangennahme des osma-
 nischen Sultans Bajezid I. in Ankara.
 Plünderung von Bursa und Izmir
 um 1404–1405 Geplanter Einfall in China. Tod
 Timurs (1405)

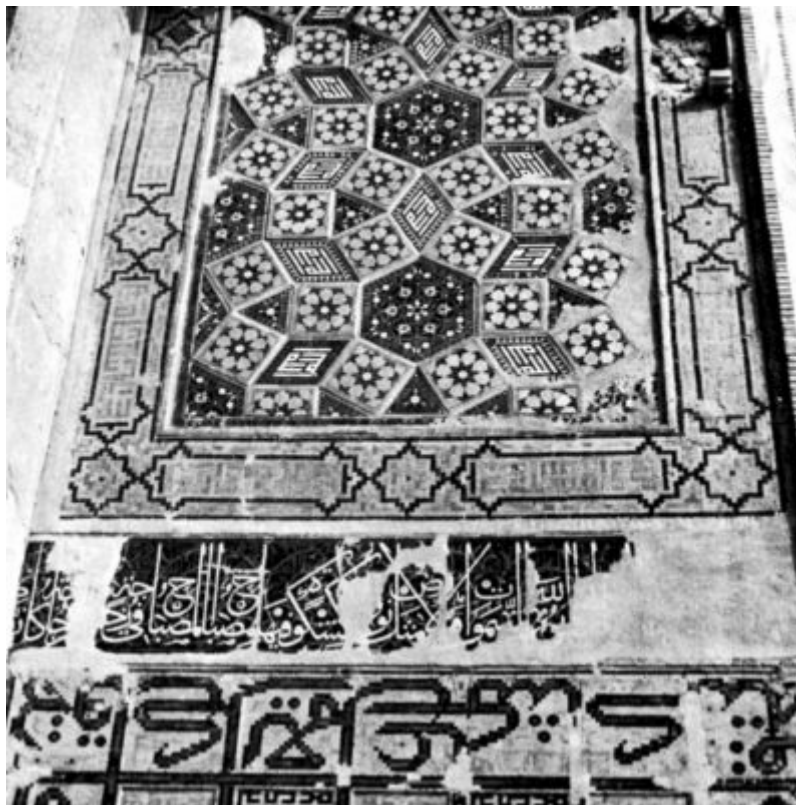
Dieses chronologische Gerippe kann weder dem außerordentlichen militärischen Genie, das es widerspiegelt, gerecht werden, noch die entsetzlichen Leiden veranschaulichen, die die Feldzüge mit sich brachten, die wahrscheinlich mit größerer Grausamkeit geführt wurden, als dies je bei einem anderen Feldzug ähnlichen Ausmaßes der Fall gewesen sein dürfte.² Man muß vermuten, daß Timur danach strebte, das Reich Tschingis Khans wiederzuerrichten, dessen Andenken unter den Stämmen Innerasiens immer noch lebendig war. Durch seine Methoden der Kriegführung, seine Taktik und durch die Nomadentruppen, die er im Feld befehligte, muß er mehr einem mongolischen Khan des 13. Jahrhunderts geglichen haben als einem mohammedanischen Herrscher seiner Zeit. Er selbst war offensichtlich sehr darauf bedacht, seine Verbindung mit den Tschingiskhaniden zu betonen. Nach seiner Heirat mit der Tochter des Tschagha-tai- Khans Qazan nahm er den Titel »Schwiegersohn« an, der auf seinen Münzen erscheint und der ihn mit den Tschaghatai-Herrschern, die von Tschingis Khan abstammten, verband. Dem gleichen Zweck diente seine Heirat mit einer Tochter von Khizr-Chodscha, dem Herrscher von Moghulistan. Doch Timurs Leben ist durch folgendes Paradoxon gekennzeichnet: Einerseits

gewann er seine Siege als Führer nomadischer oder halbnomadischer Truppen, die stets die treibende Kraft zur Bildung der zentralasiatischen Reiche waren und die er für seine Ziele geschickt auszunutzen verstand; andererseits, und mit wachsendem Alter immer mehr, förderte er auch den Einfluß der iranisch-islamischen Kultur auf die türkisch-mongolischen Völker. Wenn er deshalb auch seinen Opfern in Herat, Schiras oder Bagdad als barbarischer »Tatar« erschien, war er dennoch auch ein frommer und sogar abergläubischer sunnitischer Moslem, ein großzügiger Förderer der *Sufis*, *Scheiche* und *Derwische* und ein Patron der iranischen Kunst und Literatur, der die Freuden des iranischen Stadtlebens voll auszukosten wußte. Sein Hof in Samarkand war, nach der Beschreibung von Clavijo zu urteilen, von den Feldlagern der Kriegsherren aus der Dsungarei oder dem Siebenstromland sehr verschieden und bot ein Beispiel für die Schnelligkeit, mit der es dem Iran gelang, diesen wildesten seiner Eroberer zu zähmen.

Im Vergleich zu Tschingis Khan war Timur eine kultiviertere, dafür aber weniger positive Persönlichkeit. Wenn er auch als Krieger und Anführer von Kriegern Tschingis Khan ebenbürtig war, als Erbauer eines Weltreiches fehlte es ihm jedoch an dem klaren Blick und dem logischen Verstand des großen mongolischen Eroberers. Timurs Feldzügen scheint kein eindeutiges strategisches Konzept zugrunde gelegen zu haben, kein Plan einer ökumenischen Regierung, keine Vorstellung von einer geordneten Zukunft, wie sie sich in der Verkündung des *Yassa* ausgedrückt hatte, und kein Sinn für Dauer. Sogar wirtschaftliche Beweggründe scheinen kaum eine große Rolle gespielt zu haben. Die Eroberungen Timurs förderten auch nicht die Verbreitung menschlichen Wissens oder das Bewußtsein von einer weiteren Welt, wie es das Ergebnis von Tschingis Khans Eroberungen gewesen war. Die Brüchigkeit des Timuridenreiches zeigte sich schon unmittelbar nach Timurs Tod in Otrar im Jahr 1405. Er hatte keine Nachfolgebestimmungen hinterlassen, die vermocht hätten, die Unversehrtheit seiner Eroberungen zu sichern, wie Tschingis Khan es getan hatte. Von nun an zerfiel das Reich sehr schnell in einzelne Königtümer, während sich die ständig wachsende Zahl kleiner Herrscher, die Timurs Nachkommen waren, rücksichtslos um kleine Teile aus dem einstigen großen Erbe stritt.

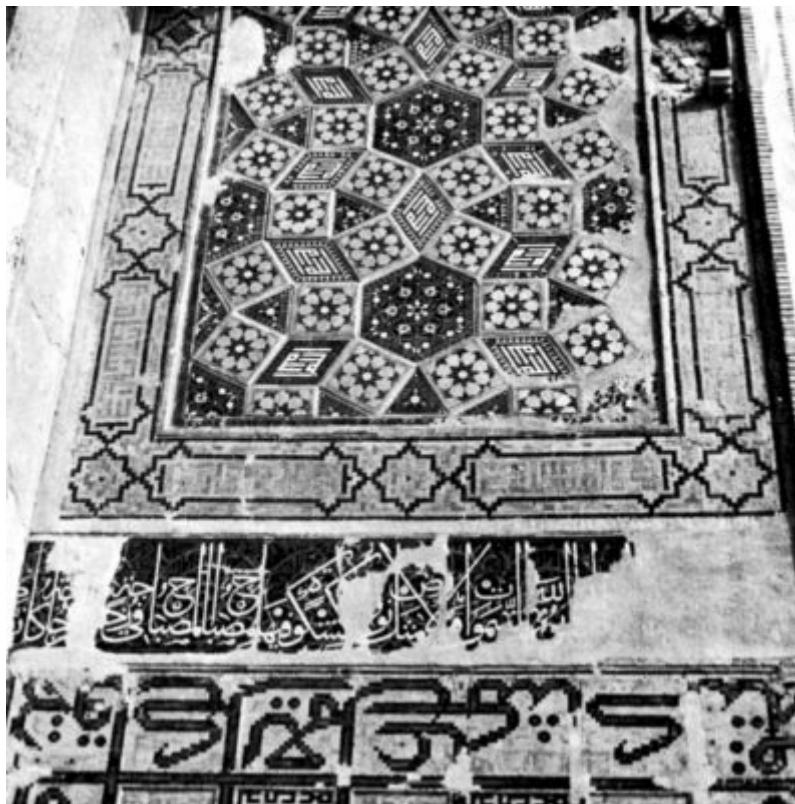
Von Timurs vier Söhnen starben Dschahangir, 'Umar Scheich und Miranschah bereits vor ihrem Vater. Die Herrschaft ging auf den vierten Sohn, Schah Ruch, über, dessen lange Regierungszeit (1405–1447) nach den fast ununterbrochenen Feldzügen seines Vaters eine Periode der Konsolidierung und der verhältnismäßigen Ruhe war. Als frommer Moslem und leidenschaftlicher Verehrer der iranischen Kultur machte Schah Ruch aus Timurs zentralasiatischem Staat ein orthodoxes islamisches Sultanat, dessen Zentrum Chorassan war. An die Stelle Samarkands trat als Reichshauptstadt Herat. Mawarannahr wurde Schah Ruchs Sohn Ulugh Beg anvertraut. Schah Ruchs Hauptsorge galt Westiran, wo die Sicherheit des Reiches ganz offensichtlich am

meisten bedroht war. Dort, und insbesondere in Aserbeidschan, war nach dem Ende der Dschalairiden-Herrschaft ein gefährliches Vakuum entstanden, das während des 15. Jahrhunderts von zwei mächtigen turkmenischen Konföderationen ausgefüllt wurde: zunächst von den Qara-qoyunlu, den früheren Vasallen der Dschalairiden aus der Gegend nordöstlich des Van-Sees, und danach von den Aq-qoyunlu aus dem Gebiet von Diyarbekir. Gegen die Qara-qoyunlu hatte Schah Ruch nur begrenzten Erfolg, so daß zur Zeit seines Todes Westiran nicht länger als ein Teil des Timuridenreiches angesehen werden konnte.³ In seinem restlichen Herrschaftsgebiet war Schah Ruchs Ansehen jedoch ungemein groß. Mit Unterstützung seiner Lieblingsfrau Gauhar Schad opferte er viel Geld und Energie für die Förderung von Künstlern und Schriftstellern, für die Unterstützung der geistlichen Schichten, die Einrichtung religiöser Stiftungen und den Bau von Heiligengräbern, Moscheen und Hochschulen. Der verfeinerte architektonische Geschmack dieser Zeit ist in den noch erhaltenen frühen Timuriden-Bauten in Herat, Tadjabad, Torbat-i Scheich Dscham, Chardschird und Meschhed bewahrt (Abb. 21). Von Schah Ruchs Kindern war Baisunqar, der Gouverneur von Astarabad, einer der größten Bibliophilen der Geschichte, ein scharfsinniger Förderer der Kalligraphen und Miniaturenmalers, während der Name Ulugh Begs, des Gouverneurs von Mawarannahr, untrennbar mit seinen astronomischen Tabellen und seinem Observatorium in Samarkand verbunden ist.



© Abb. 21: Ziegelarbeiten der Timuriden-Zeit: Gazar Gah in Herat. 1428/29

Schah Ruchs Tod war das Signal für den Beginn einer Reihe heftiger Kämpfe um den verwaisten Thron. Zwischen 1447 und 1449 war Ulugh Beg nomineller Herrscher des Reiches, doch wurde er von Rivalen oder potentiellen Rivalen bedroht, sogar von seinem eigenen Sohn, 'Abdul-Latif, der sicher auch bei Ulugh Begs Tod und dem eines anderen Sohnes, 'Abdul-Aziz, seine Hand im Spiel hatte. Kurz darauf wurde 'Abdul-Latif von seinem Vetter, 'Abdullah, einem weiteren Enkel Schah Ruchs, ermordet. 'Abdullah unterlag danach einem Enkel Miranschahs, Abu Sa'id, dessen Regierung in Mawarannahr und Chorassan (1451–1469) trotz der Kriege und Rebellionen, die seine Zeit charakterisieren, die zweite Phase der relativen Stabilität in der Geschichte der Timuridenherrschaft in Zentralasien darstellte. Abu Sa'id, einer der fähigsten unter den Timuriden, war bestrebt, die Derwisch-Orden, besonders die Naqschbandi, mit der gleichen Großzügigkeit zu fördern, wie dies Timur und Schah Ruch getan hatten. Gegen Ende seiner Regierungszeit beschloß Abu Sa'id aus Furcht vor der wachsenden Macht der Aq-qoyunlu, die Autorität der Timuriden in Aserbeidschan wieder geltend zu machen. Er wurde jedoch dort von Uzun Hasan (1466–1478) gefangengenommen und einem Sohn der Gauhar Schah übergeben, der ihn aus Rache für die Hinrichtung seiner Mutter im Jahr 1457 tötete.



© Abb. 22: Ein Timuridenfürst, Sultan Hussain Baichara von Herat (1470–1506)

Während der letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts ist nur die Regierung eines Timuridenherrschers von besonderem Interesse. Es war die Regierung Sultan Hussain Baicharas (Abb. 22), eines Urenkels 'Umar Scheichs. Nachdem sich dieser selbst zum Herrscher über Chwaresm und Gorgan gemacht hatte, eroberte er Chorassan und regierte von 1470 bis 1506 in Herat. Babur, der spätere Eroberer Indiens, hat uns einen detaillierten Bericht über Hussain Baichara und seinen Hof hinterlassen. Bei ihm ist Hussain Baichara als »schlitzäugig und von der Gestalt eines Löwen, von der Taille an nach unten schmal werdend« beschrieben.⁴ Zunächst scheint Hussain Baichara den Schiismus begünstigt zu haben, aber später wandte er sich der sunnitischen Orthodoxie zu, obgleich er nie fastete und, nach Babur, vierzig Jahre lang täglich nach den Mittagsgebeten Getränke zu sich nahm. Er war ein hervorragender Soldat, galt als der größte Schwertkämpfer seiner Dynastie und liebte alle Arten von Sport: Widderkämpfe, Hahnenkämpfe, Taubenfliegen usw. Bei solch einem weltlich gesinnten Herrscher ist es nicht verwunderlich, daß die Einwohner von Herat im späten 15. Jahrhundert bei ihren Zeitgenossen als vergnügungssüchtig und ausschweifend galten. Hussain Baichara hat jedoch noch einen weiteren Anspruch darauf, in der Geschichte weiterzuleben. Sein Hof war ein überragendes kulturelles Zentrum, in dem Musiker, Maler und Gelehrte zusammenkamen und großzügige Gastfreundschaft erfuhren. Hussain Baichara war ein Gönner des letzten großen klassischen Dichters von Iran, Dschami. Auch viele Schriftsteller von geringerer Bedeutung erfreuten sich seiner Protektion, so die Historiker Mirkhwand und Khwandamir, Daulat Schah, der das berühmteste »Dichterleben« von Iran verfaßt hat, und Mir 'Ali Schir Nawa'i, mit dem die Entwicklung der tschaghataischen Literatur untrennbar verbunden ist und der ein Emir des Hofes war. Die literarischen Leistungen der späten Timuridenzeit wurden durch die Leistungen in den bildenden Künsten ergänzt. Was von den Bauwerken Hussain Baicharas erhalten geblieben ist, zeugt von einem ausgezeichneten dekorativen Geschmack, der durch die Miniaturen der späten Herat-Schule ergänzt wurde, die unter dem großen Bihzad eine unübertroffene Höhe der künstlerischen Vollendung und Verfeinerung erreichten. Dies traf überhaupt auch für die Kalligraphie, Buchbindekunst und Buchherstellung zu. Gefühlvoll charakterisiert Babur diese Regierungszeit folgendermaßen: »Die ganze bewohnbare Welt hat nie eine Stadt gesehen, die wie Herat unter Sultan Hussain Mirza war.«⁵ Und auf jene Zeiten zurückblickend, schrieb er mit Sehnsucht: »Dies war ein wunderbares Zeitalter; in ihm waren Chorassan und vor allem Herat voll von gelehrten und unvergleichlichen Männern. Welche Arbeit ein Mann auch ergriff, er war bemüht und bestrebt, sie zur Vollendung zu bringen.«⁶

Während Herat unter der Herrschaft Hussain Baicharas eine Zeit der Blüte erlebte, war Mawarannahr der Schauplatz ständiger Zwistigkeiten unter den übrigen Nachkommen Timurs, in die selbst Babur verwickelt war, der durch

seinen Großvater väterlicherseits, Abu Sa'id, von Timur und durch seinen Großvater mütterlicherseits, Yunus Khan, von Tschingis Khan abstammte. Während Babur und seine Vettern um die Throne von Ferghana und Samarkand kämpften, hatte sich zwischen dem Syr-darja und dem Amu- darja eine gewaltige neue Macht gebildet: die Usbeken unter Muhammad Schaibani, dem Enkel des unglücklichen Abu'l Khair, durch den er zugleich auch ein Nachkomme Tschingis Khans war.

Muhammad Schaibani wurde um das Jahr 1451 geboren. Beim Tod seines Vaters und seines Großvaters in den Jahren 1468/69 ohne Schutz zurückgeblieben, war er gezwungen, das Leben eines Freibeuters zu führen, bis er schließlich in die Dienste Mahmud b. Yunus', des Khans von Moghulistan, trat. Nachdem er schnell seinen Ruf als Führer der mächtigen Usbekenclane, die bei Abu'l Khairs Tod versprengt worden waren, begründet hatte, riß er nach und nach die kleinen Fürstentümer an sich, die als Rest von den ursprünglichen Eroberungen Timurs übriggeblieben waren. Die letzte Generation der Timuridenprinzen befehdete sich untereinander derart, daß sie unfähig war, gegen den Usurpator eine geschlossene Front zu bilden. Der einzige Herrscher aber, der noch die Mittel hatte, um Muhammad Schaibani zu vernichten, Hussain Baichara, raffte sich niemals dazu auf, seinen bedrohten Verwandten zu helfen. Um 1500 war daher Muhammad Schaibani, nachdem er in diesem Jahr Buchara, Karschi und Samarkand erobert hatte, unumschränkter Herrscher über Mawarannahr. Ein zeitweiliger Rückschlag folgte, als Babur im Triumph nach Karschi und Samarkand zurückkehrte, aber es gelang ihm nicht, die Usbeken aus Buchara zu vertreiben. Muhammad Schaibani unternahm von dort aus eine Gegenattacke und vertrieb Babur in einer harten Schlacht bei Sar-i-Pul. Mawarannahr war somit wieder einmal in den Händen der Usbeken. Muhammad Schaibani dehnte seine Eroberungen sogar noch weiter aus, indem er Balch und Kundus eroberte, während ihm die Niederlage seines früheren Schutzherrn Mahmud Taschkent und das Ferghana-Tal einbrachte. In den Jahren 1505/06 besetzte er Chwaresm, das Hussain Baichara gehörte.

Der Angriff auf Chwaresm zeigte, daß Muhammad Schaibani stark genug war, dem letzten großen Timuridenherrscher gegenüberzutreten, aber im Jahr 1506 starb Hussain Baichara. Seine beiden unfähigen Söhne errichteten eilig in Herat ein schwächliches Kondominium. Babur, der gerade dabei war, sich in Afghanistan ein neues Fürstentum zu schaffen (1503 Badachschan; 1504 Kabul; 1507 Kandahar), eilte nach Herat, um seinen Verwandten bei der Abwehr des drohenden Angriffs der Usbeken zu helfen, aber er fand dort ein solches Maß an Unfähigkeit vor, daß er weiteren Widerstand für unmöglich hielt. Er zog sich angeekelt zurück, wobei er Sa'adis Ausspruch zitierte, daß zwar zehn Derwische unter einer Decke schlafen, jedoch nicht zwei Könige miteinander ein Land teilen können. Muhammad Schaibani rückte praktisch ungehindert nach Herat vor, wo er sich die angehäuften Reichtümer der vorherigen Dynastie aneignete. Sobald er jedoch im Besitz der Stadt war, ließ er ungewöhnliche Milde walten, vielleicht in

der Hoffnung, den letzten Sultan sowohl als hochherzigen Eroberer wie auch als Mäzen in den Schatten zu stellen. Wenn man Baburs Bericht Glauben schenken darf, versuchte er sogar, Bihzad im Malen zu unterrichten.

Kabul war nun die letzte Zufluchtsstätte der Timuriden. Als Muhammad Schaibani in südlicher Richtung bis Kandahar vordrang, wo die regierende Arghuniden-Dynastie, Nachkommen des Ilkhans Arghun, bei seinem Herannahen floh, muß dies den Anschein erweckt haben, als beabsichtigte er, Kabul einzunehmen und sogar bis nach Indien zu marschieren. Aber das Tempo seiner Eroberungen erforderte Zeit zur Konsolidierung. Jenseits des Syr-darja bildete die wachsende Macht der Kasachen unter Burunduk Khan (1488–1509) und Kasym Khan (1509 bis 1518) eine ständige Bedrohung Mawarannahrs, während in Iran der Aufstieg Schah Isma'il (1502–1524), des Begründers der Safawiden-Dynastie, die Situation noch weiter komplizierte. Die Eroberung Herats durch Muhammad Schaibani hatte Chorassan den einfallenden Usbeken ausgesetzt, die Meschhed, Turbet-i-Scheich Dscham, Nischapur, Sebsewar und sogar Damgan und Kirman plünderten. Tatsächlich stellten Zentral- und Ostiran seit dem Zerfall des Timuridenreiches ein Vakuum dar. Man durfte vermuten, daß die Usbeken sowie andere Eindringlinge aus dem Nordosten es schnell ausfüllen würden. Aber Schah Isma'il konnte weder den Verlust Chorassans und seiner reichen Städte kampflos hinnehmen, noch ohne Gefahr für sein Ansehen einem Feind erlauben, bis Damgan im Westen oder bis Kirman im Süden vorzudringen. In dem Kampf zwischen diesen beiden bemerkenswerten Kriegern komplizierte darüber hinaus die Rivalität der Sekten das Problem noch weiter: Schah Isma'il personifizierte den schiitischen Glaubenseifer der Scheiche von Ardebil, und Muhammad Schaibani war wie alle Usbeken ein frommer Sunnit. Im Jahr 1510 fiel Schah Isma'il in Chorassan ein und eroberte Meschhed, ohne auf Widerstand zu stoßen. Über die Bewegungen, die Muhammad Schaibani in den vorhergehenden Monaten ausführte, wissen wir nichts Genaueres, doch scheint er einen raschen und erfolgreichen Feldzug gegen die Kasachen unternommen zu haben, auf den noch ein zweiter, von seinem Sohn geleiteter Feldzug folgte, der mit einer Katastrophe endete.⁷ Wahrscheinlich stand er Schah Isma'il mit erschöpften und demoralisierten Truppen gegenüber. Die Armeen trafen im Dezember 1510 in der Nähe von Merw aufeinander. Nach einem heftigen Kampf wurde Muhammad Schaibani besiegt und getötet. Schah Isma'il befahl, seine Hirnschale zu vergolden und aus ihr eine Trinkschale zu machen. Die mit Stroh ausgestopfte Kopfhaut sandte er dem osmanischen Sultan Bajezid II., dem nominellen Verbündeten der Usbeken gegen die Safawiden (oder, nach einem andern Bericht, dem Mamelucken-Sultan von Ägypten). In Merw erinnerten ganze Pyramiden von Totenschädeln an den Sieg des Schahs.

Dies war das Ende Muhammad Schaibanis, eines hervorragenden Soldaten in der großen Tradition der zentralasiatischen Eroberer. Er war auch ein Mann von bemerkenswerter Bildung und Vielseitigkeit. In seiner tschaghatai-türkischen Muttersprache schrieb er sowohl ausgezeichnete Gedichte als auch

Unterweisungen im mohammedanischen Glauben, die für seinen Sohn und seine Truppen gedacht waren. Auch mit dem Arabischen und Persischen vertraut, verfaßte er sogar in letzterem schlechte Verse. Auf seinen Feldzügen führte er gewöhnlich eine Reisebibliothek mit sich. Obgleich ihn die Timuriden als Barbaren angesehen haben mögen, erfreute er sich ohne Zweifel der Gesellschaft von Dichtern, Gelehrten und Theologen. Besonders für letztere war sein Hof eine natürliche Zufluchtsstätte, wenn sie als Sunniten vor der schiitischen Herrschaft der Safawiden fliehen mußten.

Nach der Eroberung von Meschhed und nach seinem Sieg bei Merw eroberte das Safawidenheer Herat und Balch und machte den Amu-darja wieder einmal zur Grenze von Iran. Inzwischen eilte Babur, nun Schah Isma'îls Verbündeter, von Kabul nach Norden, überschritt den Amu-darja und marschierte im Triumph gegen die Städte Karschi, Buchara und Samarkand, die von den demoralisierten Usbeken schleunigst geräumt wurden. Im Jahr 1511 bereiteten ihm die Einwohner Samarkands, wo wieder ein Nachkomme Timurs regierte, einen begeisterten Empfang. Dieser Zustand hielt jedoch nicht lange an. Da Babur ein Schützling der Safawiden war, deren schiitische Truppen ihn nach Mawarannahr begleitet hatten, schwand seine Popularität, während die Usbeken, die jetzt von zwei energischen Befehlshabern, Dschani Bek, einem Vetter Muhammad Schaibanis, und 'Ubaidullah, dem Neffen des verstorbenen Eroberers, geführt wurden, die Situation ausnutzten, um wieder zum Angriff überzugehen. 'Ubaidullah rückte mit etwa 3000 Mann gegen Buchara vor, und Babur verließ Samarkand unverzüglich mit einer größeren Streitmacht, um sich ihm entgegenzustellen. Die Usbeken zogen sich, von Babur verfolgt, zurück, aber bei Kul-i Malik ging 'Ubaidullah in äußerster Bedrängnis zum Gegenangriff über und errang trotz der starken feindlichen Übermacht einen ruhmreichen Sieg (1512). Nachdem Babur nur acht Monate in Samarkand regiert hatte, verließ er die Stadt und floh nach Hissar. Von dort aus wandte er sich an Schah Isma'îl um Hilfe. Gemeinsam mit einem iranischen Heer von 60 000 Mann, das vom *Vakil* des Schahs, Emir Yar Ahmad Khuzani, geführt wurde, konnte Babur ohne Schwierigkeit Karschi zurückerobern, wo ein wildes Massaker stattfand, dem auch ein Vetter 'Ubaidullahs zum Opfer fiel. Die Befehlshaber des vereinigten timuridisch-safawidischen Heeres beschlossen nun, das Fort von Gadschdiwan zu belagern, in dem sich eine kleine usbekische Garnison befand, und dann gegen Samarkand vorzurücken. Dschani Bek aber konnte genügend Truppen aufbringen, um Samarkand zu entsetzen. In einer offenen Feldschlacht in der Nähe der Stadt errangen die Usbeken einen überwältigenden Sieg. Emir Yar Ahmad Khuzani wurde gefangengenommen und auf 'Ubaidullahs Befehl hingerichtet. Babur zog sich nach Kabul zurück, um nie wieder in Mawarannahr zu erscheinen. Bei den Feldzügen der Timuriden und Safawiden gegen die Usbeken spielte die Feindschaft zwischen Schiiten und Sunniten eine bedeutende Rolle, so daß sogar Mirza Muhammad Haidar Dughlat, ein Sunnit, aber auch ein Vetter Baburs und kein Freund der Usbeken, über Gadschdiwan schreiben

konnte: »Die Krallen des Islam verstauchten der Ketzerei und dem Unglauben die Hände, und der Sieg entschied für den wahren Glauben. Die siegreichen Winde des Islam überwandten die Banner der Abtrünnigen.«⁸

Im Jahr 1526 gewann Babur die Schlacht von Panipat, die ihm und seinen Nachkommen einen noch glanzvolleren Thron als bisher einbrachte: den Thron der »Großmoghulen« von Indien, wo Timuridenherrscher bis 1858 regierten. Von da an stand der Hof von Delhi mehrere Jahrhunderte lang durch den Strom von Soldaten, Beamten, Gelehrten, Künstlern, Abenteurern und Flüchtlingen aus den Gebieten nördlich des Hindukusch, die in Indien Reichtum und Ruhm suchten, in dauerndem Kontakt mit Zentralasien. Darüber hinaus gaben Baburs Nachfolger über ein Jahrhundert nach dessen Tod im Jahr 1530 nie völlig die Hoffnung auf, ihren verlorenen Thron in Samarkand zurückzugewinnen. Dieses Streben entsprang aber nur zum Teil dem Wunsch, in ihr altes Patrimonium zurückzukehren; es lag vielmehr auch in der Schwierigkeit begründet, die Nordwestgrenze gegen zwei so mächtige Nachbarn wie die Safawiden und Usbeken zu verteidigen. Dazu kam die Befürchtung, daß die Usbeken selbst versuchen könnten, Indien zu erobern, gleichfalls aber auch der Wunsch, die Handelsstraßen nördlich des Hindukusch zu kontrollieren und sich die Möglichkeit zu verschaffen, regelmäßig die Krieger und Pferde zu rekrutieren, die für eine in Indien herrschende Moslem-Dynastie von wesentlicher Bedeutung waren.

Dieser Traum kam der Verwirklichung niemals nahe. Nach Panipat war Babur völlig damit beschäftigt, seine Eroberung Nordindiens zu konsolidieren. Wahrscheinlich war er auch zu klug, um einen weiteren Zusammenstoß mit 'Ubaidullah zu riskieren. Seinem Sohn Humayun gelang es nur mit Mühe, die Eroberungen seines Vaters in vollem Umfang zu erhalten.⁹ Akbar (1556-1605) war vollständig von seinen Kriegen und von der Verwaltung in Indien beansprucht. Während seiner Regierung wurde Mawarannahr von einem der größten Schaibaniden, 'Abdullah II. (1583-1598) regiert, der Akbars timuridische Verwandte aus Badachschan und Tocharistan vertrieb. Wie es heißt, soll Akbar sogar zwischen 1585 und 1598 in Nordindien geblieben sein, da er einen Angriff der Usbeken auf Kabul und den Pandschab erwartete.¹⁰ Sein Sohn Dschahangir war wahrscheinlich zu träge, um einen Feldzug über die Nordwestgrenze hinaus in Erwägung zu ziehen. Dagegen hatte militärischer Ruhm eine starke Anziehungskraft auf Schahdschahan (1628-1659). Während seiner Regierung unternahmen die indischen Timuriden den letzten Versuch, ihre früheren Besitzungen in Zentralasien zurückzugewinnen. Die Eroberung von Balch in den Jahren 1646/47 war jedoch ein katastrophaler Fehlschlag. Es ist möglich, daß Schahdschahans Nachfolger Aurangzeb (1659-1707), der selbst an diesem Abenteuer teilgenommen hatte, sich der Erweiterung seines Herrschaftsbereiches im Dekhan zuwandte, zum Teil in der Erkenntnis, daß eine Expansion in Zentralasien im höchsten Maße unvorteilhaft war.¹¹ Mit Sicherheit bildeten die Feldzüge zur Rückeroberung Balchs, das von den Usbeken, und Kandahars, das

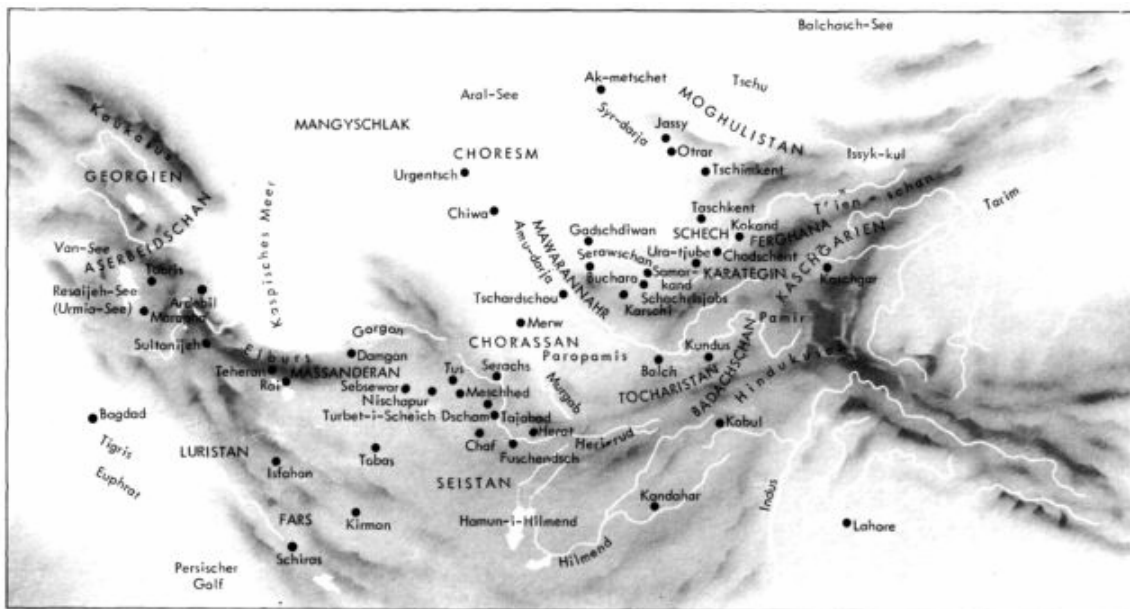
von den Safawiden besetzt war, eine ungeheure Belastung für die timuridische Staatskasse des 17. Jahrhunderts und trugen entscheidend zur allmählichen Schwächung der Dynastie in Indien bei. Aber die indischen Timuriden hörten niemals auf, sich ihrer Abkunft von Timur zu rühmen. Ihre Bibliotheken waren voll von Berichten über seine Eroberungen, die ihre Hofmaler reich illustriert haben. Die berühmten *Institutionen Timurs* wurden wahrscheinlich am Hof Schahdschahans geschrieben.

Für die Geschichte Zentralasiens war die Rolle der Timuriden politisch von geringer Bedeutung. Der Begründer der Dynastie, so groß er auch als Führer war, zerstörte weit mehr, als er schuf. Seiner Persönlichkeit fehlte die unwiderstehliche Faszination, wie sie von Tschingis Khan ausging. Seine Nachkommen, soweit sie in Mawarannahr und Chorassan geblieben waren, erwiesen sich als recht unfähige Herrscher, die es nicht fertigbrachten, ihre Familienstreitigkeiten zum Wohl der Dynastie einzuschränken. Vor der Eroberung Indiens war das administrative Talent der Familie noch nicht zutage getreten, aber dort herrschten sie ebenso ruhmreich wie jede andere Dynastie in der mohammedanischen Geschichte. Auf kulturellem Gebiet war der Beitrag der Timuriden in Zentralasien jedoch hervorragend. Sie prägten die letzte Glanzzeit der persischen Literatur und förderten die Entwicklung der tschaghataischen Dichtung und Prosaliteratur. Den großen Förderern der Künste, die diese Dynastie hervorgebracht hat, verdankt die Welt die zartesten Blüten der persischen Miniaturmalerei und ebenfalls die reiche und kostbare Ausstattung der Moscheen und Lehranstalten in Meschhed, Herat, Buchara und Samarkand. Von allen zentral-asiatischen Herrschern haben die Timuriden die eindrucksvollsten Denkmäler hinterlassen.

12. Die Schaibaniden

Zweimal war den Usbeken ein zentralasiatisches Reich aus den Händen gegliitten: beim Tod Abu'l Khairs in den Jahren 1468 / 1469 und beim Tod Muhammad Schaibanis in der Schlacht von Merw. Aber der Sieg von Gadschdiwan im Jahr 1510 glich fast alle Verluste wieder aus. Mawarannahr wurde in Lehngebiete für die wichtigsten schaibanidischen Stammesfürsten aufgeteilt. In Balch, Buchara, Samarkand, Taschkent und vielen anderen Städten wurden Lokalregierungen eingesetzt. Der älteste lebende Schaibaniden-Khan, Kütschküntschi, ein Onkel Muhammad Schaibanis, wurde als oberster Herrscher anerkannt. Kein anderer Name als der seine erschien auf den Münzen und wurde in der *Khutba* gelesen. Kütschküntschi regierte von 1510 bis 1530. Ihm folgte von 1530 bis 1533 sein Sohn Abu Sa'id, dessen Nachfolger 'Ubaidullah war. 'Ubaidullah war die einflußreichste Persönlichkeit unter den Usbekenherrschern seit dem Tod Muhammad Schaibanis. Unter seiner Führung wurde die Usbekenherrschaft in Mawarannahr schließlich konsolidiert.

'Ubaidullah wurde im Jahr 1476 geboren und unter Muhammad Schaibani mit der Statthalterschaft von Buchara betraut. Er erwarb sich einen Namen als vorbildlicher sunnitischer Herrscher, als Amateurgelehrter und als Patron der Dichter, ja er war sogar selbst ein berühmter Dichter. (Hasan-i-Rumlu, ein Schute, der die Usbeken verabscheute, gab zu, daß 'Ubaidullah in der Dichtkunst unvergleichlich war.¹) Darüber hinaus war 'Ubaidullah als einer der größten Krieger seiner Dynastie bekannt. Nachdem er schließlich die Timuriden aus ihren angestammten Ländern vertrieben hatte, fiel er Jahr für Jahr mit dem Ziel, dem Schaibanidenreich Chorassan einzuverleiben, in Iran ein. Es gelang ihm jedoch nicht, Schah Tahmasp (1524 bis 1576) zu besiegen. Dieser Mißerfolg sollte für die Zukunft Zentralasiens von entscheidender Bedeutung sein.² Die Safawiden begrenzten die usbekische Expansion auf die Gebiete südlich vom Amu-darja (oder, wenn dies unmöglich war, auf das Land nördlich vom Elburs und Paropamisos) und isolierten somit Mawarannahr mit Erfolg von der übrigen islamischen Welt, eine Isolierung, die sein geistiges und kulturelles Leben bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ersticken sollte. Es wird oft behauptet, daß Tschingis Khan und Timur zusammen den Wohlstand Chorassans vernichtet hätten. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Verwüstungen, die die Kriege zwischen den Safawiden und Usbeken im 17. Jahrhundert begleiteten, viel verheerender waren. Die folgende Übersicht über 'Ubaidullahs Feldzüge südlich vom Amu-darja vermittelt einen Eindruck von dem Elend, das durch die usbekischen Raubzüge, die vereinzelt bis in das 18. Jahrhundert fort dauerten, über die Städte und Ackerbausiedlungen Chorassans hereinbrach.



© Abb. 23: Mawarannahr, Chorassan und Westiran zur Zeit der Timuriden und Usbeken

Im Jahr 1515 fielen 'Ubaidullah und Dschani Bek in Chorassan ein. 1521 und 1524 versuchte 'Ubaidullah, Herat zu erobern. 1526 besetzte er Tus und Merw, während ein Sohn Dschani Beks Balch eroberte. 1527 stieß 'Ubaidullah noch weiter vor und marschierte in westlicher Richtung bis Astarabad und Bistam. Dann wandte er sich wieder nach Osten, um in der Nähe von Herat, das im folgenden Jahr wieder angegriffen wurde (1528), zu überwintern. 'Ubaidullah, der immer noch keine Erfolge erzielt hatte – vermutlich wegen der Unfähigkeit der Usbeken, einen Belagerungskrieg zu führen, und wegen des Mangels an Feuerwaffen –, erfuhr, daß Schah Tahmasp einen Vorstoß nach Chorassan plante, und zog sich nach Samarkand zurück, um sich Verstärkungen zu verschaffen. Dann kehrte er mit einer der vielleicht größten Armeen, die jemals den Amudarja überquert haben, nach Chorassan zurück. Der Sieg schien ihm sicher zu sein, da der Schah jung und unerfahren war. Als aber die beiden Armeen in der Nähe von Turbet-i-Scheich Dscham aufeinandertrafen (1529), erlitten die Usbeken eine vernichtende Niederlage. Nach der Vernichtung der iranischen Kavallerie durch die osmanische Artillerie bei Tschaldiran im Jahr 1514 hatten die Safawiden ihre eigene Artillerie verstärkt, so daß wahrscheinlich die Kanonen und Musketen der Safawiden außerordentlich zu der Verwirrung der Usbeken bei Turbet-i-Scheich Dscham beigetragen haben. Die Tatsache, daß die Usbeken nach und nach auf einen Platz unter den unbedeutenderen Militärmächten Asiens verwiesen wurden, hat sicher ihren Grund darin, daß sie es versäumten, die Bedeutung der Artillerie richtig einzuschätzen.³

Die Niederlage von Turbet-i-Scheich Dscham scheint 'Ubaidullah von seinem Wunsch, Chorassan in seine Hand zu bekommen, nicht abgebracht zu haben. Sobald die Safawiden wieder einmal im Westen beschäftigt waren, ging er erneut zum Angriff über. Er überschritt im gleichen Jahr (1529) wieder den Amudarja, drang in Meschhed ein und eroberte schließlich Herat, das aufs grausamste geplündert wurde. Im Jahr 1530, noch in Chorassan, erfuhr er, daß der Schah wieder auf dem Rückweg nach Osten war. Da ihm sein Suzerän, Abu Sa'id, der vermutlich nicht daran interessiert war, die Macht seines ehrgeizigen Verwandten zu vergrößern, seine Hilfe versagte, war 'Ubaidullah gezwungen, seine Eroberungen preiszugeben. In den Jahren 1532/33 hielt er sich jedoch wieder in der Nähe von Herat auf. Da es ihm aber nicht gelang, diese Stadt einzunehmen, marschierte er durch Meschhed, Sebsewar, Bistam und Astarabad nach Westen und zog sich dann beim Herannahen des Schahs zurück. 1535 wurde Herat eingenommen, erneut geplündert und dann, wie es beim Herannahen eines Safawiden-Heeres üblich war, verlassen. Vom Herrscher von Chwaresm im Jahr 1538 besiegt, starb 'Ubaidullah 1539 im Alter von dreiundsechzig Jahren und beendete damit ein Leben, das fast ganz von Feldzügen ausgefüllt war.

Mit 'Ubaidullah starb der einzige Führer, der fähig gewesen wäre, die einander bekämpfenden Usbeken-Clane zu einigen.



© Abb. 24: Ein Usbekenherrscher der Schaibaniden-Dynastie, 'Abdullah Khan von Buchara (1583–1598). Aus einer Miniatur der Buchara-Schule

Während der nächsten vierzig Jahre führten die Schaibaniden-Khane in dem Bestreben, ihre Lehen in unabhängige Fürstentümer umzuwandeln, unaufhörlich gegeneinander Krieg. Während der Regierungszeiten von Pir Muhammad I. (1556–1561) und Iskandar (1561–1583), zweier Söhne Nanibeks, trat ein neuer Führer auf, 'Abdullah b. Iskandar (Abb. 24), der seine Verwandten nach und nach ausrottete und sich ihre Lehen aneignete, während sein Onkel und sein Vater damit zufrieden waren, die Freuden der Oberherrschaft zu genießen, ohne deren Verpflichtungen zu haben. Als er schließlich unter dem Namen 'Abdullah II. (1583–1598) seinem Vater auf den Thron folgte, regierte er ein Gebiet, das ebenso groß wie das Muhammad Schaibanis war. Von nun an bewirkte die Ordnung, die er nach Jahrzehnten der Anarchie rücksichtslos durchsetzte, ein Wiederaufleben von Handel und Landwirtschaft, so daß bis ins 19. Jahrhundert, vor allem in Buchara, jede größere Leistung, derer man sich aus vergangenen Zeiten erinnerte, wie etwa die Errichtung der meisten Lehranstalten, Karawansereien, Brücken, Gärten und anderer Annehmlichkeiten in Mawarannahr, 'Abdullah Khan zugeschrieben wurde.

'Abdullah II. war nicht nur ein fähiger Herrscher, sondern auch ein großer Krieger, der die Grenzen seines Reiches nach allen Richtungen erweiterte. Er drang über den Syr-darja in die Kasachen-Steppen vor, setzte seine Autorität von

Astarabad im Westen bis Kaschgar im Osten durch und entriß den timuridischen Verwandten Akbars Badachschan und Tocharistan. Seine größten Siege errang er jedoch gegen die Safawiden. 1585 plünderte er Herat und Merw. 1588 – ein Jahr nach der Thronbesteigung von Schah 'Abbas (1587–1629) – griff er so entscheidend in Chorassan ein, daß er es seinen Verbündeten, den Osmanen, ermöglichte, ihren langen Krieg (1578–1590) gegen Iran mit einem sehr günstigen Frieden zu beenden. Im weiteren Verlauf wurde Schah 'Abbas 'Abdullahs gefährlichster Gegner, aber für die Zeit vorher ist die Liste der Städte in Chorassan, die von 'Abdullahs Truppen geplündert wurden – Herat, Fuschendsch, Turbet-i Scheich Dscham, Merw, Serachs, Meschhed, Nischapur, Sebsewar, Isfarayin, Tun, Tabas und Chwaf – ein sprechendes Zeugnis für den Weg, auf dem die Zerstörung des Nordostens von Iran durch die usbekischen Eroberer Mawarannahrs erfolgte.

'Abdullah war ein streng orthodoxer Herrscher und ging sogar so weit, die Philosophiestudenten aus Samarkand und Buchara zu vertreiben und eine Gesandtschaft zu Akbar zu schicken, um gewisse Gerüchte zu untersuchen, nach denen der Kaiser heterodox sein sollte.⁴ Zwar war 'Abdullah für die geistige Atmosphäre Bucharas im späten 16. Jahrhundert zu empfänglich, um ein Förderer der Gelehrsamkeit zu sein, doch zeigte er sich als ein geduldiger Finanzier der Architekten und Maler. Aber 'Abdullah erlebte den Beginn des Verfalls des Reiches, das er sich trotz der Pest, die Mawarannahr in den Jahren 1590 und 1591 heimsuchte, und trotz der Einfälle der Oiraten und der Rebellion seines Sohnes 'Abdul Mu'min geschaffen hatte. Ein Bündnis zwischen Chwaresm und Iran führte 1595/96 zur Eroberung Meschheds, Merws und Herats durch Schah 'Abbas. Das Erscheinen iranischer Truppen am Nordufer des Amu-darja symbolisierte das Ende der Schaibanidenherrschaft in Mawarannahr (allerdings nicht in Chwaresm, wo eine Seitenlinie herrschte). 'Abdullah starb im Jahr 1598. Weder 'Abdul Mu'min noch sein Vetter Pir Muhammad II. überlebten ihn länger als ein paar Monate. Der Thron ging dann auf den Gatten von 'Abdullahs Schwester, Dschani Khan, über, einen Nachkommen der früheren Khane von Astrachan, der ihn aber zugunsten seines Sohnes Bald Muhammad ablehnte. Mit Baki Muhammad (1599–1605) begann die Dschaniden- oder Astrachaniden-Dynastie.

Es war die große Leistung der Schaibaniden, Mawarannahr zur ständigen Heimat der Usbeken zu machen, aber der gleichzeitige Aufstieg der Safawiden-Dynastie in Iran und der feste Griff, mit dem die indischen Timuriden das Gebiet südlich des Hindukusch festhielten, machten es selbst den größten Schaibanidenherrschern unmöglich, die Eroberungen Timurs zu wiederholen. Statt dessen bildete sich ein Gleichgewicht der Kräfte zwischen diesen drei Dynastien, in dem die größere Beweglichkeit der Usbeken dadurch ausgeglichen wurde, daß sie es versäumten, Artillerie zu verwenden, wie dies die anderen taten. Die Schaibanidenherrscher strebten vor allen Dingen danach, Chorassan ihrem Reich einzuverleiben, aber das Ergebnis war ein anhaltender Krieg mit

den Safawiden, der als ein Konflikt zwischen Sunniten und Schiiten dargestellt wurde. Durch ihn wurden die Usbeken an der Syr-darja-Linie, wo sie als Hüter der Grenzländer und Vorkämpfer des Islam an die Stelle der Timuriden getreten waren, in ihrem dauernden Kampf mit ihren weniger zivilisierten, teilweise islamischen und viel beweglicheren Verwandten, den Kasachen, empfindlich geschwächt. Weder die Iranier noch die Usbeken erwiesen sich auf die Dauer als stark genug, um ganz Chorassan zu beherrschen. Dies hatte zur Folge, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Durranis aus Afghanistan Herat und Balch einnahmen. Gegen Ende des Jahrhunderts eroberte der Usbekenherrscher Schah Murad Merw, so daß Iran nur noch die südwestlichen Distrikte dieser Provinz verblieben. Diese Teilung wurde endgültig, als während des 19. Jahrhunderts die Grenzen festgelegt wurden. So kommt es, daß Chorassan heute zwischen Iran, Afghanistan und der UdSSR aufgeteilt ist.

Während des 16. Jahrhunderts wurde Mawarannahr unter den Schaibaniden von der übrigen islamischen Welt isoliert. Dies ist teilweise der konfessionellen Rivalität zwischen den Schaibaniden und den Safawiden zuzuschreiben, die die Beziehungen zu den sunnitischen Staaten jenseits von Iran sehr erschwerte, teilweise aber auch den Derwischorden, die der Verbreitung der höheren islamischen Kultur feindlich gegenüberstanden. Diese Orden wurden von den niedrigeren Volksschichten hoch verehrt, und zwar sowohl von den Oasenbewohnern als auch von den Nomadenstämmen. Einige dieser Orden, zum Beispiel die Naqschbandi, unterhielten sogar enge Beziehungen zu den herrschenden Stammesfürsten, die unzweifelhaft ihren Einfluß auf die lokale Bevölkerung dadurch festigten, daß sie sich mit religiösen Bewegungen des Volkes identifizierten. Gleichzeitig führte die vorwiegende Beschäftigung mit der Theologie auf Kosten anderer Gebiete in Zentren wie Buchara, dem *Qutb ul-Islam* (»Säule des Islam«), wo die Geistlichkeit, deren soziale Position durch ausgedehnten *Vaqf*-Grundbesitz gesichert war, ungeheuren Einfluß auf die politischen Ereignisse ausübte, zu einer Erstarrung des geistigen Lebens.

Die Stärke des religiösen Gefühls bei den Mohammedanern Zentralasiens dürfte ihre Wurzeln in ihrer gefährdeten Stellung an der verwundbarsten Grenze der islamischen Welt haben, jener Grenze, die die volle Wucht der mongolischen Invasionen des 13. Jahrhunderts, den fast ununterbrochenen Kampf der turkomongolischen Dynastien, die vom 13. bis zum 15. Jahrhundert folgten, und danach die Einfälle der ungläubigen Oiraten und der nur teilweise bekehrten Kasachen über sich ergehen lassen mußte. Für den Nomaden, der an der Grenze des *Dar-ul-Islam* lebte, aber auch für manchen Oasenbewohner kam es auf die gefühlsmäßige Wirkung des Islam an und nicht auf seine Theologie. So läßt die Verehrung, mit der er gewöhnlich die wandernden Derwische empfing, und seine Bereitschaft, ihren Behauptungen, geheimnisvolle Kräfte zu besitzen, Glauben zu schenken, vermuten, daß er sie bis zu einem gewissen Grad mit den Schamanen seiner Ahnen identifizierte und daß infolgedessen eher der Derwisch als der Stadt- oder Dorf-Mulla den Charakter des islamischen Lebens in den

Steppen bestimmte. Die Gründe dafür sind ziemlich klar. Anders als das gebildete Produkt der *Medresse*, der arabische Gelehrte, der sicher in seiner Orthodoxie, streng in seinem Gehorsam gegenüber der *Schari'at* und regelmäßig in seinen Waschungen war, konnte sich der wandernde Derwisch leicht eine persönliche Gefolgschaft unter unwissenden, halbbekehrten Nomaden verschaffen, die sich wahrscheinlich niemals über seine Unbildung, seine mangelnde Orthodoxie oder seine Vernachlässigung der persönlichen Sauberkeit beklagen würden, solange der Ruf seiner Heiligkeit und der Glaube an seine übernatürlichen Kräfte mit ihrer vorgefaßten Meinung, wie ein Geistlicher, das heißt also wahrscheinlich ein Schamane, zu sein habe, übereinstimmte. Seither lagen die Derwischklöster (*khan-qah*) häufig am Rand der Steppen in der Nähe der nomadischen Weidegebiete. Da die Derwische bei einigen der kriegereischsten Elemente unter der Bevölkerung Mawarannahrs Unterstützung fanden, trafen sie bei den gebildeten und höheren Klassen der Stadtbewohner nur auf wenig Widerstand gegen ihre Ansprüche. Denn diese hatten guten Grund, ihre Habgier und Feindschaft zu fürchten, die sogar mächtige Khane lieber zu beschwichtigen suchten.

Unter solchen Umständen leistete das mohammedanische Zentralasien während der Zeit der Usbekenherrschaft kaum einen positiven Beitrag zur islamischen Zivilisation, ausgenommen auf dem Gebiet der tschaghataischen Literatur. Unter den späten Timuriden hatte sich die tschaghataische Sprache schnell entwickelt, angeregt durch das Genie Mir 'Ali Schir Nawa'is. Um das 16. Jahrhundert war sie ein vollgültiges literarisches Ausdrucksmittel geworden, das ergänzend zum Persischen hinzutrat, wenn es auch dieses als Sprache der begüterten Klassen nicht ersetzen konnte. Die tschaghataische Dichtung wurde von den Schaibanidenherrschern eifrig gefördert, zum Beispiel von Muhammad Schaibani und 'Ubaidullah, die selbst recht bedeutende Dichter waren. Später entwickelte sich unter den Dschaniden und Mangiten auch eine beachtliche lokalhistorische Literatur.

In den bildenden Künsten dauerte die Blütezeit der timuridischen Kalligraphie, Dekorativkunst und Architektur während des größeren Teiles des 16. Jahrhunderts an. Als Muhammad Schaibani im Jahr 1507 Herat erobert hatte, bedeutete dies nicht das Ende der dort beheimateten Schule Bihzads. Doch wurde sie zerstreut. Während Bihzad und einige seiner Schüler an den Hof Schah Ismails in Täbris emigrierten, traten andere in die Dienste der Schaibaniden und wurden auf die Städte Mawarannahrs verteilt. Die Buchara-Schule des 16. Jahrhunderts zeichnet sich durch die Verwendung von Farben, durch ihre vollendeten Kompositionen und ihre Linienführung aus. Aber ihre Blüte war wahrscheinlich nur von kurzer Dauer. Vermutlich folgten auf die Flüchtlinge aus Herat nicht mehr als ein oder zwei Generationen wirklich fähiger Schüler.⁵ In der Architektur währte der Einfluß der Timuridenkunst viel länger, allerdings nicht auf einem vergleichbaren Niveau. Die Schaibaniden schmückten Buchara, Samarkand und andere Orte mit einigen schönen Moscheen und

Medressen. Wie bei den Timuriden war auch hier *Kaschikari* (die Verzierung der Vorderfronten mit bunten Ziegeln) die Hauptform der architektonischen Dekoration.⁶ Auf einem weniger bedeutenden Gebiet der Künste übertrafen die Schaibaniden ihre Vorgänger bei weitem. Im Vergleich zu den groben, nachlässig geprägten Münzen der Timuriden waren die Münzen der Schaibaniden sehr fein ausgeführt und zeigten strenge, jedoch elegante Muster. Man muß also wohl die Vorstellung, die Schaibaniden seien Barbaren gewesen – eine Ansicht, die wahrscheinlich auf die vielgelesenen *Memoiren* Baburs zurückzuführen ist –, als eine Übertreibung ansehen. Es ist wahrscheinlich, daß – zusammen mit ihrer religiösen Orthodoxie – das hohe kulturelle Niveau der Schaibaniden-Khane, ihre Liebe zur Literatur und ihre Förderung der Künste den Übergang von der Timuriden- zur Usbekenherrschaft für die Gebildeten in Städten wie Buchara und Samarkand verhältnismäßig erträglich machten.⁷

Unter den Schaibaniden und ihren Nachfolgern wurde die Bevölkerung Mawarannahrs überwiegend türkisch. Man darf wohl mit Recht annehmen, daß die Nomaden im Verhältnis zur sesshaften Bevölkerung zahlreicher wurden. Die iranische Kultur übte jedoch auch einen entscheidenden zivilisatorischen Einfluß auf die oberen Klassen aus. Ganz zu Anfang des 17. Jahrhunderts begannen viele usbekische Clane, die ursprünglich als nomadische Viehzüchter nach Mawarannahr gekommen waren, sich in den Oasen anzusiedeln, wo sie Bauern und sogar Stadtbewohner wurden, indem sie sich offensichtlich verhältnismäßig leicht an die tadschikische (iranische) oder türkische Bevölkerung dieses Gebietes anglichen. Bei den Einwohnern von Städten wie Buchara, Abkömmlingen der alten Oasenbewohner, die durch Generationen von Gefangenen aus dem Iran, Kriegsgefangenen oder Opfern von Sklavenzügen, verstärkt wurden, herrschte bis ins 19. Jahrhundert der iranische Rassentypus vor. Während es den Usbeken größtenteils gelang, sich dem landwirtschaftlichen und sogar dem kommerziellen Leben anzupassen, kämpften die Turkmenen, Karakalpaken, Kasachen und Kirgisen für die Erhaltung ihres traditionellen nomadischen Lebens als Viehzüchter und setzten ihre alten Streitigkeiten mit den Oasenbewohnern, die jetzt ebenso oft Usbeken wie Tadschiken waren, fort.

Die Usbekenherrschaft in Mawarannahr fiel mit dem ständigen Rückgang des transkontinentalen Karawanenhandels zusammen, der die Quelle des Reichtums der Oasenstädte in Zentralasien und ihr hauptsächlichster *raison d'être* war. Während Muhammad Schaibani die Reste des Timuridenreiches eroberte, hatte ein portugiesischer Seefahrer auf der andern Seite der Erde, ohne es zu ahnen, das wirtschaftliche Schicksal Zentralasiens bis zum 20. Jahrhundert besiegelt. Durch seine Umsegelung Afrikas im Jahr 1498 und die Entdeckung des Seeweges zwischen Europa und Indien, der bald bis nach China ausgedehnt werden sollte, verwandelte Vasco da Gama Zentralasien, das einst der Treffpunkt des Handels und der Zivilisation Chinas, Indiens, des Mittleren Ostens und Europas gewesen war, in ein Vakuum. Als Rußland zwei Jahrhunderte später den Überlandhandel mit China wiederbelebte, reisten die Karawanen weit nördlich von den alten

Routen entfernt durch Sibirien und die Mongolei. Der allmähliche Rückgang des Karawanenverkehrs bedeutete für die Herrscher, deren Haupteinnahmequelle die Zölle waren, die auf die durch ihre Gebiete geführten Waren erhoben wurden, den Verlust ihres Reichtums. Dies muß für sie wiederum einen Verlust an Macht zur Folge gehabt haben, weil sie nun ihre Anhänger nicht mehr in dem gleichen Maß wie früher belohnen konnten und es ihnen unmöglich wurde, in nennenswerter Anzahl Feuerwaffen zu erwerben. Von nun an hatten sie nicht mehr genügend Interesse, die alten Straßen offenzuhalten und für den Handel zu sichern. Wahrscheinlich war diese Entwicklung bereits im 16. Jahrhundert erkennbar. Zum Beispiel war Buchara zur Zeit 'Abdullahs II. offenbar weniger wohlhabend als ein Jahrhundert zuvor.⁸ Doch bleibt die Tatsache bestehen, daß gegenwärtig die meisten Ansichten über die Wirtschaftsgeschichte Zentralasiens zum großen Teil als Spekulationen gelten müssen.

13. Der Verfall der usbekischen Khanate

Die Dschaniden regierten in Mawarannahr von Buchara aus während des ganzen 17. Jahrhunderts und des größeren Teils des 18. Jahrhunderts, während ein Zweig der Schaibaniden weiterhin in Chwaresm (Chiwa) herrschte. Unter den späten Dschaniden erlebte Mawarannahr eine ausgeprägte wirtschaftliche und kulturelle Stagnation. Bezeichnend für den kulturellen Verfall ist eine Feststellung des Historikers Abu'l Ghazi Bahadur Khan, eines Khans von Chiwa, der etwa von 1644 bis 1663 regierte und im *Schadschareh-ye Turk*, einem Bericht über die Nachkommen Tschingis Khans, schrieb: »Als Ergebnis der Sorglosigkeit unserer Vorfahren und infolge der Unwissenheit des Volkes von Chwaresm gibt es bis zum heutigen Tag keine einzige Geschichte unserer Familie seit der Zeit, in der unsere Vorfahren sich von den Vorfahren 'Abdullah Khans trennten. Ich hatte ursprünglich vor, jemanden mit der Verantwortung zu betrauen, diese Geschichte zu schreiben, aber ich fand niemanden, der fähig gewesen wäre, diese Aufgabe durchzuführen. Das ist der Grund, weshalb ich mich gezwungen sehe, dieses Werk selbst zu schreiben.«¹ Um 1700 entzog die Errichtung eines unabhängigen Khanats in Kokand der Regierung von Buchara die Kontrolle über das Ferghana-Tal. Buchara wurde, ebenso wie Chiwa, noch weiter durch die Invasion des großen iranischen Eroberers Nadir Schah geschwächt, der im Jahr 1740 wieder einmal den Amu-darja zur Grenze von Iran machte. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts zeigten sich im Gebiet zwischen Amu-darja und Syr-darja jedoch Ansätze einer wirtschaftlichen Neubelebung. Zum großen Teil war sie der Errichtung neuer Dynastien zu verdanken, der Mangiten in Buchara, der Qungraten in Chiwa und der Minen in Kokand, die eine stärkere administrative Zentralisierung durchsetzten, als sie dieses Jahrhundert bis dahin gekannt hatte, eine Zentralisierung, die den Khanaten nicht nur einen größeren politischen Zusammenhalt gab, sondern auch einige nützliche Bewässerungsprojekte ermöglichte.²

In Mawarannahr herrschten zwischen 1599 und 1785 zwölf Dschanidenherrscher. In dieser Zeit war die Hauptstadt weiterhin Buchara, während Balch bis zur Zeit Nadir Schahs in der Regel als Residenz der Thronfolger diente. Von Balch, das wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen zum Timuridenreich in Indien unterhielt, drang ein dünner Strom von fremden Einflüssen nach Buchara, wo einige der Dschanidenherrscher es fertigbrachten, inmitten einer Gesellschaft, die einem zügellosen Fanatismus huldigte, weiterhin einen kultivierten Hof zu halten. Doch im allgemeinen war Mawarannahr im 16. und 17. Jahrhundert gebietsmäßig bereits fast völlig von den älteren islamischen Ländern im Südwesten getrennt. Die Dschaniden erbten von den Schaibaniden einen Staat, der fast mit dem Kern des Timuridenreiches übereinstimmte (Mawarannahr selbst, Balch, Badachschan, das Ferghana-Tal, jedoch nicht Chwaresm). Im ersten Jahrhundert ihrer Herrschaft vermochten sie dieses Erbe unversehrt zu bewahren. Unter dem größten Herrscher der Dynastie, Imam Quli Khan (1608–1640), erlebte Buchara noch einmal eine letzte Periode des Wohlstands, in welcher die Errichtung von Gebäuden wie der *Schirdar-Medresse* in Samarkand (1619–1636) davon zeugten, daß die Künste immer noch großzügige Förderung erfuhren und das handwerkliche Können früherer Zeiten noch nicht in Vergessenheit geraten war.



© Abb. 25: Das Grabmal von Scheich Ahmad Jassavi in Turkestan (früher Jassy), eine bedeutende Wallfahrtsstätte der usbekischen und kasachischen Mohammedaner. Zum größten Teil spätes 14. Jh.

Imam Quli Khan war der erste von mehreren Dschanidenherrschern, die den Thron zugunsten eines frommen Lebens in den heiligen Städten Arabiens aufgaben. Die Unbeliebtheit seines vergnügungssüchtigen Nachfolgers, seines

Bruders Nadir Muhammad (1640–1647), war aber so groß, daß er gezwungen war, die Regierung Bucharas seinem Sohn 'Abdul- 'Aziz (1647–1680) zu übertragen. Balch behielt er als persönliches Besitztum für sich. Diese Familienzwickigkeiten riefen die Aufmerksamkeit Schahdschahans (1628–1659), des Timuridenherrschers von Indien und eines Urenkels von Babur, hervor, der nunmehr versuchte, sein väterliches Erbe nördlich des Hindukusch zurückzugewinnen. Im Jahr 1645 fielen timuridische Truppen in Badachschan ein. 1646 besetzten sie unter dem Kommando von Schahdschahans jüngstem Sohn Murad Baksch das Gebiet von Badachschan und drangen, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, in Balch ein. Nadir Muhammad floh zuerst nach Meschhed und dann an den Hof der Safawiden in Isfahan, wo er bei den Erbfeinden seines Volkes Hilfe suchte. Inzwischen hatten aber Murad Baksch und seine indischen Truppen feststellen müssen, daß ihnen weder das Klima noch die Lebensweise in Balch zusagte, so daß nach entsprechender Zeit in Delhi die Nachricht eintraf, Murad Baksch plane, sich nach Kabul zurückzuziehen. Schahdschahan enthob ihn daraufhin sofort seines Postens und ersetzte ihn 1647 durch seinen dritten Sohn, den späteren Kaiser Aurangzeb (1659–1707). Aurangzeb war gezwungen, sich jede Meile des Weges von Kabul nach Balch zu erkämpfen. Nur seine eiserne Willenskraft und der Respekt, den die Usbeken vor seinen Musketieren besaßen, machten es seinen Truppen möglich, schließlich in den Schutz der Mauern von Balch zu gelangen. Zwei fähige Söhne Nadir Muhammads, 'Abdul-'Aziz und Subhan Quli, stellten sich Aurangzeb entgegen, der sich deshalb bald gezwungen sah, mit seinen Gegnern zu verhandeln. Am 1. Oktober 1647 wurde die Festung Balch zwei Enkeln Nadir Muhammads formell übergeben. Aurangzeb trat den Rückzug an. Der Winter kam in jenem Jahr im Hindukusch bereits früh. Die erschöpfte Timuriden-Armee, an das strenge Klima nicht gewöhnt, beladen mit Gepäck, aber ohne zureichenden Proviant, von den Usbeken im offenen Land und von den Hazaras in den Pässen aufgerieben, kämpfte sich nach Kabul durch, nur noch ein kläglicher Rest des Expeditionsheeres, das erst wenige Monate vorher von dort aufgebrochen war. Die Verluste an Menschen und Tieren waren entsetzlich gewesen, und immense Summen wertvoller Staatseinnahmen waren nutzlos vergeudet worden. Kein neues Territorium war dazuerworben, kein politisches Ziel erreicht worden; in Balch herrschte nach Schahdschahans Eingreifen die gleiche Familie wie zuvor. So endete der letzte Versuch der Timuriden, ihre früheren Besitzungen in Zentralasien wiederzugewinnen. Danach begnügten sie sich damit, ihre Kontakte mit ihren nördlichen Nachbarn auf diplomatische und kulturelle Beziehungen zu beschränken.

Aurangzebs Feldzug vom Jahre 1647 verdeutlichte auf eindrucksvolle Weise selbst noch zu so später Zeit das Verhältnis zwischen den Usbeken und ihren timuridischen und safawidischen Nachbarn, also zwischen Kämpfern, die bis zu einem gewissen Grad ihre nomadischen Traditionen der Kriegführung bewahrt hatten, und solchen, die mit viel weniger beweglichen und vergleichsweise

schwerfälligen Truppen kämpften. Obgleich weniger ausdauernd als die Usbeken und zahlenmäßig schwächer, behaupteten sich Aurangzebs Truppen (und man darf nicht vergessen, daß er ein sehr fähiger Feldherr war) nur, wenn ihre Artillerie und ihre Musketiere wirkungsvoll eingesetzt werden konnten. Wenn jedoch zu der Überlegenheit, die sie im Gebrauch von Feuerwaffen besaßen, noch die Beweglichkeit gekommen wäre, die Nadir Schahs Armeen ein knappes Jahrhundert später auszeichnete, hätte das Ergebnis des Zusammenstoßes ganz anders sein können. So aber waren die Usbeken auf offenem Feld und bei der Verfolgung des Feindes in der Bewegung unbesiegbar. Gegenüber der schwerfälligen Timuridenarmee hatten sie, ebenso wie früher gegenüber den Safawiden, bewiesen, daß der verwirrenden und zermürbenden Beweglichkeit der Nomaden oder Halbnomaden nur mit einer noch größeren Beweglichkeit erfolgreich begegnet werden konnte, wie sie zum Beispiel die Kasachen und Oiraten besaßen. Die lange Regierungszeit von 'Abdul 'Aziz, auf die die Regierung Subhan Qulis (1680-1702) folgte, bildete den Höhepunkt der Dschaniden-Herrschaft in Mawarannahr. Subhan Quli, ein Gelehrter, der eine Abhandlung über Medizin geschrieben hat, war wahrscheinlich der letzte Herrscher seines Hauses, der Gesandtschaften aus Delhi und Istanbul empfing. Während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts brauchte die Förderung der Künste durch die Dschaniden, von der die von 'Abdul-'Aziz erbaute *Medresse* in Bucharä (1652) und die *Tala Kari-Medresse* in Samarkand (1646-1660) zeugen, den Vergleich mit den späten Safawiden in Isfahan nicht zu scheuen. Doch der äußere Glanz war trügerisch. Durch Familienrivalitäten stets in sich gespalten, vermochte die Dynastie nicht, die kriegslustigen Clan-Führer unter Kontrolle zu halten, während die vereinzelt Kämpfe mit den Safawiden, obwohl sie in der Regel auf iranischem Boden ausgefochten wurden, darauf hinausliefen, die Macht der halb unabhängigen Häuptlinge und Freibeuter in den Grenzländern auf Kosten der Zentralregierung zu vergrößern. Dazu kam der Konflikt mit Schahdschahan, der zwar nur kurz, aber dafür sehr heftig war und auf den ein langwieriger Kampf mit dem Herrscher von Chiwa, dem vielgereisten Historiker Abu'l Ghazi Bahadur Khan, folgte. Eine ständige potentielle Gefahr waren die Kasachen jenseits des Syr-darja. Nach der Jahrhundertwende bildete das Khanat von Kokand eine zusätzliche Bedrohung. Schließlich zerstörte Nadir Schah (1736 bis 1747) das letzte Prestige des Dschaniden-Staates auf dieselbe Weise, wie er das, was vom Prestige des Timuridenreiches übriggeblieben war, zerstört hatte. Die Dschaniden überlebten zwar diese Heimsuchung, aber ihre Souveränität bestand von da an zum größten Teil nur noch dem Namen nach. Die wirkliche Macht ging in die Hände der Familie Muhammad Rahim Beis über, eines Häuptlings des Mangiten-Stammes, der seine Herkunft bis in die Mongolenzeit zurückverfolgen konnte und im Gebiet von Karschi am unteren Amu-darja siedelte.

Während der Regierung von Abu'l-Faiz (1705-1747), eines degenerierten Sohnes Subhan Qulis, erhielt Muhammad Rahim Bei das höchste Amt im Staat

von Buchara, das Amt eines *Hakim Ataliq*. Er war es auch, der als Führer der Mangiten 1737 das Heer der Dschaniden gegen Riza Quli Mirza, den Sohn Nadir Schahs, führte, der die Abwesenheit seines Vaters – Nadir Schah führte damals seine Feldzüge in Afghanistan und Indien – dazu benutzte, sich einigen Ruhm zu erwerben, indem er den Amu-darja überschritt und auf Karschi marschierte. Hier trat ihm Muhammad Rahim Bei entgegen, und hier erhielt er auch die verärgerte Weisung seines Vaters, sich auf das Südufer des Flusses zurückzuziehen. Riza Quli Khan wurde zurückgerufen, weil er die Befehle seines Vaters übertreten hatte. Als aber Nadir Schah 1740 aus Indien zurückgekehrt war, beschloß er selbst, die Usbeken-Khanate Buchara und Chiwa zu vernichten, die der Ausgangspunkt so vieler Überfälle auf Iran gewesen waren. Von Balch aus marschierte er am Südufer des Amu-darja bis Tschardschou hinab und setzte dort auf bucharisches Gebiet über. Abu'l-Faiz wollte sich auf den Rat des klugen *Hakim Ataliq* hin dem Schah unterwerfen, wurde aber von der Kriegspartei am Hof überstimmt. Daher wurde schnell eine Armee zusammengezogen und den Eindringlingen entgegengestellt, aber die Usbeken erlitten, durch die iranische Artillerie zermürbt, eine demütigende Niederlage. Abu'l-Faiz beeilte sich, Frieden zu schließen. Die Bedingungen waren überraschend mild: zwischen den beiden Herrschern wurde ein Heiratsbündnis vereinbart, das gesamte Gebiet südlich des Amu-darja, das vorher zu Buchara gehörte, sollte in Nadir Schahs Reich eingegliedert werden, und schließlich sollten 30000 Usbeken in Nadir Schahs Armee dienen. Bevor Nadir Schah zum Angriff gegen Ilbars Khan von Chiwa aufbrach, zog er im Triumph in Buchara ein, wo sein Name in der *Khutba* verlesen wurde und auf den Münzen erschien. Der Stadt selbst wurden die Schrecken der Plünderung Delhis erspart, die kurz zuvor stattgefunden hatte. Nadir Schahs Raubgier war offensichtlich beim Anblick der verfallenden Hauptstadt der Usbeken nicht erwacht. Das Rad hatte sich tatsächlich völlig gedreht. Zwei Jahrhunderte vorher hatten sich Babur und seine Begleiter inmitten des Staubes und der Hitze Indiens danach gesehnt, zu den Städten der Freude – Herat, Buchara und Samarkand – zurückzukehren. Jetzt verschmähte es ein anderer großer Soldat, beladen mit Beute aus den Palästen von Baburs Nachkommen, die unbedeutende Provinzstadt zu plündern, die einst *Buchara-ye Scharif*, Buchara die Edle, geheißen hatte.³

Nach Nadir Schahs Abzug hielten sich die Dschaniden noch weitere fünfundvierzig Jahre, obgleich die wirkliche Macht in den Händen der Mangiten lag. Muhammad Rahim Bei ging schließlich so weit, Abu'l-Faiz zu ermorden (wahrscheinlich im Jahr 1747). Die volle Macht erlangte Muhammad Rahim Bei zwischen 1753 und 1758. Nach seinem Tod wurde die Linie der Dschaniden noch einmal für weitere 30 Jahre fortgesetzt, und zwar in der Person Abu'l Ghazi Khans (1758–1785), eines Strohkönigs in den Händen eines Verwandten von Muhammad Rahim Bei, Daniyal Bei. Daniyal Bei starb im Jahr 1785. Einer seiner Söhne ging aus der darauffolgenden Anarchie als unumstrittener Herrscher Bucharas hervor. Er setzte Abu'l Ghazi Khan und die übrigen Dschaniden-

Prinzen ab und wurde der erste wirkliche Herrscher der Mangiten-Dynastie, Emir Ma'-sum Schah Murad.

Während der Regierung Schah Murads (1785–1800) erfreute sich Buchara einer kurzen Periode des Wohlstands und der militärischen Macht, wie es sie seit dem 16. Jahrhundert kaum mehr gekannt hatte. Trotzdem spiegelt der Charakter des neuen Herrschers (allgemein als »Begi Dschan« bekannt) deutlich die verdummenden Traditionen des Derwischthums wider, das so lange das geistige Leben in Mawarannahr verhindert hatte.⁴ Schah Murad hatte seine Jugend mit frommen Übungen im Bereich der Kalan-Moschee von Buchara verbracht und sich dort den Ruf großer Heiligkeit erworben. Auch nachdem er den *Masnad* von Buchara bestiegen hatte, wurde er weiterhin vom Volk tief verehrt. Dies mag zum Teil der Tatsache zuzuschreiben sein, daß er als Herrscher die Kleidung und Bräuche der Derwisch-Bruderschaften beibehielt und sogar seine Truppen, auf einem schlecht ausgestatteten Pony reitend, in die Schlacht führte, wie es sonst kein Emir oder Khan getan hätte. Als militärischer Führer besaß er jedoch ungewöhnliche Fähigkeiten. Sobald er seine Macht über seine eigenen Untertanen gefestigt hatte, weitete er energisch die Grenzen des Staates von Buchara auf Kosten von Chiwa und Kokand aus. Es gelang ihm zwar niemals, den Durrani von Afghanistan Balch zu entreißen. Dafür hatte er gegen Iran mehr Erfolg: Jahr für Jahr überschritt er den Amu-darja, um die Bewohner Chorassans auszuplündern. Schah Murad war der letzte einer langen Reihe von Herrschern Mawarannahrs, die in Iran einfielen. Sein Hauptangriffsziel war Merw, einst ein berühmtes Zentrum der iranischen Zivilisation, jetzt jedoch zu einer unbedeutenden Grenzstadt herabgesunken, die von einem tatkräftigen Grenzwächter, dem Qadscharen-Führer Bahram 'Ali Khan, gehalten wurde, einem entfernten Verwandten der Dschaniden und Aqa Muhammad Khans, des Begründers der Qadscharen-Dynastie in Iran. Bahram 'Ali Khan leistete entschlossenen Widerstand, wurde jedoch getötet. Seinen Kopf nagelte man an den Galgen von Buchara. Aber unter seinem Sohn, Muhammad Hussain Khan, der von Timur Schah Durrani von Afghanistan (1773–1793) unterstützt wurde, konnte sich Merw noch mehrere Jahre halten, bis die Stadt schließlich im Jahr 1788 eingenommen wurde. Muhammad Hussain Khan wurde zunächst in Buchara ins Gefängnis geworfen, doch gelang es ihm schließlich, nach Teheran zu fliehen, wo er ein großer Günstling seines Verwandten Fath 'Ali Schah (1797 bis 1834) wurde. Nachdem Schah Murads Truppen Merw geplündert hatten, drangen sie weiter vor und zerstörten das kunstvolle Bewässerungssystem am Fluß Murgab, das so lange das Leben der Oase garantiert hatte. Merw und seine Nachbarschaft verwandelten sich nun sehr schnell in die melancholischen Ruinen, als die sie die europäischen Reisenden des 19. Jahrhunderts beschreiben. Auf die Eroberung der Oase folgte die systematische Deportation ihrer iranischen Einwohner, die den Sklavenmarkt von Buchara überschwemmten, wo die Preise einen bisher nie gekannten Tiefstand erreichten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war die iranische Bevölkerung Nord-Chorassans selbst in den

Oasen durch Turkmenen ersetzt.⁵ Aqa Muhammad drohte die Behandlung der Qadscharen von Merw durch Schah Murad zu rächen, doch wurde er an einem Angriff Bucharas durch den russischen Einfall in Aserbeidschan im Jahr 1796 gehindert. Seinen Nachfolgern fehlte es an den Mitteln, um Merw wieder an die iranische Krone zu bringen. Ein direktes Ergebnis von Schah Murads Unternehmungen ist daher die Tatsache, daß die gegenwärtige Grenze Irans nicht der Amu-darja, sondern die nördliche Abdachung des Elburs, der Kopet-dagh, ist.

Von den Bewohnern Bucharas wurde Schah Murad ebenso sehr wegen seiner strengen Durchsetzung der *Schari'at* wie wegen seiner militärischen Erfolge verehrt. Sein Sohn und Nachfolger Emir Haidar (1800–1826) verband die Rollen von Fürst und Derwisch mit ähnlichem Erfolg, aber nach seinem Tode wurde der Staat von Buchara in einen Bruderstreit zwischen Emir Haidars Söhnen verwickelt, aus dem der dritte Sohn, Nasrullah, schließlich als Sieger hervorging. Der Name Nasrullahs war bei den Engländern der Mitte des viktorianischen Zeitalters berüchtigt: Im Jahr 1842 hatte Nasrullah neben anderen Europäern zwei Offiziere der Britischen Ostindischen Kompanie, Colonel Charles Stoddart und Captain Arthur Conolly, auf unmenschliche Weise eingekerkert und hingerichtet.⁶ Aber obgleich Nasrullah ein grausamer und treuloser Herrscher war, der Schrecken seiner Untergebenen und Nachbarn, kann seine lange Regierungszeit (1827–1860) im Vergleich zu den Regierungen früherer Herrscher in Buchara nicht als erfolglos angesehen werden. Hätte er nicht das Unglück gehabt, in einer Zeit zu leben, in der die mohammedanischen Herrscher überall angesichts der europäischen Aggression in Stumpfheit und Hilflosigkeit herabgesunken waren, hätte er sich wahrscheinlich den Ruf eines machtvollen usbekischen Eroberers erworben. Während der ersten dreizehn Jahre seiner Herrschaft scheint er, von einem erfahrenen Mangiten-Fürsten, Hussain Beg, beraten, umsichtig regiert zu haben. Er vernichtete die Unabhängigkeit der Clan-Häuptlinge und unterstützte die geistlichen Schichten, eine Politik, die ihn unausbleiblich bei der Stadtbevölkerung populär machte, während jenseits seiner Grenzen seine Bestrebungen dahin gingen, seine Besitzungen auf Kosten von Chiwa und Kokand zu erweitern. Sein höchstes Ziel scheint die Eroberung von ganz Mawarannahr und vielleicht auch die Wiedererrichtung von Timurs nie vergessenem Reich gewesen zu sein. Diese Bestrebungen wurden von einem Abenteurer aus Aserbeidschan, 'Abdul Samad Khan, unterstützt, der es fertigbrachte, Hussain Beg als Nasrullahs Hauptberater auszusteichen und im Jahr 1840 seine Hinrichtung zu erreichen. 'Abdul Samad Khan besaß einige Kenntnisse in der Ausbildung regulärer Truppen und im Gießen von Kanonen, Fähigkeiten, die sich im Krieg gegen Kokand zwischen 1839 und 1842 als sehr nützlich erwiesen. Er besaß gleichfalls Kenntnisse aus erster Hand über das Vordringen Rußlands in Nordwest-Iran und über die britische Expansion in Indien und Afghanistan. Da er anscheinend auf Nasrullah einen sehr schlechten Einfluß ausübte, indem er sich dessen zutiefst mißtrauische Natur zunutze

machte, fiel es ihm nicht besonders schwer, Nasrullahs Furcht vor den Europäern, die sich seinem Reich näherten, noch weiter zu steigern. Nasrullah hatte tatsächlich eine gewisse Rechtfertigung für seine Annahme, daß das Erscheinen von Europäern, gleich ob es sich nun um Kaufleute, Missionare oder Gesandte handelte, in jenen Gebieten Asiens, von denen er eine gewisse Kenntnis besaß, im allgemeinen die Errichtung irgendeiner Form von europäischem Protektorat ankündigte. Trotzdem wurde er selbst von den Russen nie direkt bedroht, da diese während seiner Regierungszeit zunächst mit Chiwa und Kokand beschäftigt waren. Im Jahr 1868 wurde jedoch sein Nachfolger Muzaffar al-din gezwungen, mit Rußland durch Verträge gesicherte Beziehungen aufzunehmen. Obgleich das Emirat von Buchara noch bis 1920 als Schutzstaat – ähnlich wie Haiderabad oder Kaschmir in Britisch-Indien – weiter bestand, wurde das wirtschaftliche Leben des Landes doch immer mehr mit dem des russischen Reiches verknüpft.

Im Vergleich zu Buchara spielte das isoliert in den weit entfernten Oasen von Chwaresm gelegene und durch die Wüsten Karu-kum, Ust-urt und Kysyl-kum geschützte Khanat von Chiwa während der dreieinhalb Jahrhunderte der Usbekenherrschaft eine weit weniger bedeutende Rolle in der zentralasiatischen Geschichte. Den größten Teil dieser Zeit war seine militärische Stärke geringer als die Bucharas, seine auswärtigen Beziehungen waren weniger bedeutend und sein kulturelles Leben mehr gehemmt als dort, so daß der Name des Historikers Abu'l Ghazi Bahadur Khan im Bereich der Literatur einen fast völlig isolierten Platz einnimmt.

In Chiwa wurde die traditionelle Spannung zwischen Nomaden und Bauern und zwischen Usbeken und Tadschiken durch die Anwesenheit der Turkmenen noch weiter kompliziert. Die turkmenische Sprache gehört der Gruppe der oghusischen oder westtürkischen Sprachen an, zu der auch das Osmanische und das Aseri (das iranische und kaukasische Türkisch) gehören. Dieser Umstand hat dazu beigetragen, die Turkmenen in gewissem Grad von den anderen türkischen Völkern Zentralasiens zu trennen. In der Vergangenheit haben die Turkmenen in der Geschichte der iranischen Welt eine große Rolle gespielt: die Seldschuken waren Turkmenen und ebenso die Qara- qoyunlu und Aq-qoyunlu im 15. Jahrhundert. Zu der Zeit, als die Usbeken Mawarannahr eroberten, hatten die Turkmenen östlich vom Kaspischen Meer jedoch längst ihre Bedeutung verloren. Sie stellten nun an den Grenzen zwischen Iran, Chiwa und Buchara ein Element der Unbeständigkeit dar. Vom 16. Jahrhundert an versuchten diese Staaten mit unterschiedlichem Erfolg, die Turkmenen unter ihre Kontrolle zu bringen, während die letzteren bald dem einen und bald dem anderen ihrer Nachbarn den Gehorsam versprachen, je nach deren jeweiliger militärischer Stärke. Unter solch mächtigen iranischen Herrschern wie Schah 'Abbas I. und Nadir Schah waren sie gezwungen, die iranische Oberhoheit anzuerkennen. So waren sie auch dem Staat von Buchara tributpflichtig, als dieser seine Grenzen erweiterte, beispielsweise unter der Herrschaft von 'Abdullah II. und Schah Murad. Als in

der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Macht der Safawiden- und der Dschaniden-Dynastie allmählich verfiel, wurden die Turkmenen von zwei energischen Herrschern von Chiwa, Abu'l Ghazi Bahadur Khan und seinem Sohn Anuscha (1663–1687), unterworfen. Meistens waren die sehr kriegerischen Turkmenenstämme jedoch *de facto* unabhängig und deshalb in der Lage, die Verbindungslinien und Karawanenwege in ihrer Nähe verhältnismäßig ungestraft anzugreifen. Als unbarmherzige Sklavenjäger bildeten sie für die Nordostprovinzen des qadscharischen Iran bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine große Plage.

Die meisten Turkmenenstämme blieben bis in die Zeit der russischen Annexion entweder Nomaden oder Halbnomaden. Lediglich im Tal des Gorgan-Flusses gab es einige Turkmenen, die Ackerbau trieben. Die islamische Zivilisation übte nur einen begrenzten Einfluß auf die Lebensform der Turkmenen aus, obgleich sie sich, wenn sie fremden kulturellen Einflüssen voll ausgesetzt waren, für deren Reize durchaus nicht unempfänglich zeigten. Die Geschicklichkeit und das Farbgefühl der turkmenischen Teppichweber brauchen nicht besonders hervorgehoben zu werden. In der Literatur wird oft die Tatsache übersehen, daß Iskandar Munschi, der Autor des berühmten Berichtes über die Regierung von Schah 'Abbas, des 1616 geschriebenen *Tarikh-i' Alam ara-ye 'Abbasi*, ein Turkmene war, ebenso wie der berühmte Staatsmann der frühen Timuridenzeit in Indien, Bairam Khan, der ein Berater Humayuns war und während Akbars Minderjährigkeit bis 1561 die Regentschaft ausübte, nicht nur überragende Fähigkeiten als Soldat und Administrator besaß, sondern auch kunstvolle persische und tschaghataische Gedichte verfaßte. Turkmenen wie Iskandar Munschi und Bairam Khan erwarben sich ihren Namen an fremden Höfen und schrieben in fremden Sprachen, aber seit dem Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte sich allmählich eine turkmenische Literatursprache, die, von Dichtern wie Makhtum Quli und Mulla Azadi bewußt gepflegt, den Turkmenen ein Gefühl kultureller Einheit und positiver Leistungen vermittelte.

Sowohl das Khanat von Chiwa als auch das von Buchara hatten sich vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis zu ihrem Untergang im Jahr 1920 ununterbrochener Unabhängigkeit erfreut. Im Gegensatz dazu begann die Geschichte des Khanats von Kokand erst im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, in dem ein angeblicher Nachkomme Tschingis Khans, Schah Rukh Beg, in Kokand ein Regime errichtete, das eine Reihe von etwa zwanzig Herrschern erlebte, bis es 1876 vom russischen Reich annektiert wurde. Auf dem Höhepunkt seiner Macht im frühen 19. Jahrhundert bestand das Khanat aus dem Ferghana-Tal, Kokand und Chodschent im Westen und aus Taschkent und Tschimkent am Nordufer des Syr-darja mit einer Gesamtbevölkerung von ungefähr einer Dreiviertelmillion. Sein Anwachsen wurde durch die geographischen Bedingungen des Ferghana-Tals bestimmt, durch die die Expansion in westlicher Richtung den Syr-darja hinabgeleitet wurde. Dies führte zu einer Auseinandersetzung mit Buchara um die Gebiete von Chodschent, Ura-

Tjube und Karategin wie auch zu einem Streit mit den Kasachen um den Besitz von Schesch. Ebenso wie in Buchara und Chiwa fanden sich die Khane von Kokand in ihrer Macht durch die Ambitionen der usbekischen Stammesfürsten und durch den großen Einfluß, der von den Derwisch-Orden ausgeübt wurde, beschnitten. Aber während des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts ging ein Herrscher von außerordentlicher Entschlossenheit und Skrupellosigkeit, 'Alim Khan, zu einer energischen Zentralisierungspolitik über, die auch zur Aufstellung einer Söldnertruppe von Bergbewohnern aus dem Gebiet von Karategin führte, welche an die Stelle der bisherigen militärischen Schichten trat. Nachdem 'Alim Khan seine Stellung innerhalb des Khanats gestärkt hatte, begann er, seine Grenzen vorzuschieben, indem er Ura-Tjube, Chodschent und Taschkent besetzte. Sein Nachfolger, Muhammad 'Umar Scheich, ein frommer Moslem und ein großzügiger Förderer der Künste, setzte diese Politik fort und erbaute, nachdem er in nördlicher Richtung in das Gebiet der Kasachen eingedrungen war, die Festung Ak Metschet als Bollwerk gegen die Stämme am Nordufer des unteren Syr- darja. Unter Muhammad 'Umar Scheich (gestorben 1822) und während der ersten Jahre der Regierung seines Sohnes Muhammad 'Ali erreichte Kokand den Höhepunkt seiner kurzen Blütezeit. Muhammad 'Ali aber war dem energischen Nasrullah von Buchara nicht gewachsen, dessen zerstörerische Einfälle in das Gebiet von Kokand, die in der Einnahme Kokands selbst und dem Tod Muhammad 'Alis im Jahr 1842 gipfelten, beide Staaten im Hinblick auf den bevorstehenden Kampf mit Rußland gefährlich schwächten. Kokand leistete der russischen Aggression jedoch entschlosseneren Widerstand als Buchara oder Chiwa, trotz der Tatsache, daß das Khanat ebenso wie diese von inneren Kämpfen zwischen Usbeken und Tadschiken und zwischen Nomaden (einschließlich der Kirgisen) und Bauern heimgesucht wurde.

Die anderthalb Jahrhunderte, in denen das Ferghana-Tal und seine Umgebung ein unabhängiges Khanat bildeten, waren jedoch keineswegs ruhmlos: Bewässerungsprojekte wurden in Angriff genommen, eine beachtliche Zahl öffentlicher Gebäude wurde im traditionellen iranischen Stil errichtet und das Kunsthandwerk blühte, wo immer es Unterstützung fand. Die wenigen zeitgenössischen Reisenden, die das Khanat von Kokand besuchten, scheinen von dessen offensichtlichem Wohlstand und der dort herrschenden kommerziellen Aktivität sehr beeindruckt gewesen zu sein, Eindrücke, die die Besucher von Chiwa oder Buchara im 19. Jahrhundert nicht mehr teilten.

14. Die Türken unter der Zaren- und Sowjetherrschaft

I. Die Erben der goldenen Horde unter russischer Herrschaft

Die drei Nachfolgestaaten der Goldenen Horde in Rußland, die Khanate von Kasan, Astrachan und der Krim, wurden 1552, 1554 und 1783 in den russischen Staat eingegliedert. Von der Zeit der Annexion an ist über das frühere Khanat

von Astrachan nichts zu berichten, ausgenommen die Tatsache, daß Nachkommen seiner Khane in Turkestan Zuflucht suchten und dort sogar eine Dynastie begründeten, die Astrachaniden (Dschaniden), die während des 17. Jahrhunderts in Buchara regierten. Das Gebiet der unteren Wolga besaß zudem nur eine geringe Moslem-Bevölkerung, die sehr schnell auf die Stufe einer unbedeutenden Minorität herabgedrückt wurde und keine eigene Geschichte hatte. Die Stadt Astrachan behielt jedoch einen gewissen mohammedanischen Charakter bei. Nach 1905 wurde sie sogar wieder ein islamisches Kulturzentrum von einiger Bedeutung. Auf der anderen Seite erlebten die Tataren von Kasan und von der Krim nach der russischen Eroberung eine Entwicklung, die die Geschichte der ganzen mohammedanischen Welt beeinflusste.

a) *Die Tataren von Kasan unter russischer Herrschaft*

Am 2. Oktober 1552 stürmten die Truppen Iwans des Schrecklichen Kasan, die Hauptstadt des Khanats und Erbin des früheren großbulgarischen Reiches und der Goldenen Horde. Die ehemaligen Vasallen der Mongolen nahmen damit an den Nachkommen ihrer früheren Oberherrn eine unerwartete Rache. Die Mohammedaner Ostrußlands lebten nun mehr als vier Jahrhunderte lang unter der Herrschaft von »Ungläubigen«. Auf die Eroberung, die von großen Massakern begleitet war, folgte die systematische Besetzung des Gebietes, das unter dem Namen »Reich von Kasan« an Rußland angegliedert wurde. Dort verfolgten die Russen zwei Jahrhunderte lang eine brutale Politik, die darauf abzielte, das frühere Khanat vollständig zu russifizieren und die mohammedanische Gemeinschaft in ihre eigene Gesellschaft einzugliedern.

Die erste Stufe der »Enttatarisierung« der mittleren Wolga war die Vertreibung der Tataren aus allen bedeutenden Städten, besonders aus Kasan, das bis heute eine Stadt mit einer russischen Majorität ist, und die Zuteilung des fruchtbaren Landes an den Flüssen an den russischen Adel und die Klöster. An einigen strategisch wichtigen Punkten wurden Festungen gebaut. Eine Flut von russischen Bauern brach über das Land herein, in dem die einheimische Bevölkerung, Mohammedaner wie Animisten, sehr schnell in die Stellung einer Minorität gedrängt wurde. Diese Enteignung war von einer Politik der zwangsweisen Bekehrung zum Christentum begleitet. Der mohammedanische Klerus wurde seiner Rechte beraubt, die *Vaqfs* (unveräußerlicher Besitz) wurden enteignet, Moscheen und Koranschulen zerstört oder geschlossen. 1555 leitete der erste Bischof von Kasan, Mgr. Guri, die Bekehrung der einheimischen Bevölkerung zum Christentum ein, durch die ein beträchtlicher Teil der mohammedanischen tatarischen und der animistischen finnischen Bevölkerung in die Arme der Russischen Orthodoxen Kirche gebracht wurde. Schließlich gingen die Russen zur Vernichtung derjenigen Klasse über, die ihnen am gefährlichsten erschien, des tatarischen Feudaladels, dessen Angehörige nun ihre Privilegien verloren, es sei denn, daß sie sich zum Christentum bekehrten.

Die Reaktion der Tataren war heftig und eines starken Volkes würdig, das nicht zugrunde gehen wollte. Der Widerstand setzte bereits im Dezember 1552 mit blutigen Aufständen ein, die bis 1610 dauerten und vom tatarischen Adel geführt wurden. Dieser hoffte, das frühere Khanat mit Unterstützung des Krim-Khanats, das damals auf der Höhe seiner Macht stand, wiedererrichten zu können. Innerhalb von fünfzig Jahren können zehn Aufstände verzeichnet werden; die tragischsten unter ihnen waren die Erhebungen von Husein Seit im Jahr 1552, von Mamysch Berdy in den Jahren 1556/57 und die große Revolte von 1572 bis 1574, die mit dem Angriff Dewlet Girais, des Khans der Krim, gegen Moskau zusammenfiel, sowie die Aufstände von 1608 und 1610. Alle diese Aufstände wurden mit außerordentlicher Grausamkeit niedergeschlagen. Der tatarische Adel wurde dabei fast vollständig ausgerottet.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts begann eine Zeit der Bauernerhebungen, die fast ohne Unterbrechung von 1608 bis 1615 andauerten und neue Massaker zur Folge hatten. Die Tataren nahmen auch aktiv an dem Bürgerkrieg teil, der in den Jahren 1670/71 von dem Kosaken-Ataman Stepan Rasin gegen das Moskowiterreich geführt wurde.

Die Situation der Wolga-Mohammedaner besserte sich auch mit der Machtübernahme durch die Romanow-Dynastie nicht. Auf Betreiben von Luka Konaschewitsch, dem Bischof von Kasan, begann 1731 eine neue Kampagne der zwangsweisen Bekehrung, die entschiedener als alle bisherigen durchgeführt wurde. Das Elend der tatarischen Bauern trieb diese zu neuen Revolten. Die aufsehererregendsten unter ihnen waren die Revolte Batyrschas im Jahr 1755, die als »Heiliger Krieg« gegen die »Ungläubigen« geführt wurde, und vor allem der Aufstand Pugatschows in den Jahren 1773 und 1774, dessen Truppen zu einem großen Teil aus Angehörigen der Fremdvölker – Tataren, Baschkiren, Wolga-Finnen und Kasachen – bestanden.

Aber zusätzlich zu diesen verzweifelten Aufständen erfuhr das tatarische Volk seit Beginn des 17. Jahrhunderts eine tiefgreifende Umformung seiner Sozialstruktur. Aus den Städten vertrieben, zogen Adlige und Handwerker in die Landgebiete und bildeten dort eine neue Kaufmannsschicht, die langsam in östlicher Richtung vordrang und überall blühende Kaufmannsgemeinschaften gründete. In ihrem eigenen Land zur Machtlosigkeit verurteilt, wurden die Tataren immer mehr zu einem Diaspora-Volk, das von seiner neuen Kaufmannsbourgeoisie beherrscht wurde.

Die Thronbesteigung Katharinas II. bewirkte eine radikale Änderung der russischen Politik gegenüber den Tataren. Die Kaiserin, die jede Wiederholung von Unruhen wie der Revolte Pugatschows zu vermeiden suchte und die Vorteile, die das Vorhandensein tatarischer Handelsgemeinschaften in den Grenzgebieten des Reiches mit sich brachte, voll zu würdigen wußte, setzte der religiösen Verfolgung ein Ende, gründete in Orenburg eine Geistliche Versammlung für die Mohammedaner von Rußland und Sibirien, gestand den Adligen, die die Verfolgung überlebt hatten, die gleichen Rechte wie dem

russischen Adel zu und gewährte den tatarischen Händlern Vergünstigungen, die sie zu Mittlern zwischen der wachsenden russischen Industrie und den für Nichtmohammedaner immer noch verschlossenen Märkten Turkestans machten. Auf diese Weise erlebte die tatarische Bourgeoisie für mehr als ein Jahrhundert eine noch nie dagewesene wirtschaftliche Blüte. Nachdem sie »Partner« der russischen Reichspolitik geworden waren, aber dem Islam weiterhin zutiefst verbunden und sich ihrer Verpflichtung gegenüber ihrer Nation bewußt blieben, erwiesen sich diese Händler als aufgeklärte Mäzene, ohne die die Reformbewegung und die »Tatarische Renaissance« des 19. Jahrhunderts weder entstanden wären noch sich entwickelt hätten.

Die Zeit der Zusammenarbeit zwischen dem russischen und dem tatarischen Kapitalismus endete im Jahr 1860 mit der endgültigen Eroberung Zentralasiens durch die russischen Armeen, die dieses Gebiet der russischen Industrie öffnete. Diese konnte von da an auf die Vermittlerdienste der tatarischen Kaufleute verzichten. Während der Regierung Alexanders II. begann eine neue Periode des Druckes auf die Mohammedaner von Seiten der russischen Behörden. Die alte, von Katharina II. aufgegebenen Politik der Bekehrung zum Christentum wurde wiederaufgenommen, aber mit subtileren und wirkungsvolleren Methoden. Man hat errechnet, daß während des 19. Jahrhunderts beinahe 200 000 Tataren bekehrt wurden. Weiterhin wurden einschneidende legislative Maßnahmen ergriffen, durch die der wirtschaftliche und kulturelle Einfluß der Tataren auf ihre Glaubensbrüder im Ural, in den Kasachensteppen und in Turkestan neutralisiert werden sollte.

Dieser doppelte Angriff, der die Tataren sowohl im Hinblick auf ihre nationale Integrität als auch in ihren materiellen Interessen bedrohte, rief eine heftige Reaktion hervor, deren unmittelbares Ergebnis die Reformbewegung war. Um zu überleben, mußten die Mohammedaner vor allem ihre zurückgebliebene Kultur wiedererwecken und deshalb versuchen, den Islam mit dem Fortschritt in Einklang zu bringen. Dies war das Werk einer Gruppe überragender religiöser Denker, Abu Nasr Kursavi (1783–1814), Schihabeddin Mardschani (1818–1889), Rizaeddin Fahreddin (1859–1936) und Musa Dscharullah Bigi (1875–19?), der mutigsten Persönlichkeiten und scharfsinnigsten Theologen ihrer Zeit. Auch das rückständige Erziehungssystem mußte erneuert werden. Der erste, der dieses Problem in Angriff nahm, war der Sprachreformer Abdul Kayyum Nasyri, dem eine ganze Reihe von Schriftstellern folgte, die jener Bewegung Ausdruck verliehen, die gewöhnlich als die »Tatarische Renaissance« am Ende des 19. Jahrhunderts bezeichnet wird. Zur gleichen Zeit führten einige Schüler Ismail Bei Gasprinskis (siehe unten unter »Krim«) im Tataren-Gebiet ihre modernen Erziehungsmethoden ein. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebten Kasan und die anderen Tatarenstädte – Orenburg, Troitsk und Astrachan – mit ihren *Medressen*, ihren Druckereien und ihrer tatarischsprachigen Presse als glanzvolle Kulturzentren wieder auf, deren Ausstrahlung bis weit über die Grenzen des

Tatarenlandes und sogar bis über die Grenzen des russischen Reiches spürbar war.

Aber die Tataren besaßen noch einen zusätzlichen Vorteil, mit dem sie sich dem Druck Rußlands widersetzen konnten: die sprachliche Verwandtschaft und die religiöse Gemeinschaft mit den anderen Turkvölkern Rußlands, die sie benutzten, um ihren Einfluß zu vergrößern, indem sie nach allen Richtungen pantürkische und panislamische Ideen verbreiteten. Auf diese Weise stellten sich die Tataren an die Spitze der nationalistischen Bewegung aller mohammedanischen Völker Rußlands und gerieten so in eine direkte Rivalität mit den Russen.

Die erste russische Revolution verschaffte den Führern der tatarischen Nationalisten die Gelegenheit, ihre Forderungen auf den drei Moslem-Kongressen, die 1905 und 1906 in Nischni-Nowgorod und St. Petersburg stattfanden, offen vorzubringen. Ihre Forderungen waren noch bescheiden und zielten auf die Gleichheit der politischen Rechte und auf religiöse und kulturelle Freiheit, doch noch nicht auf vollkommene Unabhängigkeit ab.

Im Februar 1917 begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte des tatarischen Volkes. Die politische Autonomie, bisher ein ferner Traum, schien beim Sturz der Monarchie der Verwirklichung nahe zu sein. Zwei Gruppen kämpften um die Führung der tatarischen nationalistischen Bewegung: die »Unitarier«, die für alle russischen Mohammedaner die extraterritoriale Autonomie innerhalb eines russischen Einheitsstaates erstrebten – dieses Programm entsprach den Interessen der gemäßigten Bourgeoisie –, und die fortschrittlicheren »Föderalisten«, die einen territorial unabhängigen Wolga-Ural-Staat innerhalb eines russischen Bundesstaates forderten. Auf dem panrussischen Moslem-Kongreß, der am 1. Mai 1917 in Moskau stattfand, übernahm die föderalistische Richtung die Führung, aber die Oktoberrevolution und der Ausbruch des Bürgerkrieges im Jahr 1918 machten ihre Hoffnungen völlig zunichte.

Inzwischen war der Kampf der Tataren um ihre nationale Unabhängigkeit mit der Errichtung der Sowjetherrschaft nicht beendet. Eine beträchtliche Anzahl mohammedanischer Intellektueller, ehemaliger Mitkämpfer in der Reformbewegung, trat 1918 in die Kommunistische Partei ein, doch blieben alle überzeugte Nationalisten. Die Gründung einer Tatarischen Sozialistischen Republik am 27. Mai 1920 vermochte sie nicht zufriedenzustellen, da die Tataren kaum 51% der Bevölkerung ausmachten, während sich die Hälfte ihres Volkes jenseits der Grenzen ihres eigenen Staates befand. Der Kampf gegen die russische Zentralisierungspolitik wurde damals mitten aus den Reihen der Kommunistischen Partei fortgesetzt. An seiner Spitze stand eine Gruppe tatarischer Kommunisten, geführt von Mir Said Sultan Galijew, der sich mit Nachdruck für die Bildung eines großtürkischen Staates – Turan – einsetzte, der die mohammedanischen Territorien des Wolga-Ural-Gebietes, Kasachstan, Kirgisien und Turkestan umfassen sollte, deren Bevölkerung sich zusammen auf mehr als zwanzig Millionen Einwohner belaufen hätte. Andere Forderungen

zielten auf die Bildung einer unabhängigen mohammedanischen Kommunistischen Partei und auf die Anerkennung der Sonderstellung der mohammedanischen Kultur in der sozialistischen Welt ab. Die Bewegung dieser »nationalistischen Kommunisten« nahm die Form einer »Abweichung« an, die unter der Bezeichnung »Sultangalijewismus« zuerst 1923 und zuletzt 1928 offiziell verdammt wurde. Sultan Galijew und seine Genossen wurden liquidiert. Über die tatarische Intelligenz brach eine Zeit der grausamen Unterdrückung herein.

Seit dem Krieg waren die Wolgatataren von größeren Krisen verschont geblieben. Die antireligiöse Propaganda, die seit mehr als vierzig Jahren ununterbrochen andauert, und die allgemeine »Entislamisierung« der jüngeren Generation macht die Lage dieser Nationalität, die früher die Führerin des russischen Islam gewesen war, ziemlich unsicher, nicht zuletzt auch deswegen, weil sie über ein großes Gebiet der Sowjetunion verbreitet und deshalb für die russischen Assimilierungseinflüsse in höchstem Maße anfällig ist. Heute nähert sich das tatarische Volk einem neuen Wendepunkt seiner Geschichte.

b) *Die Krim unter russischer Herrschaft*

Das Khanat der Krim war nach Kasan, Astrachan und Sibirien der vierte mohammedanische Staat, der unter russische Herrschaft fiel. Nachdem die Krim im Jahr 1736 und in den Jahren 1737/38 von russischen Armeen verwüstet worden war, wurde sie 1771 zum ersten Mal besetzt. Der Vertrag von Kütschük-Kainardschi (1774) setzte dem osmanischen Protektorat über die Krim ein Ende und machte das Khanat theoretisch unabhängig. Trotzdem erkannte dieser Vertrag an, daß der Sultan in seiner Eigenschaft als Kalif der geistliche Führer der Tataren war, und regelte damit zugleich die geistlichen Beziehungen zwischen den Tataren und der Hohen Pforte. Einige Jahre später nutzten die russischen Truppen die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Khan Schahin Girai und den Parteigängern der Türkei aus, um von der Halbinsel endgültig Besitz zu nehmen. Das Manifest Katharinas II. vom 9. April 1783 verkündete ganz einfach die Eingliederung des Khanates in das russische Reich. Offiziell erkannte die Türkei diese Annexion bis zum Vertrag von Jassy (6. Januar 1792) nicht an.

Die russische Besetzung eröffnete ein neues und düsteres Kapitel in der Geschichte des tatarischen Volkes, das für seine Nachbarn im Norden einst eine so große Gefahr gebildet hatte. Dennoch gewährte das Manifest vom 9. April der Moslem-Bevölkerung, die damals etwa 400 000 Menschen zählte, Sicherheit der Person und des Eigentums, Religionsfreiheit und Gleichberechtigung mit den Russen, aber seit der Eroberung führten die Kontakte mit den neuen Herren zu einer ständigen Abnahme des Reichtums der tatarischen Gemeinschaft. Das Feudalsystem des ehemaligen Khanats löste sich auf, da die Haupteinkünfte der herrschenden Klasse durch militärische Unternehmungen und nicht durch Bodenbearbeitung einkommen waren. Ihrer Einkünfte beraubt und der

russischen Aristokratie eng angeglichen, sah der tatarische Adel einem langsamen, aber sicheren Ende entgegen. Nur ungefähr zehn Großfamilien erfreuten sich weiterhin der eigentlichen Privilegien ihrer Klasse. Während diese immer mehr russifiziert wurden, sanken die übrigen so weit, daß sie schließlich »Adlige in Holzschuhen« (*Tschabataly mirza*) genannt wurden.

Die mohammedanische Geistlichkeit wurde von Anfang an geschützt. In Simferopol wurde 1794 ein *Muftiat* errichtet; der *Mufti* wurde von der mohammedanischen Gemeinde gewählt, allerdings nach einer Liste, die von der russischen Regierung genehmigt war. Die *Vaqfs* (unveräußerlicher Besitz), die das materielle Wohlergehen der Geistlichkeit sicherten, wurden beibehalten, aber die Russen zogen nach und nach den größten Teil davon an sich. Im Jahr 1917 umfaßten die *Vaqfs* nur noch 100000 Hektar Land im Vergleich zu mehr als 460000 Hektar im Jahr 1783.

Die Bauern und Handwerker, die mehr als 96% der tatarischen Bevölkerung ausmachten, waren die Hauptleidtragenden der Eroberung. Von 1784 an führte Prinz Potemkin, der Generalgouverneur von Tauris, die Politik der Beschlagnahme des fruchtbarsten Landes zugunsten von Mitgliedern des russischen Adels ein. Diese Politik wurde mehr als ein Jahrhundert lang fortgesetzt. Schließlich versuchten die Russen in dem Bestreben, das Land zu »enttatarisieren«, fremde Siedler (Deutsche, Griechen, Bulgaren, Balten) und später auch Russen (entlassene Soldaten und Saporoger Kosaken) anzulocken. Im Jahr 1800 zählten diese schon 30000 Personen. Zur gleichen Zeit wurden die ausgeplünderten tatarischen Bauern in die unfruchtbaren Gebiete im Innern der Krim zurückgetrieben.

Zu immer größerem Elend verurteilt, von einem Regime unterdrückt, das, ohne wirklich tyrannisch zu sein, sich doch als hart erwies, unfähig, ihren Untergang hinzunehmen, da ihre ruhmvolle Vergangenheit noch in ihrer Erinnerung lebte, wandten sich die Tataren natürlich immer mehr dem Osmanischen Reich zu, das ihnen jedoch nicht helfen konnte. Die Emigration in die Türkei schien ihnen die einzige Lösung zu sein. So kam es, daß zwischen 1783 und 1893 die Geschichte der Krimtataren nur eine lange, tragische Folge von Wanderungen ist, die unter den schlimmsten Bedingungen unternommen wurden und in deren Verlauf Tausende von Emigranten an Krankheit und Hunger zugrunde gingen.

Die Massenflucht, die 1784 begann, umfaßte zunächst nur Einzelpersonen. Im Jahr 1788 verließen etwa 8000 Menschen, besonders Angehörige des Adels, das Land. Während des russisch-türkischen Krieges im Jahr 1787 wurden die Tataren aus den Küstengebieten ins Landesinnere getrieben. Seit dem Vertrag von Jassy (1792) nahm die Auswanderung den Charakter einer Massenbewegung an. Mehr als 100000 Menschen aus der südlichen Krim verließen damals das Land. Während des russisch-türkischen Krieges von 1808–1811 verschlechterte sich die Situation: in Bagtschesarai brach ein Aufstand aus, und eine Anzahl nomadischer Noghaier aus dem Gebiet von Perkop machte sich auf den Weg in

die Türkei. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts befanden sich unter einer Gesamtbevölkerung von 200000 Einwohnern nur noch ungefähr 80000 Mohammedaner. Die Lücken waren durch fremde Siedler ausgefüllt worden.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte kein besonderes Ereignis, das die Lage der Mohammedaner auf der Krim geändert hätte. Während des Krieges von 1829 verhielten sie sich ruhig. Der Zustrom neuer Einwanderer hielt an, aber dank ihrer schnell anwachsenden Geburtenziffer hatte die tatarische Bevölkerung um 1850 wieder die beachtliche Zahl von 300000 erreicht, von denen ungefähr 50000 Noghaier waren.

Mit dem Krimkrieg (1854–1856) brach eine neue Tragödie über die Tataren herein. Obgleich sie sich während der Besetzung durch die Alliierten aus dem Konflikt heraushielten, war es ihnen unmöglich, ihre Sympathie für die Türkei zu verbergen. Infolgedessen führte die Furcht vor Repressalien zu einer neuen Massenflucht großen Ausmaßes, die zunächst von den Russen toleriert und dann sogar unterstützt wurde. Man hat geschätzt, daß zwischen 1859 und 1863 etwa 135 000 Tataren, zwei Drittel der tatarischen Bevölkerung, und 46000 Noghaier in die Türkei wegzogen und etwa 800 verlassene Dörfer zurückließen. Nun aber wurden die russischen Behörden wegen des großen Ausmaßes der Abwanderung besorgt und versuchten, sie aufzuhalten. Sie hatten jedoch keinen Erfolg. Im Jahr 1875 begann eine neue Emigrationswelle, die bis 1880 anhielt und mehr als 60000 Personen umfaßte. Schließlich trug zwischen 1891 und 1893 eine letzte Auswanderungswelle etwa 20000 Tataren in die Türkei.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts stellten die Tataren auf der Krim nur noch eine Minderheit dar. Nach der Volkszählung von 1897 waren es noch 187000 (bei einer Bevölkerung von 523000), eine verarmte Gemeinschaft auf einem sehr niedrigen kulturellen Niveau, einem der niedrigsten von allen Mohammedanern des europäischen Rußland. Die ruhmreiche Vergangenheit des Khanats schien vollständig vergessen zu sein.

Aber trotzdem war es diesem rückständigen Volk bestimmt, noch einmal eine Zeit des geistigen Wiedererwachens zu erleben und auf die Bühne der Geschichte einen letzten hellen Lichtstrahl zu werfen. Dieses Verdienst gebührt einer außergewöhnlichen Persönlichkeit.

Diese bemerkenswerte Gestalt war Ismail Bei Gasprinski (Gaspraly), ein Angehöriger des niederen Adels. Nachdem er sowohl eine traditionelle als auch eine russische Erziehung genossen und sich dann lange in Frankreich und in der Türkei aufgehalten hatte, kehrte er 1877 in sein Vaterland zurück und stürzte sich mit Begeisterung auf die Aufgabe, sein eigenes Volk wie auch alle anderen türkischen Völker zu verjüngen. Gasprinski, ein fruchtbarer und scharfsinniger Schriftsteller und Denker und ein überzeugter Förderer des Fortschritts, versuchte, den Islam mit der modernen Welt in Einklang zu bringen. Er erwies sich als ein genialer Lehrer; seine »Neue Methode« der Erziehung wurde zuerst in seiner Muster-*Medresse* in Bagtschesarai angewandt und dann nach und nach in den meisten mohammedanischen Schulen Rußlands, später jedoch auch in der

Türkei und anderen mohammedanischen Ländern, ja sogar im weit entfernten Indien eingeführt. Schließlich und vor allem war Gasprinski der Begründer der Pantürkischen Bewegung, die die türkischen Völker vom »Balkan bis nach China« durch eine gemeinsame Ideologie und Sprache vereinigen wollte. Seine Gedanken entwickelte und propagierte er in seiner Zeitung *Terdschuman*, die fünfunddreißig Jahre lang, von 1882 bis 1917, die beste und meistgelesenste mohammedanische Zeitung ihrer Zeit war. Ohne jeden Zweifel zählt Gasprinski zu den Persönlichkeiten, die den Islam zu Beginn des 20. Jahrhunderts am stärksten beeinflusst haben. In Rußland selbst erweckte er das politische Bewußtsein seiner Landsleute, indem er ihnen das Bewußtsein ihrer Einheit vermittelte. Sein Werk zog die besten Repräsentanten der mohammedanischen Intelligenz Rußlands und der Türkei auf die Krim. Bagtschesarai wurde eines der kulturellen Zentren der mohammedanischen Welt, wo sich eine Gruppe hervorragender junger Schriftsteller und politischer Denker versammelte.

Die Schüler Gasprinskis waren nach der Revolution 1905 viel radikaler als ihr Meister. Von den Jungtürken und dem russischen Sozialismus beeinflusst, gaben sie sich nicht lediglich mit einer kulturellen Reform zufrieden, sondern brachten auch politische und wirtschaftliche Forderungen vor. Diese Gruppe der »Jungtataren« gründete Anfang Februar 1917 die *Milli Firka* (Nationalpartei) und versuchte, die Macht zu ergreifen. Im März 1917 berief sie in Simferopol eine Versammlung (*Kurultai*) ein, die einen Plan für eine tatarische Regierung und für die Aufstellung mohammedanischer Militäreinheiten ausarbeitete. Unglücklicherweise bildeten die Tataren auf der Halbinsel nur eine kleine Minorität, die einer weit stärkeren und dynamischeren russischen Majorität gegenüberstand. Während der vier Jahre zwischen 1917 und 1920 wurde die Krim von rivalisierenden Parteien zerrissen, die um die Macht kämpften – von »Roten«, Deutschen, den Alliierten, den »Weißen« Armeen Denikins und Wrangels –, bis sie schließlich im November 1920 von der Roten Armee besetzt wurde.

Am 18. Oktober 1921 schuf ein Dekret des Obersten Sowjets die Sowjetrepublik der Krim, deren Regierung eine Koalition von russischen Kommunisten und Tataren, früheren Kämpfern der *Milli Firka*, darstellte. Die Mohammedaner erfreuten sich in den ersten Jahren der Sowjetherrschaft eines gewissen Maßes an Autonomie: die tatarische Sprache wurde, zusammen mit dem Russischen, als offizielle Sprache der Republik anerkannt; eine Reihe von tatarischen Schulen wurde eröffnet, und einige Tataren wurden in staatliche Ämter berufen. Aber die wirkliche Macht lag weiterhin in den Händen der Russen. Im Jahr 1922 zählte die Kommunistische Partei der Krim bei einer Gesamtmitgliederzahl von 5875 nur 192 Tataren.

Das Bündnis zwischen russischen Kommunisten und tatarischen Nationalisten endete auf tragische Weise im Jahr 1928, als die Regierung in Moskau mit der Liquidierung der tatarischen »bürgerlichen Nationalisten« begann. Der Präsident

des Rates der Volkskommissare der Republik, Weli Ibragimow, und eine große Anzahl seiner Anhänger wurden damals verurteilt und hingerichtet.

Unter der Sowjetherrschaft hielt der regelmäßige Zustrom von russischen Einwanderern auf die Krim an. Bei der Volkszählung von 1926 war die Gesamtzahl der Bevölkerung der Republik auf 875 100 gestiegen, von denen nur 23% Tataren waren.

Während des Zweiten Weltkrieges wurde die Halbinsel von der deutschen Wehrmacht besetzt. Als sie 1944 von sowjetischen Truppen zurückerobert wurde, wurde die gesamte tatarische Bevölkerung des »Verrats« und der »Kollaboration« während der Besetzung angeklagt und nach Sibirien und Zentralasien deportiert. Die Halbinsel wurde in die ukrainische Republik eingegliedert. Mit dieser Deportation endete die Geschichte der Krimtataren in einer Katastrophe. Die Überlebenden der Deportation wurden weder jemals rehabilitiert, noch wurde ihnen erlaubt, in ihre alte Heimat zurückzukehren. Gegenwärtig leben sie zerstreut in den zentralasiatischen Republiken. Es besteht guter Grund für die Annahme, daß sie von den türkischen Nationen Turkestans allmählich absorbiert werden. In Taschkent erscheint weiterhin eine Zeitung in krimtatarischer Sprache als letzter armseliger Überrest einer langen und glorreichen Vergangenheit.

II. Die Kasachensteppen unter russischer Herrschaft

Das gewaltige Territorium der Kasachensteppen und der kirgisischen Gebirge wurde nicht, wie im Fall der anderen mohammedanischen Gebiete, durch militärische Eroberungen erworben. Der Anschluß dieses Gebiets an Rußland begann vielmehr zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit der Errichtung eines sehr lockeren Protektorates über die Kasachen-Khane, die die Unterstützung der Russen gegen die Einfälle der Oiraten suchten. Darauf folgte in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Bau von Befestigungslinien und Festungen, zunächst am Rand und dann im Herzen der Steppen, und schließlich kam es zur Einführung einer direkten Verwaltung.

Als Schlußdatum der Eroberung kann der Zeitpunkt gelten, zu dem die Macht der Khane in den vier Horden beseitigt wurde: 1822 in der Mittleren Horde, 1824 in der Kleinen Horde, 1845 in der Bukejschen Horde und 1848 in der Großen Horde. Zum Schluß besetzten die Russen im Jahr 1864 das Syr-darja-Gebiet, das sich im Besitz der turkestanischen Emirate befand, dessen Bevölkerung jedoch aus Kasachen bestand.

Die Errichtung der russischen Herrschaft wurde langsam und vernünftig durchgeführt. Die Regierung in St. Petersburg gab den Kasachen nicht den Untertanenstatus. Sie blieben vielmehr »Fremde« (*Inorodtsy*), waren vom Militärdienst befreit, behielten zum Teil ihr eigenes Gewohnheitsrecht und durften, obgleich ihr Adel seiner feudalen Rechte beraubt war, im örtlichen Bereich weiter ihre Selbstverwaltung durch »Ältestenräte« ausüben. In ihren

Beziehungen zu den Kasachen bediente sich die russische Verwaltung bis 1860 der Dienste der Kasantataren, die daraus ihren Nutzen zogen, indem sie auf die Kasachen ihren politischen und wirtschaftlichen Einfluß geltend machten und den mohammedanischen Glauben bei den noch halbanimistischen Nomaden stärkten.

Inzwischen verschlechterten sich die Beziehungen zwischen den Russen und den Kasachen sehr schnell. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts führten die Ansiedlung von Kosaken in den westlichen, nördlichen und östlichen Randgebieten der Steppe und dann im 19. Jahrhundert die Gründung der ersten landwirtschaftlichen Kolonien durch Russen und Ukrainer zu einer fortschreitenden Reduzierung des un bebauten Landes, das für die Bewegung der Nomadenherden von wesentlicher Bedeutung war. Sehr bald, sogar noch vor der Errichtung der direkten Verwaltung, brachen antirussische Revolten aus, die meist von dem jetzt enteigneten höheren oder niederen Adel angeführt und von den Khanaten Chiwa und Kokand unterstützt wurden. In knapp einem Jahrhundert, zwischen 1783 und 1870, haben acht Aufstände von größerer Bedeutung stattgefunden.

Der erste, der die Fahne des Aufstands erhob, war ein niedriger Adliger (*Batyr*) der Kleinen Horde, Srym Datow, der 1783 einen Guerillakrieg gegen die Befestigungslinie am Ural führte. Srym Datow wurde von den Russen erst 1797 endgültig besiegt. Er floh nach Chiwa und wurde dort im Jahr 1802 ermordet. In der Mittleren Horde begann der Widerstand gegen die Errichtung der russischen Verwaltung im Jahr 1825 nach der Beseitigung des Khanats. An seiner Spitze standen zwei Nachkommen der vertriebenen Herrscher, Sarschan Kasymow und Ubaidullah Walichanow, beides Enkel von Ablai Khan. Durch die Uralkosaken, von denen sie in die Steppen verfolgt wurden, besiegt, flohen die beiden Khane nach Kokand. Sarschan versuchte zwischen 1831 und 1834 mit Hilfe von Truppen, die er in Kokand angeworben hatte, in die Steppen zurückzukehren, wurde jedoch abermals geschlagen. 1837 nahm ein anderer Enkel Ablai Khans, Kenesary, den Kampf wieder auf. Kenesary war ein hervorragender Organisator und ein tapferer Krieger, dem es während eines Jahrzehnts vereinzelter Konflikte und kurzer Waffenruhen gelang, seine Autorität in der Mittleren Horde und bei einigen Stämmen der Großen Horde wiederherzustellen. Um den mörderischen Angriffen, die er gegen die unter direkter russischer Kontrolle stehenden Gebiete (Petropawlowsk und Akmolinsk) führte, ein Ende zu machen, bauten die Russen die Festungen Turgai und Irgis weit im Innern der Steppen. Im Jahr 1846 gelang es ihnen, Kenesary nach Süden zurückzutreiben. 1847 zwangen sie ihn, im T'ien-schan-Gebirge Zuflucht zu suchen, wo er von den Kirgisen besiegt und getötet wurde. Damit endete der einzige ernsthafte Versuch der früheren Herrscher, die Nomadenstämme zu einigen und sie gegen die Eroberer zu führen.

Zur gleichen Zeit entstand unter den Kasachen der Bükejschen Horde, die ihre Herden zwischen der Wolga und dem Ural-Fluß weideten, eine Bewegung, die zugleich gegen die Russen und die Macht Dschangir Khans gerichtet war. Die

Aufrührer, die von einem *Bei*, Isatai Taimanow, und einem Volkssänger, Mahambet Utemisow, angeführt wurden, belagerten im Jahr 1837 Dschangirs Hauptstadt Chanskaja Stawka, wurden aber von einer russischen Abteilung besiegt und gezwungen, in das Gebiet der Kleinen Horde zu fliehen. Isatai wurde 1838 und Mahambet 1846 getötet.

1855 erhob sich auf Betreiben eines anderen *Batyr*, Eset Kotibarow, der Clan der Schekly, der seine Herden westlich vom Aral-See weidete. Der Aufstand wurde drei Jahre später niedergeschlagen. Ebenfalls 1855 leitete der *Batyr* Dschanhoddscha Nurmuhammedow den Widerstand der südlichen Kasachen gegen die ersten russischen Siedlungen, die am Syr- darja gegründet werden sollten.

Die letzten antikolonialen Unruhen fanden in den Jahren 1867/1868 in den Gebieten von Uralsk und Turgai statt, wo der Kampf der Stämme unter der Fahne des Islam geführt wurde und den Charakter eines »Heiligen Krieges« gegen die »Ungläubigen« annahm und nur durch das Eingreifen eines russischen Heeres von beachtlicher Stärke niedergeschlagen werden konnte. Eine andere Revolte brach in der gleichen Periode im Gebiet von Mangyschlak am Ostufer des Kaspischen Meeres aus, wo die Rebellen russische Dörfer angriffen, jedoch von Militäreinheiten, die auf dem Seewege von Baku dorthin gebracht worden waren, schließlich zersprengt wurden.

Vollkommen ausgeblutet, war der alte Feudaladel nach 1875 nicht länger fähig, sich der russischen Anwesenheit gewaltsam zu widersetzen. Das Kasachenland schien »pazifiziert« zu sein. Es zeigte sich jedoch, daß sich die Kasachen unter dem Einfluß der von den Tataren verbreiteten pantürkischen und panislamischen Ideen jetzt nicht mehr nur einem Clan oder Stamm, sondern auch einer »Nation« zugehörig fühlten. Die Russen, die einerseits durch dieses neue Nationalgefühl beunruhigt wurden, es aber andererseits zu ihrem eigenen Vorteil auszunutzen hofften, gingen in den Jahren nach 1870 zu einer neuen Politik über, die darauf abzielte, den Einfluß der Tataren zu neutralisieren. Es wurden Maßnahmen getroffen, die die Tataren daran hindern sollten, in kasachischen Lehranstalten Unterricht zu erteilen. Dafür wurden russisch-kasachische Schulen gegründet, die zur Heranbildung einer neuen, »westlich geprägten« Intelligenz führten, welche in der Zusammenarbeit mit den Russen die einzige Möglichkeit sah, die Kasachen auf den Weg des Fortschritts zu führen. Die typischsten Vertreter dieser neuen Intelligenz waren drei große Schriftsteller, Tschokan Walichanow (1835–1865), ein Offizier der russischen Armee und Orientalist, Ibrai Altynsaryn (1841–1889), ein Ethnograph und Pädagoge, und Abai Kununbajew (1845–1904), ein begabter Philosoph, der für die liberalen Ideen gewonnen wurde. Andere Intellektuelle, die vom Adel abstammten und in russischen Schulen erzogen waren – Ali Bukejchanow, Ahmed Baitursun, Mir- Yakub Dulat usw. –, folgten seit Beginn des 20. Jahrhunderts den Spuren dieser drei kasachischen Kulturträger. Mit ihnen nahm die nationalistische Bewegung einen völlig »kasachischen« Charakter an und

war nicht mehr nur pantürkisch, sondern widersetzte sich mitunter sogar den Bestrebungen anderer Mohammedaner in Rußland, insbesondere der Tataren.

Der Traum von einer fruchtbaren Zusammenarbeit mit den Russen war jedoch eine Utopie. In den Jahren 1891/92 brach eine riesige Welle von Kolonisten in das Land ein, die sich von den jungfräulichen Steppengebieten angezogen fühlten. Mehr als eine Million Bauern kamen aus Rußland und siedelten sich in der Gegend von Turgai, Akmolinsk und Semipatalinsk sowie in Kirgisien an und verursachten einen Rückgang des Viehbestands und ein katastrophales Absinken des Lebensstandards, der bei den Nomaden sowieso schon sehr niedrig war. Von nun an wurde das Leben in den Steppen von den täglichen Auseinandersetzungen zwischen den russischen Siedlern und den Kasachen geprägt. Eine Krise wurde unvermeidlich. Im Jahr 1916 brach sie mit ungewöhnlicher Heftigkeit herein.

Während wirtschaftliche Schwierigkeiten die indirekte Ursache des großen Aufstandes der Kasachenstämme waren, lag die direkte Ursache in der Verkündung des Mobilisierungsdekrets für die »Fremden« vom 25. Juni 1916, durch welches diese nicht zum Militärdienst, sondern zum Arbeitsdienst verpflichtet wurden. Die Unruhen begannen im Gebiet der Usbeken, in Chodschent und in Dschisak. Sie breiteten sich schnell nach Kasachstan und Kirgisien aus und nahmen bald den Charakter einer nationalen Erhebung an. Mehrere tausend Siedler und Zehntausende von Kasachen und Kirgisen wurden umgebracht, abgesehen von der sehr großen Zahl derer, die durch Hunger und Krankheit starben. Mehr als 300000 Nomaden, die Repressalien fürchteten, fanden in China Zuflucht. Der Aufstand wurde überall mit ungewöhnlicher Grausamkeit niedergeschlagen. Lediglich im Gebiet von Turgai vermochten sich die Aufständischen unter der Führung von Amangeldy Imanow und Alibij Dschangildin bis zur Februarrevolution von 1917 zu halten.

Nach dem Sturz der Zarenherrschaft gründeten die Führer der Kasachen eine nationale Partei mit liberalem Programm, die »Alasch-Orda«. Nach der Oktoberrevolution verbündete sich die »Alasch-Orda« zunächst mit den antibolschewistischen Truppen der Kosaken von Orenburg, dem Ural und dem Siebenstromland und bildete mit diesen eine nationale Regierung, deren Autorität jedoch rein nominell war und die, da sie nicht genügend Truppen zur Verfügung hatte, nicht verhindern konnte, daß der Bürgerkrieg auf die Steppen übergriff. Auf Grund des systematischen Widerstands der »Weißen« gegen ihre Bestrebungen beschlossen die Führer der »Alasch-Orda« im März 1919, sich den »Roten« anzuschließen, und unterzeichneten ein Abkommen mit der Sowjetregierung, durch welches sie die Interessen der kasachischen Nation zu sichern hofften. Nach dem Bürgerkrieg gewährte die Sowjetregierung den Kasachen und Kirgisen Regionalautonomie. Das ehemalige Gebiet der Kirgisen im T'ien-schan wurde in ein autonomes Gebiet und später in die Kirgisische Sowjetrepublik (5. Dezember 1936) umgewandelt. Die Kirgisen, die 1959 ungefähr 837000 Menschen zählten, bilden nicht einmal 40,5% der

Gesamtbevölkerung. Auch die Kasachen hatten nun ihre eigene Republik, die zunächst autonom war und dann in eine Sowjetrepublik umgewandelt wurde (5. Dezember 1936). Die früheren Führer der »Alasch-Orda« spielten in der Regierung zunächst eine einflußreichere Rolle als die Kommunistische Partei und konnten sich bis ungefähr 1928 an der Macht halten. Sie beherrschten das kulturelle Leben des Landes und waren bestrebt, die kulturelle Integrität und den besonderen Charakter der kasachischen Gesellschaft zu erhalten. Ab 1924 widersetzten sie sich jedoch den russischen Kommunisten in einer Reihe von Streitfragen, vor allem im Zusammenhang mit den Problemen der Sesshaftmachung der Nomaden und der Vernichtung der besitzenden Klassen, die sie zu schützen suchten. Im April 1928 wurden sie zu »bürgerlichen Nationalisten« erklärt und beinahe ausnahmslos liquidiert.

Die furchtbare Hungersnot, die die Steppen im Jahr 1921 heimsuchte, und noch mehr die nach 1928 durchgeführte brutale Politik der Sesshaftmachung der Nomaden bedeuteten für die kasachische Nation, die zwischen 1926 und 1939 beinahe eine Million Menschen verlor, schwere Schläge. Gegenwärtig zählt sie nur etwas mehr als 3500000 Menschen im Vergleich zu über 4600000 im Jahr 1926. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hielt der Zustrom von russischen und ukrainischen Bauern und Arbeitern in verstärktem Maß an. Heute stellen die Kasachen nicht mehr als 29,6% der Bevölkerung ihrer eigenen Republik dar.

III. Turkestan unter russischer Herrschaft

Turkestan wurde von den russischen Armeen erst in den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts erobert, doch die ersten Kontakte zwischen Rußland und den zentralasiatischen Khanaten gehen auf den Beginn des 18. Jahrhunderts zurück. 1714 drang auf Befehl Peters des Großen zum ersten Mal ein russisches Heer in die transkaspischen Steppen ein. Drei Jahre später versuchte ein anderes Heer unter der Führung von Fürst Bekowitsch-Tscherkasski sogar, von Astrachan aus Chiwa zu erreichen, doch geriet es in der Wüste in einen Hinterhalt und wurde vernichtet. Der Fürst selbst wurde getötet. Im Jahr 1715 versuchte ein anderes Heer unter dem Kommando von Bukholz, vom sibirischen Tobolsk aus Turkestan von Norden her zu erreichen. Es kam jedoch mit den Oiraten in Berührung, die damals auf der Höhe ihrer Macht standen, und wurde zum Rückzug gezwungen. Im Jahr 1840 führte noch einmal General Perowski, der Gouverneur von Orenburg, eine starke russische Abteilung gegen Chiwa, doch der Feldzug erwies sich als ein vollkommener Fehlschlag.

Die wirkliche Eroberung Turkestans begann erst nach 1847, das heißt nach der Niederschlagung des Aufstandes des Kasachen-Khans Kenesary, der zwischen 1837 und 1847 den russischen Truppen den Weg zum Syr-darja versperrte. Im Jahr 1847 erbauten die Russen in der Nähe der Mündung des Syr-darja das Fort Raim, den ersten militärischen Stützpunkt an den Grenzen von Chiwa. 1855 entrissen sie dem Khanat von Kokand die Festung Ak Metschet am Mittellauf

des Syr-darja und begannen danach sofort mit der Errichtung einer Befestigungslinie längs des Flusses. Zur gleichen Zeit bedrohte eine andere Offensive, die von Semipalatinsk ausging, Turkestan vom Nordosten. Dies hatte den Bau von Wjorny, dem jetzigen Alma-Ata, im Jahr 1854 zur Folge.

Keine Macht schien sich dem russischen Vordringen nach Turkestan widersetzen zu können. Die drei Fürstentümer, in die das Land geteilt war, Chiwa, Buchara und Kokand, waren durch innere Kämpfe und durch Nomadenaufstände geschwächt. Darüber hinaus machten die zurückgebliebene Wirtschaft und das Fehlen von modernen Truppen jeden ernsthaften Widerstand gegen die organisierte Macht Rußlands zu einem Risiko. Trotzdem wurde die Eroberung durch den Krimkrieg, den Widerstand der Kasachenstämme und den Krieg im Kaukasus verzögert. Sie konnte erst nach der endgültigen Niederlage des *Imams* Schamil, durch welche die in Daghestan gebundenen Truppen frei wurden, auf systematische Weise fortgeführt werden. Im Jahr 1855 verließ ein Heer unter General Tschernjajew Wjorny und eroberte die Stadt Turkestan (Jassy), dann Tschimkent und im Mai 1856 Taschkent, das damals zum Khanat von Kokand gehörte. Zwei Jahre später griffen die Russen Buchara an. Im Mai 1868 nahmen sie Samarkand und vernichteten im Juni des gleichen Jahres bucharische Truppen in der Schlacht von Zerabulak. Am 23. Juni 1868 unterzeichnete der Emir von Buchara einen Vertrag, der seinen Staat unter russisches Protektorat stellte. 1873 kam die Reihe an Chiwa. Die Hauptstadt des Khanats wurde besetzt. Am 22. August machte ein Vertrag seiner Unabhängigkeit ein Ende.

Zuletzt wurde im Jahre 1875 Kokand angegriffen. Die Hauptstadt kapitulierte am 29. August. Am 19. Februar 1876 wurde das Khanat, der gefährlichste Gegner Rußlands in Zentralasien, abgeschafft und sein Territorium dem Generalgouvernement Turkestan angegliedert. Die Eroberung Turkestans wurde in den Jahren 1873 und 1874 durch die Besetzung des Gebiets der Turkmenen abgeschlossen. 1879 wurde von General Skobeljew noch die Oase Gök-Tepe eingenommen, und 1884 wurde das Gebiet von Merw besetzt.

Mit Ausnahme des Territoriums der beiden Schutzstaaten wurde Turkestan in ein Generalgouvernement umgewandelt, das einer Militärverwaltung unterstellt wurde, die dem Kriegsministerium verantwortlich war. Gegenüber der mohammedanischen Bevölkerung nahmen die Russen weiterhin eine »koloniale« Haltung ein. Im Gegensatz zu den Maßnahmen, wie sie sie in anderen mohammedanischen Ländern, die sie von den Türken erobert hatten, anwandten, versuchten sie nicht, die einheimische Bevölkerung zu russifizieren oder zumindest mit der europäischen Zivilisation bekanntzumachen. Die Turkestaner galten nicht als Bürger des Reiches und konnten nicht zum Militärdienst herangezogen werden. Sie behielten ihr eigenes Rechtssystem, das auf dem islamischen Recht beruhte, und ihre eigene Lokalverwaltung. Die russischen Behörden versuchten von oben her die traditionellste Form einer Gesellschaft zu bewahren, die durch einen extremen islamischen

Konservatismus beherrscht wurde, der sich äußeren Einflüssen völlig verschloß. Sie widersetzten sich vor allem jedem Kontakt zwischen den Turkestanern und ihren weiter fortgeschrittenen Glaubensgenossen an der Wolga und wiesen die tatarische Forderung zurück, die Jurisdiktion der Mohammedanischen Geistlichen Versammlung von Orenburg auf Turkestan auszudehnen. Aus allen diesen Gründen erwachte das Nationalbewußtsein bei den Turkestanern viel langsamer als bei den übrigen Türken Rußlands.

Auf der anderen Seite war Turkestan, ein Land der Oasen, im Gegensatz zu den Kasachensteppen und den kirgisischen Gebirgen für die russische Kolonisation kaum geeignet, die, wo sie erfolgte, sich in sehr bescheidenen Grenzen hielt. Doch das Land, das für die Kultivierung zur Verfügung stand, war so knapp, daß der Zustrom an Siedlern, obwohl er nur gering war, genügte, um Konflikte zwischen den Russen und den Einheimischen hervorzurufen. Andererseits führte der Bau von Eisenbahnen und die Errichtung einer Textilindustrie zum Zuzug einer Anzahl russischer Arbeiter. Infolgedessen nahmen die Städte Turkestans schnell den Charakter von Kolonialstädten an, in denen sich Seite an Seite mit der alten »Eingeborenenstadt« auch ein modernes »Europäerviertel« befand.

Der Widerstand gegen die russische Kolonisation begann in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Die einzelnen Bewegungen nahmen einen religiösen Charakter an, sie wurden zum »Heiligen Krieg« gegen die »Ungläubigen« und zielten mitunter auf die Wiedererrichtung des früheren Khanats von Kokand ab. Die Führer stammten fast stets aus einem religiösen Milieu, oft aus Sufi-Orden, deren Anhängerschaft aus Bauern und städtischen Handwerkern bestand. Alle diese Bewegungen waren anarchistisch und spontan. Sie erhielten keine fremde Unterstützung und konnten deshalb leicht zerschlagen werden. Die erste Aufstandsbewegung wurde im Jahr 1885 im Ferghana-Tal von Khan Tore, einem Derwisch, angeführt. Ihr folgten im Jahr 1891 Unruhen in Namangan und 1892 Erhebungen in Taschkent und in der Umgebung von Kokand. Im Jahr 1898 führte die wachsende Unzufriedenheit zu einer bedeutsameren Bewegung, die von der Sufi-Bruderschaft der Naqschbandis organisiert wurde, zur sogenannten Revolte des Ischan Madali, der, nachdem er mehr als 2000 Kämpfer zusammengebracht hatte, einen Heiligen Krieg erklärte. Die Rebellen griffen die russische Garnison von Andischan (Andidschan) an, doch wurden sie nach einigen anfänglichen Erfolgen besiegt und schwer bestraft.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts machte die Wachsamkeit der russischen Behörden jede weitere Neigung zur Rebellion zunichte. Von nun an zeigte sich der Widerstand gegen den russischen Druck nur noch in Gestalt der Reformbewegung. Trotz der Zensur begannen am Ende des 19. Jahrhunderts Reform- und pantürkische Ideen in Turkestan einzudringen, an erster Stelle dank der persönlichen Initiative Ismail Bei Gasprinskis und seiner Schüler von der Krim, seit 1905 aber auch dank der Tätigkeit der Wolgatataren und schließlich nach 1908 infolge des Einflusses der Jungtürken. Mit dem Sieg Japans über

Rußland begann ein neuer Abschnitt in den Beziehungen zwischen Rußland und den Turkestanern. Die Russen erschienen nicht mehr unbesiegbar, und die Turkestaner gingen nach und nach zu politischen Forderungen über. Es wurden einige geheime oder halbgeheime Gesellschaften gegründet, die nationalistische Werke publizierten und verbreiteten. Andere politische Gruppen, die Jung-Bucharer und die Jung-Kiewer, widmeten sich offen der revolutionären Tätigkeit.

Die Februarrevolution des Jahres 1917 gab den Turkestanern Gelegenheit, ihre Forderungen offen auszusprechen. Im März 1917 beriefen sie in Taschkent einen Moslem-Kongreß ein und bildeten ein Nationalkomitee. Als die Oktoberrevolution ausbrach, versuchte das Nationalkomitee, die Macht zu ergreifen, und setzte in Kokand eine Moslem-Regierung für Turkestan ein. Dieser Versuch war jedoch nur von kurzer Dauer. Die Regierung in Kokand hatte weder Verwaltungskader noch vor allem Truppen zu ihrer Verfügung, die in der Lage gewesen wären, ihr Bestehen zu sichern. Im Januar 1918 entsandte der russische Sowjet von Taschkent seine Truppen, die aus russischen Arbeitern bestanden, gegen Kokand. Am 19. Februar wurde die Stadt eingenommen und geplündert.

Die ersten zwei Jahre des Sowjetregimes in Turkestan waren durch die völlige Herrschaft der russischen Kommunisten von Taschkent über die einheimischen Mohammedaner gekennzeichnet. Die Hauptsorge der sowjetischen Behörden, die vom übrigen Rußland durch »Weiße Armeen« abgeschnitten waren, bestand nicht darin, lediglich gegen ihre konterrevolutionären Feinde zu kämpfen, was sie mit wilder Energie taten, sondern viel mehr in dem Bemühen, von den mohammedanischen Revolutionären Distanz zu halten. Einer der Führer des Sowjets von Taschkent faßte diese Haltung z.B. in folgende Formel: »Da die Revolution von den Russen gemacht worden ist, sind sie es und nur sie allein, die von ihr profitieren sollen.« Ende 1919 stieß die Rote Armee von der Wolga her nach Zentralasien vor. Ihre Kommandeure gingen sofort zur Vernichtung der Khanate von Chiwa (Dezember 1919) und Buchara (Februar 1920) über. Die beiden Fürstentümer wurden in die Volksrepubliken von Choresmien und Buchara umgewandelt.

Trotz dieses Sieges blieb die Lage der Sowjetmacht in Turkestan weiterhin schwierig, da sie einer doppelten Bedrohung, einer äußeren und einer inneren, entgegentreten mußte. Auf der einen Seite mußte sie gegen die Basmatschis kämpfen, mohammedanische Guerillas, die mehr als 20 000 Kämpfer zählten und sich im Gebirgsland des östlichen Buchara, dem heutigen Tadschikistan, verschanzt hatten. Es handelte sich dabei um eine Erhebung der Landbevölkerung, die sich ebenso sehr gegen die Russen wie gegen den Kommunismus richtete. Im Jahr 1925 hatte die Bewegung noch vor dem Eingreifen gut bewaffneter russischer Truppen zu erschlaffen begonnen. Eine Gruppe der Aufrührer suchte in Afghanistan Zuflucht, aber vereinzelte Gruppen hielten sich in den Bergen bis 1936.

Die andere Gefahr lag bei den ehemaligen Reformern, die nach 1920 geschlossen der Kommunistischen Partei beitraten. Zwar wurden sie Kommunisten, doch blieben sie zugleich auch Nationalisten und Pantürken und beherrschten einige Jahre hindurch das politische Leben Turkestans. Sie widersetzten sich den Russen und strebten danach, einen »mohammedanischen« Nationalkommunismus und einen riesigen türkischen Staat zu schaffen, der Turkestan, Kasachstan, Kirgisien, Baschkirien und Tatarstan umfassen sollte, ein Projekt, das dem zur gleichen Zeit von Sultan Galijew in Kasan ausgearbeiteten Plan für einen turanischen Staat sehr ähnlich war.

Die Russen reagierten zunächst vorsichtig, indem sie nach 1921 die einheimischen Kommunisten aus den verantwortlichen Stellungen entfernten. 1924 wurde Turkestan trotz des Widerstands der letzteren in nationale Republiken verstümmelt – Usbekistan, Tadschikistan und Turkmenistan –, die dem Traum von einem türkischen Einheitsstaat ein Ende setzten. Schließlich begannen dort im Jahr 1930 die Massensäuberungen, die beinahe ohne Unterbrechung bis 1938 andauerten und in deren Verlauf der größte Teil der einheimischen Intelligenz, die sich nach 1919 dem kommunistischen Regime angeschlossen hatte, zugrunde ging.

Doch obwohl die separatistischen und autonomen Bestrebungen der Turkestaner zunichte gemacht wurden, ist Zentralasien heute dennoch die letzte türkische Bastion in der Sowjetunion. Auf Grund der geographischen Struktur des Landes (Wüsten und Oasen) ist die russische Kolonisation immer noch schwach. Nach einer Schätzung aus dem Jahr 1959 lebten in Usbekistan und Tadschikistan sogar weniger als 15% Nichtmohammedaner und in Turkmenistan weniger als 20%. Es scheint, daß von all den Gebieten, die einst Teile des riesigen mongolischen Reiches waren, Turkestan das einzige ist, in dem die Zukunft noch den türkischen Stämmen gehören kann.

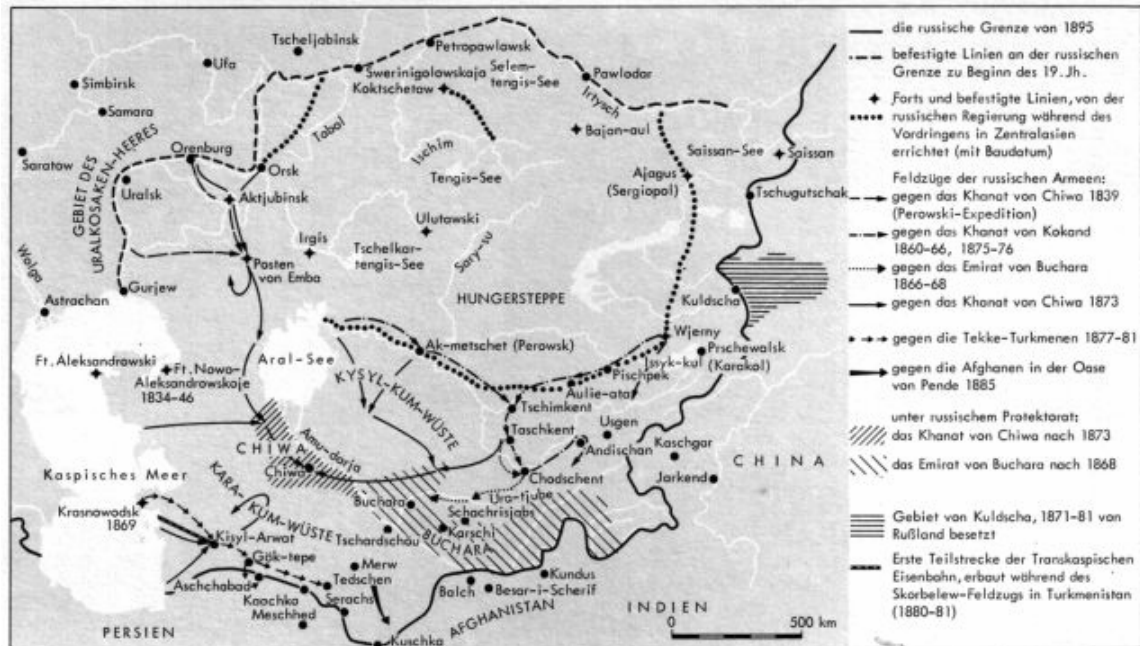
15. Die russische Eroberung und Verwaltung Turkestans (bis 1917)

Die wachsende Macht Rußlands, die mit der zunehmenden Schwäche und Uneinigkeit der Staaten des westlichen Zentralasien Hand in Hand ging, mag bereits im 17. Jahrhundert das spätere Schicksal Turkestans angekündigt haben. Jedoch nach einer anfänglichen Expansionswelle auf Kosten der Khanate von Kasan, Astrachan und Sibir wurde Rußland in anderen Gebieten so stark in Anspruch genommen, daß es sich gezwungen sah, an seinen südöstlichen Grenzen zu einer Verteidigungsstrategie überzugehen. Vom Kaspischen Meer bis zum Altai-Gebirge wurde eine lange Linie von Kosakenkolonien errichtet, deren Basen Orenburg, Petropawlowsk, Omsk, Semipalatinsk und Ust-Kamenogorsk waren und die die Kasachen an Einfällen in das Wolgagebiet und nach Westsibirien hindern sollte.

Diese Defensivpolitik war niemals befriedigend. Die Kasachen, die zwar seit den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts nominell russische Untertanen waren, brachen häufig durch die russischen Linien, um Siedlungen anzugreifen. Das

Khanat von Chiwa unterstützte die Kasachen bei Revolten, gewährte den Rebellenführern Zuflucht und war ein guter Markt für russische Gefangene. Der russische Handel mit den zentralasiatischen Staaten blieb wegen der kasachischen Angriffe auf die Karawanen unentwickelt.

In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts bemühte sich Rußland schließlich um eine stabilere Grenze. Die kasachische Unabhängigkeit wurde durch die Beseitigung der Khanate der Kleinen und Mittleren Horde (1822 und 1824) und durch die Bildung kleinerer Herrschaftsgebiete, die von Sultanen unter russischer Oberaufsicht regiert wurden, untergraben. In der Steppe wurden Grenzposten errichtet: Koktschetaw und Karkaralinsk (1824), südlich von Orenburg; ferner Kokpekty (1820), Bajan-aul (1826) und – nach der Erforschung dieses Gebietes durch Alexander von Humboldt – Sergiopol (1831), südlich von Semipalatinsk. Die Gesandtschaftsreisen N.N. Murawijews nach Chiwa (1820) und A. Negriz nach Buchara (1820) sowie die Expeditionen von Oberst F.F. Berg und E. Eichwald (1825 bis 1826) vermittelten wertvolle Nachrichten über die Gebiete jenseits der Grenzen. Während der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts wurde auf der Halbinsel Mangyschlak das Fort Nowo-Aleksandrowskoje errichtet, während die steigende Notwendigkeit, den Handel zu schützen und dem britischen Einfluß in Afghanistan zu begegnen, zu einer größeren Expedition gegen Chiwa führte, die von General W.A. Perowski geleitet wurde. Der Wintermarsch des Jahres 1839 endete mit dem Verlust von beinahe tausend Mann und des größten Teils der Transportmittel der Expedition. Perowskis Mißgeschick unterstrich die Notwendigkeit von weiteren vorgeschobenen Stützpunkten in der Steppe. Während der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts wurden südlich von Orenburg mehrere kleine Forts errichtet: Turgai und Irgis (1845), Atbasar und Ulutawsk (1846). Raim (Aralskoje), das 1847 an der Mündung des Syr-darja erbaut wurde, machte die russischen Absichten in diesem Gebiet besonders deutlich. Im Osten sicherte die Gründung von Kopal (1847) am Fuß des Ala-tau-Gebirges die Gegend nördlich des Ili-Flusses.



© Abb. 26: Die russischen Eroberungen in Zentralasien

Rußland drang nun in Gebiete ein, die vom Khanat von Kokand beansprucht wurden, die aber praktisch unverteidigt waren. 1853 gewann sich Perowski seine Lorbeeren zurück, indem er mit russischen Truppen von Aralskoje den Syr-darja aufwärts marschierte, um das Fort Nr. 1 (Kasalinsk) zu erreichen. Danach stieß er weiter vor, um das zu Kokand gehörende Fort Ak- metschet (in Perowsk umbenannt) einzunehmen. Im Osten eroberten russische Truppen das Gebiet südlich des Ili-Flusses und gründeten die Stadt Wjorny (Alma-Ata, 1854). Die Pläne der russischen Regierung, diese beiden südlichen Ausläufer ihrer Macht miteinander zu verbinden, wurden zunächst durch den Krimkrieg (1854-1856) verhindert. Es folgte nun eine Periode der Konsolidierung. Der westliche Teil der Kasachensteppe wurde 1859 zur *Oblast* (Bezirk) der Kirgisen von Orenburg erklärt, die von Orenburg aus verwaltet wurde. Der östliche Teil der Steppe wurde in die *Oblast* der sibirischen Kirgisen, die von Omsk aus, und in die *Oblast* von Semipalatinsk (1854), die von Semipalatinsk aus verwaltet wurde, aufgeteilt.

Die Notwendigkeit, in der Frage der Baumwollversorgung eine Alternativlösung zu finden, die während des amerikanischen Bürgerkrieges (1861-1865) plötzlich akut wurde, führte zur Wiederaufnahme der Operationen. Im Mai 1864 brach Oberst M.G. Tschernjajew mit einer Truppe von 2600 Mann von Wjorny und Oberst N.A. Werewkin mit einer Truppe von 1600 Mann von Perowsk auf. Am 4. Juni stürmten Tschernjajews Truppen die Stadt Aulie-ata, das heutige Dschambul. Der Sieg kostete sie nur 3 Verwundete, während die einheimische Garnison, die aus ungefähr 1500 unzulänglich bewaffneten, schlecht geführten und undisziplinierten Soldaten bestand, 307 Tote und 390

Verwundete verlor. Werewkin nahm die Stadt Turkestan (Jassy) mit ähnlicher Leichtigkeit. Die beiden Heere vereinigten sich dann unter Tschernjajews Kommando und stürmten am 22. September nach einer viertägigen Belagerung die Zitadelle von Tschimkent. Der größte Teil der einheimischen Garnison von 10 000 Mann floh; die Russen verloren nur 2 Mann. Mit dieser Aktion eroberten die Russen das ganze Tschu-Tal und schlossen die Kasachensteppe in einen Ring von russischen Forts ein.

Die Nachrichten von diesen Operationen erweckten in den Hauptstädten der europäischen Mächte Besorgnis. Besonders Großbritannien fürchtete für seine indischen Besitzungen. Fürst A.M. Gortschakow, der russische Außenminister, beschwichtigte diese Befürchtungen in einem geschickt abgefaßten Rundschreiben an die Großmächte vom 21. November 1864. Gortschakow erklärte, daß Rußlands Hauptmotiv lediglich darin bestände, sich eine wirksame Grenze zu sichern, eine Grenze, die gegen Überfälle verteidigt werden könne. Das russische Reich brauche deshalb nur so weit vorzudringen, bis es die Grenzen seßhafter Staaten erreiche. Dort würde Rußland haltmachen und eine Linie von Forts errichten, um diese Grenze zu halten, den plündernden Stämmen beizubringen, daß Handel besser als Raub sei, und sie mit den Segnungen der »westlichen Zivilisation« zu beglücken.

Zu Anfang des Jahres 1865 wurden die neugewonnenen Territorien in die *Oblast* von Turkestan umgewandelt und einem Militärgouverneur unterstellt, der sowohl für die militärischen als auch für die zivilen Belange zuständig und dem Generalgouverneur von Orenburg verantwortlich war. Tschernjajew, der zum Militärgouverneur ernannt wurde, erhielt den Befehl, nicht weiter vorzugehen, doch eroberte er auf eigene Initiative die zu Kokand gehörende Stadt Taschkent. Gegen Ende April 1865 eroberte er das Fort Njas-bek am Fluß Tschirtschik, der Hauptquelle für die Versorgung der Bewässerungsanlagen von Taschkent, und wenige Tage später nahm er mit nur geringen Verlusten Taschkent selbst ein.

Um Britannien zu besänftigen, berief die russische Regierung Tschernjajew zurück, doch verlieh sie ihm hohe Ehrungen. Sein Nachfolger, General D.I. Romanowski, setzte sein Programm fort. Im folgenden Frühling drang Romanowski in bucharisches Territorium ein und vertrieb mit einem kleinen Heer von 3600 Mann ein Heer von beinahe 40000 Bucharern und Kasachen, das sich bei Irdshar auf dem Weg nach Samarkand verschanzt hatte. Dann marschierte er weiter den Syr-darja aufwärts in das Territorium von Kokand und versuchte, zwischen Kokand und Buchara einen Keil zu treiben. Er nahm das Kokander Fort Nau ein, ohne auf Widerstand zu stoßen, und eroberte am 24. Mai nach einem Artilleriebombardement die Stadt Chodschent. Die Russen verloren 5 Mann und die Verteidiger 2500. Dies veranlaßte den Khan von Kokand, Khudayar Khan, zum Nachgeben. Er bekannte sich als Vasall des Zaren, erklärte sich mit den Eroberungen einverstanden, gestand den Russen das Recht zu, überall in seinem Reich Handel zu treiben, und zahlte eine

Entschädigungssumme, die den Russen die Kosten ihres Sieges über ihn ersetzen sollte.

Gewisse Anzeichen deuteten darauf hin, daß der Emir von Bucharra ebenfalls geneigt war, Frieden zu schließen, aber die russische Regierung war entschlossen, ihn in eine Lage zu bringen, die sein zukünftiges Verhalten ein für allemal festlegen würde. Der Amu-darja und nicht der Tschu oder der Syr-darja wurde jetzt als die logische südliche Grenze der russischen Macht angesehen. Im August 1866 übernahm General N.A. Kryschanowski, der Generalgouverneur von Orenburg, den Oberbefehl und bereitete einen neuen Feldzug vor. Er führte seine Truppen zunächst gegen die Festung Ura-tjube, die er am 2. Oktober einnahm. Die Russen verloren 17 Mann, die Einheimischen mindestens 2000. Einige Tage später, am 18. Oktober, nahm Kryschanowski Dschisak. Dort verloren die Russen 6 Mann und die Einheimischen 6000.

Ein kaiserliches Dekret vom 11. Juli 1867 erklärte die Bildung des Generalgouvernements Turkestan mit dem Zentrum Taschkent, das alle Gebiete, die seit 1847 in dieser Gegend erobert worden waren, umfaßte und in die *Oblasts* Syr-darja und Siebenstromland aufgeteilt wurde. General K.P. von Kaufmann, der frühere Generalgouverneur der Nordwestregion, eines Stückes des russischen Anteils an Polen, wurde auf den neuen Generalgouverneursposten berufen und erhielt ausgedehnte Vollmachten für militärische Operationen und diplomatische Verhandlungen. Kaufmann traf in den ersten Novembertagen des Jahres 1867 in Taschkent ein und nahm sofort die schwierigen Aufgaben in Angriff, die auf ihn warteten. Er organisierte die Region in einer Form, die für das nächste halbe Jahrhundert Bestand haben sollte. Zwar haben die »alten Turkestaner« seine dreizehnjährige Amtszeit als ein »Goldenes Zeitalter« überidealisiert, aber sogar Lord Curzon, der britische Vizekönig von Indien, machte ihm widerwillig das Kompliment, er besäße »unbezweifelbare, wenn auch beschränkte Größe«.

Unter Kaufmanns Regierung wurde die Region nach dem Muster der Zivilverwaltung des europäischen Rußland organisiert. Mit Ausnahme der höheren Ränge bestand die Verwaltung beinahe ausschließlich aus Zivilbeamten. Nach einer Volkszählung wurden die beiden *Oblasts* in *Ujesds* (Kreise) eingeteilt und diese in *Wolosts*. Jede *Wolost* bestand aus mehreren Nomaden-*Auls* (patriarchalischen Familiengruppen, zu denen jeweils bis zu 200 *Kibitkas* oder Haushalte gehörten) oder aus mehreren *Kischlaks* (Dörfern) der sesshaften Bevölkerung. Jedes Dorf und jeder *Aul* wählte seinen Ältesten und eine Gruppe von Wahlmännern, die an der Wahl des *Ujesd*-Vorstehers teilnahmen, der dem russischen *Ujesd*-Kommandanten verantwortlich war. Im Gerichtswesen galt weiterhin die Autorität der *Adat*, des Gewohnheitsrechts, und der *Schari'at*, des islamischen kanonischen Rechts. Nur die Prozesse, in die Russen verwickelt waren, und die größeren Strafprozesse wurden vor russischen Gerichten geführt. Abgesehen von der Abschaffung der Körperstrafe war die wichtigste russische Neuerung die Wählbarkeit der Richter, die vorher vom Staatsoberhaupt ernannt

worden waren. Das einheimische Steuersystem wurde reformiert und mit der russischen Praxis in Einklang gebracht. Eine begrenzte Landreform wurde durchgeführt. Ferner bemühte man sich um das Studium des beschwerlichen Systems der *Vaqfs* (Eigentum, das Moscheen oder wohltätigen Einrichtungen zur treuhänderischen Verwaltung übergeben wird) und des verwickelten Systems des Wasserrechts mit dem Ziel, sie zu reformieren, ohne jedoch jemals wesentliche Erfolge zu erzielen.

Kaufmann ließ die einheimischen Sitten und Gebräuche absichtlich unverändert. Obwohl er die niedrige Stellung der einheimischen Frauen und verschiedene andere Attribute der mohammedanischen Lebensweise bedauerte, zog er es vor, die Politik einer bewußten Vernachlässigung zu verfolgen und nicht den Zorn der Einheimischen durch einen direkten Angriff auf derartige Probleme hervorzurufen. Es handelte sich dabei jedoch nicht um Indifferenz, sondern um Berechnung, der die Theorie zugrunde lag, daß allmähliche Umerziehung durch die Wirkung eines guten Beispiels mehr erreichen kann als Zwang. Zu diesem Zweck widersetzte er sich den Versuchen der mohammedanischen religiösen Verwaltung in Ufa, ihre Kontrolle auf die mohammedanischen Institutionen in Turkestan auszudehnen. Aus Furcht, daß dies die mohammedanische Opposition hervorrufen und verhärten könnte, verbot er sogar der Russischen Orthodoxen Kirche, Missionare nach Turkestan zu entsenden oder in Taschkent einen Bischofssitz zu errichten.

Im Frühjahr 1868 erfuhr Kaufmann, daß der Emir von Buchara in offensichtlich feindlicher Absicht seine Truppen in Samarkand zusammenzog, und drang deshalb in bucharisches Territorium ein. Am 2. Mai nahm er Samarkand und danach die Städte Urgut und Katta-Qurghan. Einen Monat später, am 2. Juni, stieß seine Armee mit der Hauptmacht der Bucharer auf den Höhen von Zerabulak in der Nähe von Katta- Qurghan zusammen. Obwohl die Bucharer über 6000 Mann Infanterie, 15000 Mann Kavallerie und 14 leichte Kanonen in ausgezeichneten Stellungen besaßen, wurden sie unter schweren Verlusten in die Flucht geschlagen. Dies zwang den Emir zu kapitulieren. In einem Vertrag vom 18. Juni 1868 trat Buchara Samarkand, Katta-Qurghan, Chodschent, Ura-tjube und Dschisak ab und erklärte sich bereit, eine Entschädigungssumme in Höhe von 500 000 Rubeln zu zahlen. Wie im Fall von Kokand erhielten alle russischen Untertanen das Recht, Buchara ungehindert zu betreten und innerhalb seiner Grenzen Handel zu treiben, während auf russische Waren nur eine unbedeutende Steuer erhoben wurde. Die abgetretenen Gebiete wurden in das Generalgouvernement Turkestan als Serafschan-Distrikt, die spätere *Oblast* von Samarkand, eingegliedert. Der Emir bat um die Erlaubnis zur Abdankung, aber Kaufmann hielt es für nützlich, in Buchara einen Herrscher zu haben, der gelernt hatte, die russische Oberhoheit anzuerkennen. Die Russen bestätigten deshalb den Emir nicht nur als Herrscher von Buchara, sondern halfen ihm sogar, Erhebungen gegen seine Autorität zu unterdrücken.

Als nächstes eignete sich Rußland chinesisches Territorium im oberen Ili-Tal an. Im Jahr 1862 war in der Dsungarei ein Aufstand ausgebrochen, der sich bis ins Ili-Gebiet ausbreitete, wo sich 1864 die dort ansässigen Dunganen (chinesische Mohammedaner) und Tarantschis (Usbeken aus Chinesisch-Turkestan) vereinigten, um die chinesische Herrschaft abzuschütteln. Das russische Konsulat in Kuldscha und eine russische Handelsniederlassung wurden zerstört, der Handel kam zum Stillstand, und Flüchtlinge strömten über die Grenze ins Siebenstromland. Inzwischen hatte Yakub Beg, ein Kokander General, der 1853 die Verteidigung von Ak Metschet gegen Perowski geleitet hatte, in Kaschgar einen Aufstand organisiert, die Chinesen vertrieben und sich selbst ein Khanat geschaffen. Dieser neue einheimische Staat drohte das Gleichgewicht der Kräfte in Zentralasien zu zerstören. Yakub Beg verhielt sich freundlich gegenüber England und veranlaßte damit die Russen zu der Befürchtung, er könne, falls er seine Herrschaft in die Dsungarei ausdehnen würde, die angrenzende *Oblast* Siebenstromland bedrohen wie auch eine größere Ausweitung des britischen Einflusses ermöglichen, der die russischen Stellungen von der Seite her gefährden würde und schließlich sogar die Verbindungswege zwischen dem europäischen Rußland und Sibirien bedrohen könnte. Um dem vorzubeugen und der herrschenden Anarchie ein Ende zu machen, befahl Kaufmann die Besetzung des oberen Ili-Tals. Die Besetzung der Ili-Provinz (wie sie die Chinesen nannten) bzw. des Kuldscha-Distrikts (wie er von den Russen genannt wurde) wurde mit Rücksicht auf die internationale Meinung als eine rein provisorische Maßnahme hingestellt. Den Chinesen wurde versichert, daß die Besetzung nur so lange dauern würde, bis sie die Kontrolle über die aufständischen Provinzen in Kaschgar und in der übrigen Dsungarei wiedergewinnen könnten. Die Russen scheinen angenommen zu haben, daß dies niemals geschehen würde, aber 1877 wurde Yakub Beg in einem Gefecht mit den Chinesen besiegt. Sein Reich zerfiel, und die Chinesen gewannen die Herrschaft wieder. Nach einigen Monaten diplomatischer Aktivität gab Rußland seine Kontrolle über das Gebiet auf, jedoch unter der Bedingung, daß die Chinesen eine Entschädigung zahlten und einen Teil des Territoriums abtraten. Der britische Botschafter in St. Petersburg äußerte hierzu: »China hat Rußland gezwungen, zu tun, was es niemals zuvor getan hatte: Territorium auszuspeien, daß es einmal verschluckt hat.«

Inzwischen war jedoch Rußlands Aufmerksamkeit auf größere Ziele gelenkt worden. Das erste von ihnen war das Khanat von Chiwa. Die drei Expeditionen, die die Uralkosaken im 17. Jahrhundert gegen diesen alten Feind unternommen hatten, wie auch die Expedition des Fürsten Bekowitsch-Tscherkasski im Jahre 1717 und Perowskis Expedition im Jahr 1839 waren unglücklich verlaufen. Als Anfang 1873 Kaufmann vorschlug, das Problem ein für allemal durch eine militärische Aktion zu lösen, wurde die Erlaubnis dazu bereitwillig erteilt. Der britischen Regierung wurde versichert, daß lediglich Strafmaßnahmen ins Auge gefaßt seien.

In Größe und Technologie war Chiwa hoffnungslos im Nachteil. Sein Hauptvorteil war, wie immer, seine geographische Lage. Die Russen planten deshalb, aus mehreren Richtungen vorzudringen, einmal um den Erfolg zu sichern, zum andern aber auch, um den Kommandeuren größere Lorbeeren zu verschaffen. Die Hauptkolonne sollte von Taschkent aus vordringen, eine zweite von Orenburg, eine dritte von Krasnowodsk und eine vierte von Fort Aleksandrowski auf der Halbinsel Mangyschlak. Das ganze Expeditionskorps zählte 13 000 Mann und 62 Kanonen. Es stand unter dem Oberbefehl von Kaufmann, der die Taschkenter Kolonne begleitete. Wie sich herausstellte, hätte eine kleinere Streitmacht genügt. Durch ihre Größe behindert, entging die Taschkenter Kolonne in der Wüste knapp einer Katastrophe. Am 12. Mai erreichte sie den Amu-darja. Die Krasnowodsker Kolonne litt unter der Hitze und dem Wassermangel so sehr, daß sie zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren mußte. Sechzig Mann starben an Sonnenstich. Der Troß der Abteilung, einschließlich der Artillerie, mußte zurückgelassen werden. Auf der anderen Seite erreichte sowohl die Orenburger als auch die Mangyschlaker Kolonne Chiwa ohne Schwierigkeit. Als am 29. Mai Kaufmanns Kolonne eintraf, hatten sie die Stadt bereits durch Artilleriesfeuer weich und zur Erstürmung reif gemacht. Die Stadt wurde mit nur geringen Verlusten auf Seiten der Angreifer genommen. Der Khan von Chiwa floh, wurde jedoch von Kaufmann zurückgerufen, um unter russischer Führung weiter zu regieren. Die Bevölkerung wurde gut behandelt; den russischen Truppen wurde strikte Disziplin auferlegt. Auf Kaufmanns Befehl verkündete der Khan die Abschaffung der Sklaverei in seinem Reich. In einem Vertrag, der am 12. August unterzeichnet wurde, trat Chiwa seine Besitzungen auf dem rechten Ufer des Amu-darja ab, erklärte sich bereit, eine Entschädigung zu zahlen, verzichtete auf das Recht, unabhängige Beziehungen zu fremden Mächten zu unterhalten, und gestand den Russen das Recht zu, sich in Chiwa niederzulassen und steuerfreien Handel zu treiben. Die britische Regierung protestierte, doch erklärte sie sich schließlich unter der Bedingung, daß Rußland Afghanistan als britisches Protektorat anerkannte, mit der Eroberung einverstanden.

Von den drei großen zentralasiatischen Staaten, die so zu russischen Vasallen geworden waren, blieb allein Kokand ein Unsicherheitsfaktor. Sein Herrscher Khudayar Khan war wegen seiner Grausamkeit und seiner unmäßigen Steuerforderungen wie auch wegen seiner Verbindungen mit den Russen unbeliebt. Im Juli 1875 brach gegen ihn ein Aufstand aus. Khudayar Khan mußte sich unter den Schutz der russischen Armee begeben. Die Rebellen setzten seinen ältesten Sohn, Nasir al-din, als neuen Khan ein. Im August griff der Aufstand auf die ehemaligen Kokander Besitzungen, die sich nun in russischen Händen befanden, über. Die Rebellen riefen einen Heiligen Krieg aus, drangen in Chodschent ein und belagerten die russische Garnison in der Zitadelle. Kaufmann eilte zum Entsatz von Chodschent herbei und drang dann in das Territorium von Kokand ein. Am 22. August griff er die Hauptmacht der

Rebellen an, deren Stärke auf 30000 bis 50000 Mann geschätzt wurde, besetzte die Festung Machram und schlug die Rebellen in die Flucht. Die einheimischen Truppen ließen 90 Tote in der Festung zurück. Eine Abteilung von Kosaken unter der Führung von Oberst M.D. Skobeljew verfolgte die Flüchtenden mehrere Kilometer die Ufer des Syr-darja entlang und tötete mehr als 1000 von ihnen. Die Russen verloren 6 Mann. Kaufmann eroberte ohne große Schwierigkeit Kokand und andere Städte zurück und schloß am 23. September in Margelan (Marghinan) mit Nasir al-din einen Friedensvertrag. Der Khan versprach, Rußland einen Schadenersatz in Höhe von drei Millionen Rubeln zu zahlen, alle Kokander Gebiete auf dem rechten Ufer des Syr-darja aufzugeben und auf das Recht zu verzichten, ohne die Erlaubnis des Generalgouverneurs diplomatische Beziehungen zu unterhalten oder militärische Operationen zu führen. Es stellte sich jedoch heraus, daß der gesamte östliche Teil des Khanats noch unbesiegt war. Andischan ging zu den Rebellen über. Als der Generalmajor W.N. Trotski versuchte, Andischan zu stürmen, wurden seine Truppen zurückgeschlagen, wobei sie mindestens fünfzig Mann verloren. Mit dem Oberbefehl wurde daraufhin Skobeljew, zu dieser Zeit Generalmajor, betraut, der in einer Reihe von harten Gefechten im Januar 1876 die Rebellenführer zur Kapitulation zwang. Die russische Regierung war nun nicht mehr willens, noch einmal die Wiederherstellung einer einheimischen Regierung zu versuchen, und gliederte am 19. Februar Kokand als *Oblast* mit dem alten Namen Ferghana in das Reich ein.

Auch im transkaspischen Gebiet, südlich des Amu- darja, hatte Rußland bereits Fuß gefaßt. Ende 1869 errichteten Truppen aus dem Kaukasus-Gebiet, die unter dem Oberbefehl von Oberst N.G. Stoljetow standen, ein Fort in Krasnowodsk. Das angrenzende Territorium wurde Rußland als Teil der *Oblast* Daghestan innerhalb des Generalgouvernements Kaukasus angegliedert. Weitere Gebiete wurden 1873 annektiert, als Krasnowodsk einer der Ausgangspunkte für die Operationen gegen Chiwa wurde. Diese verlassene Gegend besaß wenig, was sie empfehlen konnte, außer einem gewissen strategischen Wert, der in dem Besitz von Küstenpunkten lag, die für die Beziehungen mit dem Iran und Großbritannien nützlich waren. 1879 führte General I.D. Lasarjew, der Oberbefehlshaber der Ersten Kaukasischen Armee, eine starke Abteilung gegen die aufsässigen Achal, eine Gruppe der Tekke-Turkmenen. Lasarjew starb auf dem Marsch, aber sein Stellvertreter, Lomakin, stieß bis zu der Oase durch. Dort traf er am 9. September 1879 beinahe die gesamte Bevölkerung der Oase, einige 20000 Menschen, im Schutz der Erdwälle einer Festung auf dem Hügel Dengil-tepe (mitunter Gök- tepe genannt) an. Das Fort hätte mit Hilfe von Artillerie- und Raketenbeschuß erobert werden können, aber Lomakin, begierig nach Ruhm, befahl schon bald, das Bombardement zu stoppen, um der Infanterie Gelegenheit zu geben, das Fort im Sturm zu nehmen. Dies gab den Turkmenen eine Chance. Als die Russen angriffen, stießen sie auf solch starken Widerstand, daß sie mit den schwersten Verlusten, die sie bisher in Zentralasien erlitten

hatten, zum Rückzug gezwungen waren. Von 3024 russischen Soldaten, die an der Bestürmung teilnahmen, wurden beinahe 200 getötet und mehr als 250 verwundet.

In der Befürchtung, daß diese Niederlage das russische Prestige vernichten könnte, ernannte die Regierung eiligst den General Skobeljew, der soeben ruhmreich aus dem russisch-türkischen Krieg zurückgekehrt war, zum Leiter einer neuen Expedition. In den ersten Novembertagen des Jahres 1880 hatte Skobeljew in Krasnowodsk und an anderen Küstenpunkten ein Heer von 11000 Mann zusammengezogen. Die Armee hatte bereits von Krasnowodsk aus mit dem Bau einer Eisenbahnlinie begonnen. Da aber diese nicht rechtzeitig genug fertiggestellt war, um von irgendeinem Nutzen sein zu können, wurden etwa 20 000 Kamele für den Transport benutzt. In den letzten Novembertagen erreichte Skobeljews Heer, das nach Abzug der Truppen, die die Nachschublinien besetzen sollten, noch ungefähr 7100 Mann zählte, die Oase der Achal-Tekke und belagerte die Festung. Die Verteidiger leisteten ebenso hartnäckig Widerstand wie zuvor, aber Skobeljew setzte das Bombardement erbarmungslos fort und ließ durch Sappeure an den Festungswällen Minen legen. Am 12. Januar 1881 brachten die Russen ihre Minen zur Explosion und stürmten die Festung. Die demoralisierten Verteidiger stürzten aus den gegenüberliegenden Toren in wilder Flucht hinaus. Die Sieger folgten ihnen dicht auf den Fersen. Ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht schlugen sie alle nieder und töteten mehrere Tausend. Im Inneren der Festung wurden die Leichen von mehr als 6500 Personen gefunden. Die Russen töteten alle Männer, denen es nicht gelungen war zu fliehen, aber verschonten ungefähr 5000 Frauen und Kinder und befreiten 600 iranische Sklaven.

Das Blutbad von Dengil-tepe brach den Widerstand der Turkmenen. Von der russischen Macht überzeugt, wurden die Tekke treue Untertanen des Zaren. Einige Tage später besetzte Oberst A.N. Kuropatkin Aschchabad, Kaachka und andere strategische Punkte. Am 6. Mai 1881 wurde Transkaspien zu einer *Oblast* des Reiches erklärt, die dem Vizekönig des Kaukasus unterstand. Skobeljew wurde zum Gouverneur der neuen Provinz ernannt, doch wurde er bald von diesem Posten entfernt, offenbar um die Briten zu besänftigen, und durch General A.W. Komarow ersetzt.

Am 18. Februar 1884 eroberte Komarow Merw, das Zentrum der bedeutenden Oase von Tedschen, und im Mai die Festung Serachs. Anfang 1885 konnten seine Soldaten den Zulfikar-Paß auf dem Weg nach Herat besetzen. Im März verwickelten sie die Afghanen in ein Gefecht und nahmen Kuschka ein. Die augenscheinliche Bedrohung Indiens brachte Großbritannien und Rußland einem Krieg gefährlich nahe. Die Diplomaten beider Seiten erreichten die Bildung einer gemeinsamen Kommission zur Regelung dieser Frage. Das russisch-afghanische Grenzabkommen von 1887 bestätigte die russischen Eroberungen.

Auch eine andere Krise, die im Jahr 1891 durch russische Versuche, das Hochland von Pamir zu besetzen, ausgelöst wurde, wurde friedlich beigelegt, und zwar im englisch-russischen Abkommen vom März 1895, durch das eine Kommission gebildet wurde, die das Gebiet vermessen und die Grenzlinie markieren sollte. Die russischen Ansprüche auf einen Teil des Pamir-Gebiets wurden aufrechterhalten, ein anderer Teil wurde der Oberhoheit des Emirs von Buchara unterstellt.

Die Regelung der Pamir-Frage hatte zur genauen Festlegung aller Grenzen geführt und damit ein bemerkenswertes Unternehmen zum Abschluß gebracht, durch das im Verlauf von weniger als einem Jahrhundert Rußland ein Gebiet von der Größe Westeuropas gewonnen hatte. Die Verluste an Menschen waren verhältnismäßig niedrig – nur ungefähr 800 starben im Kampf; die meisten Operationen waren wenig mehr als taktische Übungen. Der potentielle Gewinn, sowohl wirtschaftlich als auch strategisch, war enorm.

Im Gefolge ihrer Eroberungen brachten die Russen europäische Verwaltung, wirtschaftliche Praxis und Kultur in das Herz von Asien. Ihre Siedlungen, die aus Gründen der Gesundheit und Verteidigung öfter neben als in den einheimischen Städten errichtet wurden, stellten Beispiele für eine sorgfältige Planung dar. Auf Befehl von Kaufmann wurden im russischen Stadtteil von Taschkent breite, von Bäumen gesäumte Straßen angelegt und imposante öffentliche Gebäude errichtet. Er erbaute ein Observatorium, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, gründete eine Zeitung und regte die Erforschung und das Studium der Naturgeschichte und der Naturschätze Zentralasiens an. Andere Städte folgten diesem Vorbild.

Von Anfang an nahm die Frage der Kolonisation, die für die Konsolidierung der russischen Herrschaft über Zentralasien von wesentlicher Bedeutung war, das offizielle Interesse in Anspruch. In Turkestan, wo die Bewässerung eine wichtige Rolle spielte, war kein freies Land verfügbar, so daß Kaufmann und seine Nachfolger den Russen, die hierher kamen, nur erlaubten, sich in den Städten anzusiedeln. In der Steppe, wo sich günstige Möglichkeiten für den Getreidebau und die Viehwirtschaft boten, war die Kolonisation von besonderer Wichtigkeit. Die Regierung stützte sich zunächst auf Kosaken und siedelte um 1867 beinahe 12 000 in den tiefer gelegenen Gebieten der *Oblast* Siebenstromland an. Aber diese Maßnahme erwies sich als zu langwierig. Die Ansiedlung von Bauern in Turkestan wurde zunächst eingeschränkt, um eine »nachteilige Mobilität« der Bevölkerung nach der Sklavenbefreiung im Jahr 1861 zu verhindern; später wurde sie jedoch geduldet. Als die landwirtschaftliche Not in Südrußland und der daraus resultierende Druck unerträglich wurden, ging die offizielle Politik schließlich dazu über, die Siedlungsbewegung offen zu begünstigen. Die Transsibirische Eisenbahn, die in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts gebaut wurde, war teilweise dazu bestimmt, den Bauern zu helfen, die neuen Gebiete zu erreichen. Die Wiederansiedlungsbehörde (*Pereseljeniskoje uprawlenije*), die 1896 geschaffen wurde, suchte passendes Land, bereitete es für

die Besiedlung vor und half den Bauern, sich niederzulassen. Durch diese Unterstützung ermutigt, strömten jährlich Tausende von späteren Kolonisten über den Ural. 1908 erreichte ihre Zahl eine Höhe von 665 000. Der größte Teil siedelte sich in der Kasachensteppe an.

Es zeigte sich, daß dieser Aspekt der russischen Eroberung für die einheimische Bevölkerung verhängnisvoller war als jeder andere, da den landhungrigen Bauern erlaubt wurde, das beste Land zu besiedeln und dadurch die kasachischen und kirgisischen Nomaden zu vertreiben und arm zu machen. Inzwischen brachte der Erste Weltkrieg die Bewegung zum Stillstand. Der Zustrom der Siedler hatte bereits die ethnische Zusammensetzung und die Lebensweise in großen Gebieten geändert. In den Steppen-*Oblasts* und im Siebenstromland verschob sich das Bevölkerungsverhältnis zugunsten der Zuwanderer. 1911 waren 40% (1544000) der Gesamtbevölkerung der vier Steppen-*Oblasts* Uralsk, Turgai, Akmolinsk und Semipalatinsk (annähernd 3834000) Siedler aus dem europäischen Rußland. Im Siebenstromland waren 204000 oder 20% Russen.

Die bewässerten Gebiete des Generalgouvernements Turkestan boten jedoch ein anderes Bild. Dort waren bei einer Gesamtbevölkerung von 5090000 im Jahr 1911 nur 202000, also eine unbedeutende Minderheit von 4%, Russen. Sogar von dieser Zahl waren noch 177374 Stadtbewohner. Es blieben also für das gesamte Gebiet nur 25 000 russische Landbewohner übrig. Die kaiserliche Verwaltung betrachtete das fehlende Gleichgewicht zwischen der russischen und der türkischen Bevölkerung mit Besorgnis und sah das russische Element verloren in »einem endlosen Meer von Einheimischen«.

Aber wenn auch nur verhältnismäßig wenig russische Kolonisten nach Turkestan kamen, wurde doch die Wirtschaft durch die russische Herrschaft umgestaltet. Seit alten Zeiten wuchs in diesem Gebiet Baumwolle, aber ihre Qualität war gering, und die Bearbeitungs- und Transportmethoden waren primitiv. Nach früheren, von Kaufmann angeregten Experimenten führte die Regierung die amerikanische Hochland-Baumwolle (*Gossypium hirsutum* L.) und amerikanische Maschinen zu ihrer Bearbeitung ein. Die Produktion stieg so schnell an, daß Rußland 1914 bereits die Hälfte des Baumwollbedarfs seiner Industrie selbst decken konnte. Die Transkaspische Eisenbahn, Zentralasiens erste Bahnverbindung mit der Außenwelt, erreichte 1888 Samarkand und ermöglichte größere Transporte. Niedrige Frachtkosten machten in Verbindung mit Schutztarifen die turkestanische Baumwolle mit fremder Baumwolle wettbewerbsfähig. Die Orenburg-Taschkenter Eisenbahn, die zwischen 1899 und 1905 gebaut wurde, ermöglichte den Import von billigem Weizen aus der Ukraine und aus Westsibirien. Dies ermutigte die Einheimischen, mehr Land für den Baumwollanbau zu verwenden. Die Turkestanisch-Sibirische Eisenbahn, deren Bau gerade noch vor 1914 begonnen wurde und erst 1930 abgeschlossen war, hätte die wirtschaftliche Umformung Turkestans noch weiter vorangetrieben. Die unerwünschte Seite dieser Einfruchtwirtschaft war jedoch

die wachsende Verschuldung der einheimischen Bauern sowie deren zunehmende Landpacht. Andere landwirtschaftliche Neuerungen waren zwar ebenfalls erfolgreich, aber von geringerer Bedeutung. Man stellte verschiedene Versuche an, Obst zu trocknen und frisches Obst mit der Eisenbahn in das europäische Rußland zu senden. Die alte Seidenindustrie wurde durch moderne Prüf- und Kontrollmittel sowie durch Versuchsstationen verbessert. In der Gegend von Samarkand wurden gute Erfolge im Weinbau und in der Weinherstellung erzielt. In der Nähe von Taschkent wurden Zuckerrüben angebaut. In der Steppe wurden Mähmaschinen und andere moderne Landmaschinen eingeführt. Desgleichen stellte man Versuche mit Kühlwagen für den Fleischtransport an.

Die russische Herrschaft ermöglichte auch den Bau der ersten größeren Bewässerungsanlagen, die nach einer Pause von mehreren Jahrhunderten in Zentralasien wieder angelegt wurden. Nach den erfolglosen Versuchen Kaufmanns und seines Nachfolgers Tschernjajew, die sogenannte Hungersteppe südwestlich von Taschkent zu bewässern, gelang dem Großfürsten Nikolai Konstantinowitsch, der in Taschkent im Exil lebte, ein weniger ehrgeiziges Projekt. Dieses wurde im Jahr 1900 in das ehrgeizige Romanow- Kanal-Projekt einbezogen, dessen Ziel die Bewässerung von 50000 Hektar Land war. In der *Oblast* Transkaspien sicherte eine Reihe von Dämmen am Murgab-Fluß die Bewässerung von 27250 Hektar in der Nähe von Merw. Andere Projekte größeren Umfangs wurden niemals verwirklicht. Eines dieser Projekte, mit dem man sich immer wieder beschäftigte, sah die Rückleitung des Amu-darja in sein altes Bett vor, so daß er wieder in das Kaspische Meer geflossen wäre, ein Prototyp des fehlgeschlagenen Projekts des Turkmenischen Hauptkanals der Jahre nach 1950. Außerdem bestanden verschiedene Pläne für einen Kanal, der riesige Flächen des Ostteils der Kara-kum- Wüste mit Wasser vom Amu-darja bewässern sollte, ein Vorläufer des heutigen Kara-kum-Kanals. Aber am ehrgeizigsten von allen war ein Plan für regionale Entwicklung, den 1912 A.W. Kriwoschejin, der Leiter der Wiederansiedlungsbehörde und die rechte Hand des Ministerpräsidenten P.A. Stolypin, vorlegte. Kriwoschejin, der dabei ökonomische mit politischen Zielen verband, drängte auf gewaltige Bewässerungsanlagen, durch die ein Gebiet, das beinahe die Größe der Niederlande besaß, kultiviert werden sollte. Die Verwirklichung dieses Plans hätte Rußland in der Baumwollversorgung autark gemacht und dazu beigetragen, die ethnische Vorherrschaft der Russen in Zentralasien zu sichern, indem sie die Ansiedlung von anderthalb Millionen Bauern ermöglicht hätte.

Die Bodenschätze Zentralasiens erweckten das russische Interesse bereits zur Zeit Peters des Großen, der große Expeditionen nach Chiwa und den Irtysch aufwärts sandte, um angebliche Goldlager zu suchen. Der Abbau der Ridder-Blei- und Silber-Vorkommen im Altai-Gebiet in der Nähe von Ust-Kamenogorsk begann 1784. In dem Gebiet der späteren *Oblast* Akmolinsk begannen die Blei- und Silberminen in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zu arbeiten. Der

Abbau von Kohle begann in Karanganda in den fünfziger Jahren des gleichen Jahrhunderts und der Abbau von Kupfer in Spasski und in Juspenski, weiter südlich von Karagada, einige Jahre später. Die Kupfervorkommen von Dscheskasgan, die zu den reichsten der Welt gehören, wurden 1771 bekannt. Ihr Abbau begann in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. In Turkestan wußte man von Kohle-, Blei-, Gold-, Schwefel-, öl- und Salzvorkommen bereits lange vor dem Erscheinen der Russen. Doch für alle diese Vorkommen gilt beinahe die gleiche Geschichte: wegen ungenügenden Kapitals, Mangels an ausgebildeten Arbeitskräften und unzulänglicher oder nicht vorhandener Transportmöglichkeiten wurde keines von ihnen in größerem Maße ausgebeutet. Die meisten blieben überhaupt unberührt.

Die Russen schrieben, ebenso wie die Vertreter anderer Kolonialmächte derselben Zeit, ihre Anwesenheit in Zentralasien humanitären Überzeugungen und der Idee von einer zivilisatorischen Mission zu. Dahinter standen jedoch praktische, aber weniger offen zugegebene wirtschaftliche und strategische Überlegungen. Doch was immer auch der Grund für ihre Herrschaft gewesen sein mag, die Russen versuchten, ebenso wie die anderen Kolonialmächte, die Einheimischen irgendwie mit der Fremdherrschaft auszusöhnen. Rußland hatte diesem Problem bereits oft gegenübergestanden und war dank seines zahlenmäßigen Übergewichts, seiner relativen kulturellen Überlegenheit und dem allgemeinen Fehlen von gesetzlicher oder sogar psychologischer Diskriminierung in der kulturellen und ethnischen Amalgamierung vieler der Völker, die es überrannt hatte, weit fortgeschritten. Der Nationalismus und die koloniale Rivalität des 19. Jahrhunderts machten jedoch den relativ bequemen Methoden früherer Zeiten ein Ende. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an begannen die Russen eine Kampagne, die dazu dienen sollte, ihre Untertanen näher an sich zu ziehen, in ihnen Sympathie und ein Gefühl für Loyalität zu erwecken, ihnen die russische Sprache beizubringen und sie möglichst zum orthodoxen Christentum zu bekehren.

Die Kasachen erschienen den Russen wegen ihrer primitiven Lebensverhältnisse und ihrer unvollkommenen Ausübung des Islam für die kulturelle Durchdringung besonders geeignet. Seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts arbeitete der Orientalist und Nationalist N.A. Ilminski, der später von seinem Schüler, dem kasachischen Erzieher Ibrahim (Ibrai) Altynsaryn, unterstützt wurde, Pläne für Schulen in den Kasachen-*Auls* aus. Der Unterricht sollte auf kasachisch erfolgen, mit Kursen in Russisch. Von den *Aul*-Schulen konnten die Schüler in die *Wolost*-Schulen oder in die »russisch-kirgisischen Schulen« weitergehen, die beide je zwei Jahre dauerten. Von dort konnten sie an eine russische Stadtschule, an die kirgisische Lehrerbildungsanstalt in Orenburg oder an andere höhere Lehranstalten überwechseln.

Die Entwicklung der kasachischen Schulen war langsam und ungleichmäßig. Sie hing vom Interesse der lokalen Verwaltungsbeamten und den verfügbaren Geldmitteln ab. Die größten Anstrengungen wurden in der *Oblast* Turgai

unternommen, wo Altynsaryn unter gleichgesinnten russischen Beamten von 1879 bis zu seinem Tod im Jahr 1899 als *Oblast*-Schulinspektor diente. In einigen anderen *Oblasts* wurde jedoch kaum etwas getan. Zuletzt bedienten sich jährlich ungefähr 2000 Kasachen dieser Einrichtungen, obwohl die meisten von ihnen nie über das Grundschulniveau hinauskamen.

Die sesshafte einheimische Bevölkerung von Turkestan stellte ein schwierigeres Problem dar als die Nomaden. Sie besaß bereits ein Erziehungssystem. Ende des 19. Jahrhunderts gab es in Turkestan ungefähr 5000 mohammedanische Grundschulen und 400 *Medressen* mit jährlich ungefähr 75 000 Schülern. Nach Kaufmanns Meinung standen diese Schulen den russischen Interessen entgegen. Doch anstatt zu versuchen, sie abzuschaffen, verfolgte er ihnen gegenüber die gleiche Politik der bewußten Vernachlässigung, die er gegenüber anderen mohammedanischen Institutionen in Turkestan anwandte. Kaufmann ahnte, daß die Zurückziehung der staatlichen Zuschüsse und das Ende der ehemaligen beherrschenden Stellung der mohammedanischen höheren Schulen bei der Besetzung der öffentlichen Ämter das mohammedanische Schulwesen bis zu einem Punkte schwächen würden, wo es außer Gebrauch kommen oder eine drastische Veränderung durchmachen würde. Um das Vakuum auszufüllen, das der erhoffte Verfall der einheimischen Schulen hinterlassen würde, förderte Kaufmann die Entwicklung eines Systems von zweisprachigen Elementarschulen für russische und einheimische Kinder. Die erste von ihnen wurde 1884 eröffnet. 1915 gab es in ganz Turkestan mehr als 90 dieser Schulen. Von diesen waren etwa 65 mit 3410 Schülern in der *Oblast* Syrdarja. Doch selbst die letzte Ziffer repräsentiert nur etwa 2% der einheimischen Kinder der *Oblast* im Vergleich zu den annähernd 95% der über 10000 russischen Kinder im Schulalter, die zur gleichen Zeit eine Elementarschulausbildung erhielten. Noch weniger einheimische Kinder gingen an höhere Schulen weiter. Von den 415 Studenten, die in den fünfundzwanzig Jahren zwischen 1879 und 1904 ihre Studien am Taschkenter Lehrerseminar abschlossen, waren nur 65 Einheimische. Von diesen waren nur 11 Usbeken, Turkmenen und Tataren; 54 waren Kasachen und Kirgisen. So bescheiden diese Ergebnisse, statistisch gesehen, auch waren, so haben doch die wenigen, die sich der Einrichtungen bedienten, die die Russen den Einheimischen zur Verfügung stellten, um ihnen eine westliche Ausbildung zu vermitteln, den Grundstock für eine einheimische Intelligenz gebildet.

Die Herausbildung dieser Intelligenz könnte als das lang gesuchte »Näherziehen«, das die Russen erstrebten, angesehen werden. Es könnte aber auch ein Zeichen für eine wirkungsvollere einheimische Opposition gegen die russische Herrschaft sein. Denn im Gegensatz zu gelegentlichen russischen Erklärungen akzeptierten die Einheimischen die Fremdherrschaft durchaus nicht freiwillig. Aktiver Widerstand war zwecklos. Dies hatte die Geschichte der russischen Eroberungen und die Niederschlagung kleinerer Aufstände, wie etwa der dreitägigen Revolte von Andischan (Andidschan) im Jahr 1898, zur Genüge gezeigt. Die russische Regierung hatte von Anfang an die Einheimischen vom

Militärdienst befreit, da sie es für gefährlich hielt, in ihnen militante Gefühle zu erwecken und sie mit der europäischen Militärorganisation und dem Gebrauch neuer Waffen vertraut zu machen. Rußland wünschte keine Sepoys¹.

Für die Einheimischen blieb nur die übliche paradoxe Alternative der Eroberten: sie mußten sich der Neuzeit anpassen, um es mit den Eindringlingen aufnehmen zu können, jedoch sich dabei selbst verwandeln und gerade das Leben aufgeben, das sie verteidigten. Die Russen vermittelten auf der anderen Seite das Rüstzeug, mit dem die Einheimischen möglicherweise einmal das Ende der russischen Herrschaft in Turkestan herbeiführen konnten.

Gegen Ende des Jahrhunderts zeigte sich bei jenen Zentralasiaten, die für neue Einflüsse empfänglich waren, die gleiche zunehmende Unrast wie bei den anderen mohammedanischen Völkern, die damals unter der Herrschaft der »Ungläubigen« lebten und sich immer mehr der Tatsache bewußt wurden, daß sie stehengeblieben waren, während sich die übrige Welt weiterentwickelt hatte. So wurden zum Beispiel einige der zentralasiatischen Mohammedaner Anhänger des Dschadidismus, der neuen Methode der Schulausbildung, die auf den großen Krimtataren Ismail Bei Gasprinski zurückgeht. Sein Programm wurde in Zentralasien von einer Handvoll einheimischer Denker, die damit begonnen hatten, sich mit Reformplänen zu beschäftigen, sehr begrüßt. Die erste dschadidische Schule in Turkestan wurde 1901 in Taschkent eröffnet. Trotz Regierungsaufsicht und Opposition von Seiten der konservativen Moslems folgten weitere. Der russisch-japanische Krieg und die Revolution von 1905 gaben der einheimischen Reformbewegung großen Auftrieb. Die direkte politische Vertretung, die zur Folge hatte, daß neben anderen mohammedanischen Deputierten auch Zentralasiaten in der Ersten und Zweiten Duma saßen, dauerte nur kurze Zeit, aber im kulturellen Bereich des mohammedanischen Lebens machten die Reformen gute Fortschritte. 1914 gab es in Turkestan über hundert dschadidische Schulen. Es erschienen einheimische Zeitungen. In Orenburg kritisierten einige kasachische Intellektuelle, die hinter der 1912 erschienenen Zeitung *Kasach* standen, die Regierung wegen ihrer Russifizierungspolitik und der Verdrängung der Kasachen durch russische Kolonisten, sie griffen die konservativen Kreise wegen ihres Panislamismus an, forderten, die Kirgisen und Kasachen zum Militärdienst heranzuziehen, mehr Schulen zu errichten und den Nomaden den Übergang zur Sesshaftigkeit zu ermöglichen. Während die Zeitung ihre Aufmerksamkeit zunächst ökonomischen Problemen widmete, ging sie nach und nach zu politischen über, wenn sie auch der Linie der russischen Liberalen folgte.

Darüber, wohin dieses Streben nach nationaler Selbstbehauptung geführt haben würde oder ob die russische Herrschaft über Turkestan durch weitere Kolonisation, wirtschaftliche Entwicklung und kulturelle Durchdringung fester geworden wäre, können nur Mutmaßungen angestellt werden. Die wirtschaftliche Entwicklung, die Verbreitung neuer Ideen und die revolutionäre Unrast des Jahres 1905 hatten sämtlich auf eine große Veränderung hingedeutet,

aber mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges war das Ende der alten Ordnung gekommen. Russisch-Zentralasien mußte ebenso wie die übrige Welt viele der Ideale und Werte der vorhergehenden Jahrzehnte beiseite werfen oder unwiderruflich modifizieren. Viele Tendenzen mußten unterdrückt oder umgebogen werden. Die Auswirkungen des Krieges machten sich bald bemerkbar. Die Steuern wurden erhöht, und die Inflation setzte ein. Bei den Einheimischen wurden Jurten, Wagen und Vieh requiriert; die Gewehre der russischen Siedler wurden eingezogen und den Truppen an der Front zur Verfügung gestellt. Der Strom der Siedler brach ab, aber an ihrer Stelle kamen von den Kriegsschauplätzen große Scharen von Evakuierten. Viele von ihnen starben durch Epidemien. Im Gefolge der russischen Siege in Galizien im September 1914 wurden ungefähr 225000 Österreich-ungarische Kriegsgefangene in Lager in der Steppe und in Turkestan geschickt. Etwa 40000 Gefangene starben an Krankheit und Entbehrung. Erst dann gelang es den Bemühungen von ausländischen Rotkreuzarbeitern, den größten Teil der Überlebenden in Lager in Sibirien zu bringen.

1916 veranlaßte die Verschlechterung der militärischen Lage und der wachsende Arbeitskräftemangel die Regierung, die althergebrachte Befreiung der Einheimischen vom Militärdienst zu überprüfen. Im Juni erging durch ein kaiserliches Dekret der Befehl, die einheimische männliche Bevölkerung ausnahmsweise zum Bau von Verteidigungsanlagen und Nachschublinien im Rücken der kämpfenden Truppe heranzuziehen. In Verzweiflung konzipiert, in Hast ausgeführt und ungenügend erläutert, löste das Mobilisierungsdekret eine Welle von Tumulten und Rebellionen aus. Im Siebenstromland töteten Angehörige kasachischer und kirgisischer Stämme mehr als 3000 russische Bauern. In panischer Furcht vor einem möglichen allgemeinen Aufstand schlugen die Russen zurück. Viele Einheimische – die Schätzungen belaufen sich bis auf 200000 Menschen – starben durch Vergeltungsmaßnahmen. Viele andere – die Schätzungen belaufen sich wieder auf ungefähr 200000 – flohen über die Grenze in den chinesischen Teil Zentralasiens.

Um dieser Situation Herr zu werden, wurde General A.N. Kuropatkin, ein alter Soldat und Verwaltungsbeamter dieses Gebietes, als Generalgouverneur nach Turkestan gesandt. Seine strengen Maßnahmen, die darauf abzielten, sowohl die Siedler als auch die Einheimischen zu schützen, schufen einen Frieden ohne Ruhe. Im Februar 1917 dankte dann der Zar ab. Beinahe sofort bildeten sich in allen Städten Turkestans Sowjets und begannen, die Vertreter der Regierung zu belästigen. Eine laut schreiende Linke forderte eine noch totalere Revolution, die eine Regierung zustande bringen sollte, die nicht durch die »Bourgeoisie«, sondern durch die »Arbeiter« gebildet würde. Kuropatkin versuchte als legales Regierungsoberhaupt die Kontrolle zu behalten, aber nach vier Wochen wurde er von den Sowjets verhaftet und nach Petrograd zurückgeschickt. Danach verloren die Vertretungen der Provisorischen Regierung in Turkestan wie im übrigen Rußland ständig an Macht. Schließlich

erlangten die Bolschewisten die Kontrolle über die Sowjets. Am 31. Oktober eroberten ihre Truppen Taschkent. Ende des Jahres hatte das neue Regime ganz Turkestan unter seiner Kontrolle.



© Abb. 27: Russisch-Zentralasien: Verwaltungseinteilung 1917

Fußnoten

1 Anm. d. Übers.: Indische Soldaten in europäischen, vor allem britischen Diensten

16. Die russische Revolution und die Sowjetpolitik in Zentralasien

Die Revolution von 1917 hatte in Zentralasien einen ganz besonderen Charakter, der mit den örtlichen sozialen Bedingungen zusammenhing und für lange Zeit die Beziehungen zwischen den Einheimischen und der Macht, die aus der Revolution hervorging, kennzeichnen sollte. Durch die russischen Siedler waren die Bauern und Nomaden Zentralasiens weitgehend von ihrem Boden vertrieben worden. Trotz gewisser Beschränkungen, denen die Kolonisation – besonders nach 1905 – unterworfen war, war die Lage am Vorabend der Revolution in

diesem Gebiet katastrophal. Von der kasachischen Steppe bis zum Gebiet jenseits des Kaspischen Meeres war es der russischen Obrigkeit trotz oft sehr blutiger Unterdrückungsmaßnahmen nicht gelungen, den Aufstand, der dieses ganze Gebiet seit 1916 erschütterte, völlig zu unterdrücken. Die russischen Siedler, die von ihren Behörden bewaffnet wurden, leisteten überall Widerstand und verstärkten dadurch den tragischen Charakter des Aufstands noch mehr. In den Städten war der Abstand zwischen Russen und Einheimischen – wenn wir das Problem von einem anderen Gesichtspunkt, dem der Arbeit, aus betrachten – nicht weniger schwerwiegend. Die in Turkestan entstehenden Industrien beschäftigten ohne Zweifel eine verhältnismäßig große Anzahl an einheimischen Arbeitern (etwa 70%). Aber diese Arbeiter waren fast alle lediglich nichtqualifizierte Handlanger, die zu einem um so lächerlicheren Preis entlohnt wurden, als sie häufig nur saisonweise beschäftigt wurden. Die Facharbeiter, aber auch die ständigen Arbeitskräfte und alle leitenden Angestellten waren Russen. Die kaiserliche Macht, die das Eindringen revolutionärer Ideen in die einheimische Bevölkerung unterbinden wollte, hatte systematisch die Bildung von örtlichen proletarischen Kadern, ja selbst eines festen einheimischen Proletariats verhindert und statt dessen die Russen begünstigt. So kam es, daß am Vorabend der Revolution eine völlige Zweiteilung zwischen dem russischem Proletariat und den einheimischen Halbproletariern bestand, in deren Augen ihre russischen Genossen eine privilegierte Klasse waren. Die Städte Zentralasiens waren voll von Handwerkern, denen die russische Konkurrenz ihre Existenzgrundlage geraubt hatte, von Bauern, die von den Siedlern vertrieben waren und nun nach Arbeit suchten, und außerdem noch von heimlich eingewanderten Russen, die auf Land warteten und voller Feindseligkeit auf die bedauernswerten Einheimischen blickten, die nach irgendeiner Beschäftigung suchten. Die einheimische Intelligenz hatte begonnen, sich nach 1908 in Turkestan um den revolutionären Panislamismus 'Abd ar- rauf Fitrats, der später der Anführer der turkestanischen Reformbewegung wurde, und in Kasachstan um Männer wie Baitursunow und Tanyschbajew zu sammeln. Die erste Gruppe entwickelte sehr rasch eine stark russenfeindliche Haltung, die zweite nahm bis 1924 eine etwas differenziertere Haltung ein.

Die Februarrevolution von 1917 fand Zentralasien in vollständiger politischer Auflösung. Der große Aufstand der Nomadenstämme von 1916, der das Steppengebiet und das Generalgouvernement Turkestan erschüttert hatte, war sehr hart unterdrückt worden; die Zahl der getöteten Einheimischen war sehr hoch, ganze Dörfer waren verlegt worden. Da, wo wieder Ruhe eingetreten war, verbargen sich unter der Oberfläche Groll und tiefe Wunden. Auf der Nationalitätenkonferenz, die im Juni 1916 in Lausanne abgehalten wurde, hatten die Vertreter der verschiedenen zentralasiatischen Völker ihre tragische Situation dargelegt. Einer von ihnen, der Abgeordnete von Buchara, hatte sogar zum ersten Mal die Forderung nach völliger Unabhängigkeit für das ganze Gebiet erhoben und den Traum eines großen souveränen Turkestan beschworen.

Die Männer, die im Februar 1917 die Macht ergriffen, wurden in diesem so schwer geschlagenen und einmütig gegen die kaiserliche Herrschaft eingestellten Gebiet warm begrüßt. Sie verstanden es jedoch nicht, die Probleme dieses Gebietes zu lösen, und verloren schon sehr bald alle ihre Chancen. Die Führer der Februarrevolution, die vor ihrer Machtergreifung größtenteils Anhänger der nationalen Selbstbestimmung gewesen waren, weigerten sich jetzt, da sie das russische Geschick in ihren Händen hatten, diese zu verwirklichen. Einmütig entschlossen, den Krieg fortzuführen, verschoben sie die Lösung der nationalen Probleme auf die Zukunft; die Verkündung der Rechte vom 19. März 1917 gewährte zwar allen Einzelpersonen die Gleichberechtigung; den Völkern erkannte sie dieses Recht jedoch nicht zu. Im Kampf mit den vielfältigen Schwierigkeiten, die sie zu bewältigen hatte, ging die Provisorische Regierung, sobald die Bolschewiken die gegen sie gerichtete Politik der Anerkennung der nationalen Bestrebungen wieder aufnahm, rasch dazu über, die Forderungen der unterdrückten Nationalitäten auf ein konterrevolutionäres Gleis zu leiten. Als sich die Regierung im September 1917 schließlich ihres Irrtums bewußt wurde und die Berechtigung der nationalen Bestrebungen anerkannte, war es bereits zu spät: die Stunde der Bolschewiken war gekommen. Darüber hinaus wurde in Zentralasien die allgemeine Politik des Mißtrauens, die von der Provisorischen Regierung in Zentralasien gegenüber den Nationalitäten praktiziert wurde, durch die Tatsache verschärft, daß Zentralasien russisches Kolonisationsgebiet war. Gerade dadurch nahm die Revolution in Zentralasien eine besondere Wendung; sie wurde im wesentlichen ein Zusammenschluß und eine Revolution der Russen, die vor allem den nationalen Forderungen der Einheimischen Einhalt gebieten wollten. Als die Revolution ausbrach, wandten sich ihr die politischen Vertreter des kaiserlichen Regimes, die Siedler und sogar die russischen Arbeiter spontan zu. Ihr Bündnis trug jedoch mehr einen gegen die Einheimischen gerichteten defensiven und feindlichen Charakter, als daß es eigentlich revolutionär war. Der Generalgouverneur von Turkestan, General Kuropatkin, der sich der Revolution angeschlossen hatte, bot den dort eingesetzten Sowjets an, die Verteidigung gegen eine mögliche Erhebung der Einheimischen zu organisieren. Nirgends wurde der Befehl der Provisorischen Regierung an die Beamten und Soldaten, an Ort und Stelle zu bleiben, mehr befolgt als in Turkestan. An der Spitze der ersten Sowjets, in denen nur eine geringe Anzahl von Einheimischen vertreten war, sah man im Gegenteil dieselben russischen Generäle, die den Aufstand von 1916 niedergeschlagen hatten. Es sollte noch bis zum April 1917 dauern, bis schließlich die zaristischen Kader verhaftet wurden und neue politische Kader an ihre Stelle traten (Schepkin, Prewbraschenski, Elpatijew, Schkapski, Ljapowski), die dann später mit den Mohammedanern (dem General Dawletschin, Sadri Maksudow, Tanuschbajew und Bukejchanow) das *Turkestanische Komitee der Provisorischen Regierung* bildeten, das zunächst von Schepkin und später von dem Orientalisten Naliwkin geleitet wurde und seinen Sitz in Taschkent hatte, wo die

Konstitutionellen Demokraten die Mehrheit besaßen. Charakteristisch ist, daß in diesem Regierungskomitee Mohammedaner saßen, die zum großen Teil keine Turkestaner, sondern Tataren oder Kasachen waren, und daß in ihm weder den traditionalistischen religiösen Führern, die unter der örtlichen Bevölkerung beträchtlichen Einfluß besaßen, Sitze eingeräumt wurden, noch den maßgeblichen Führern der Reformbewegung, Behbudi, Tschokajew, Münever Qari, die unter der Intelligenz und der weiter entwickelten städtischen Bevölkerung, zum Beispiel den Handwerkern, eine große Anhängerschaft hatten. In Wirklichkeit wandte sich die Aufmerksamkeit der einheimischen Bevölkerung den eigentlichen mohammedanischen Organisationen zu: die Konservativen unter dem Vorsitz von Mullah Said 'Ali Ljapin organisierten sich zu einer Versammlung der *Uléma* (*Uléma Dschamiyati*), während die Reformisten einen Mohammedanischen Rat bildeten (*Schuro-i-islam yeh*). Diese beiden Organisationen vereinigten sich vom 16. bis 23. April 1917 in Taschkent zum ersten regionalen mohammedanischen Kongreß, der die Ansichten der Turkestaner über ihre Zukunft zum Ausdruck brachte. Obwohl ihre Haltung gegenüber Rußland unbestimmt war, hatten die mohammedanischen Delegierten im übrigen klare Forderungen: sie verlangten, daß der Kolonisation ein Ende gesetzt würde, daß das gesamte beschlagnahmte Land den Einheimischen zurückgegeben würde und daß schließlich das Schicksal Turkestans nicht allein vom Willen der Russen bestimmt werden dürfe, sondern auch der einheimischen Bevölkerung Gelegenheit gegeben werden müsse, ihren Willen zum Ausdruck zu bringen. Auf dem Kongreß wurde der Zentralrat der Mohammedaner von Turkestan (*Türkistan müsülman merkezi-Schurasi*), auch Nationales Zentrum (*Milli- Merkez*) genannt, gebildet, dessen Vorsitz von Mustafa Tschokajew übernommen wurde und der die Kongreßteilnehmer bei den kommenden Gesprächen mit Rußland vertrat. Zur gleichen Zeit erschienen die ersten sozialistischen Organisationen der Mohammedaner. Die aktivste von ihnen war die *Ittihad* von Samarkand.

Auf politischem Gebiet kam es gleich in den ersten Monaten der Provisorischen Regierung zu einer Spaltung zwischen Russen und Mohammedanern, die durch die wirtschaftliche Lage in Zentralasien noch verschlimmert wurde. Seit der russischen Eroberung wurde die Landwirtschaft auf den intensiven Anbau von Baumwolle ausgerichtet. Die Flächen für den Getreideanbau wurden ständig reduziert. Turkestan hing auf verhängnisvolle Weise von den Lebensmitteleinfuhren aus Rußland ab. Im Sommer 1917 hörten die Einfuhren auf, und es herrschte Hungersnot. Die Zusammenstöße zwischen den Einheimischen und den russischen Bauern, die durch die materiellen Schwierigkeiten der Einheimischen, die noch ungünstiger dastanden als die Russen, noch vermehrt wurden, erreichten ihren Höhepunkt im Juli 1917, als es die Siedler, durch Gerüchte, nach denen die nach China ausgewanderten Dunganen nach Turkestan zurückkehren sollten, alarmiert, durchsetzten, gegen

die Einheimischen bewaffnet zu werden, und eine Anzahl von Kirgisen niedermetzelten.

Bis zur Oktoberrevolution rührten sich die Einheimischen nicht mehr. Sie waren entwaffnet, und die Revolution lag wieder völlig in den Händen der Russen. Wie im Februar hatte die Revolution für Einheimische und Russen nicht die gleiche Bedeutung. Die Kluft zwischen ihnen wurde dadurch entsprechend tiefer. Wenn die Oktoberrevolution für die Russen tatsächlich Brot und Freiheit bedeutete, so bedeutete sie für die Einheimischen, die schon einmal die Opfer einer Revolution von ausgeprägt russischem und unterdrückendem Charakter geworden waren, zwar Brot, aber vor allem nationale Freiheit, wie sie seit April 1917 auf dem Programm der Bolschewiken stand. Es zeigte sich jedoch, daß die ersten Manifestationen der neuen Macht von dem gleichen durch und durch russischen Geist getragen waren, wie ihn die Provisorische Regierung besessen hatte. Im ersten Organ der bolschewistischen Regierung in Taschkent nach der Oktoberrevolution waren keine Einheimischen vertreten.

Im Steppengebiet stellten sich die politischen Probleme zwischen der Februar- und der Oktoberrevolution weniger scharf, denn dort vollzog sich die Machtübernahme in ruhigerer Form. Die Bezirksgouverneure und zaristischen Beamten verschwanden allmählich, aber das bisherige Verwaltungssystem blieb unter der Autorität von Exekutivkomitees der Provisorischen Regierung weiter bestehen. Die Führer der nationalen Bewegung *Alasch-Orda* glaubten immer noch, daß die Zukunft der Völker, die sie vertraten, in einem russischen Staat auf föderativer Basis läge; ihre Hauptforderungen bezogen sich auf das Landproblem, die Verwendung ihrer Sprache und die Mitwirkung bei der Gebietsverwaltung. Sie waren jedoch klug genug, um zu begreifen, daß der im Steppengebiet vorherrschende Nomadismus die schnelle Verwirklichung einer autonomen Gewalt nicht zuließ, da man von einem ausgeprägten Nationalbewußtsein noch weit entfernt war. Das Problem, das sie zunächst in Angriff zu nehmen hatten, war die Seßhaftmachung. Auch dabei waren sie sich bewußt, daß sie vorsichtig und langsam vorgehen mußten.

Trotz der nationalen Thesen, die von den Bolschewiken auf dem VII. Kongreß aufgestellt wurden, »folgte die bolschewistische Revolution in Zentralasien«, wie G. Safarow schreibt, »einer kolonialistischen Richtung«. Ebenso wie bereits die Revolution russisch gewesen war, war auch die Macht russisch. Den enttäuschten Einheimischen blieb nur die Wahl zwischen antibolschewistischen Nationalregierungen und den vergeblichen Versuchen, mit einer Macht zusammenzuarbeiten, die hartnäckig fortfuhr, sie zu ignorieren. Ebenfalls gegen die Bolschewiken wandten sich diejenigen Russen, die gegenüber der Revolution feindlich eingestellt waren und versuchten, sich bei ihren antirevolutionären Unternehmungen auf die nationalen Aufstandsbewegungen zu stützen. Die Geschichte Zentralasiens von 1917 bis 1924 sollte die Geschichte eines schwierigen und langwierigen Kampfes der Bolschewiken gegen diese beiden Kräfte werden, die ihnen gleich feindlich gegenüberstanden.

Turkestan war damals in nationale Staaten aufgeteilt, von denen zwei, die Volksrepubliken Buchara und Chiwa, seit 1920 souverän und vom sowjetischen Staat unabhängig waren. Der Prozeß der Eingliederung Turkestans in den sowjetischen Staat begann im Sommer 1920, als die Sowjetmacht den Stillstand der Revolution im Westen feststellte und gezwungen war, sich auf ihre eigenen Angelegenheiten zu konzentrieren und sich auf eine lange Isolierung in einer von den kapitalistischen Ländern beherrschten Welt vorzubereiten. Nachdem die Sowjetmacht mit der *Alasch-Orda* verhandelt, Turkmenistan zurückerobert und den Einfluß der nationalen Kader in der Republik Turkestan beschränkt hatte, konnte sie allmählich an eine Reorganisation Zentralasiens denken, an eine Reorganisation, deren Endziel es war, die Einheit des Gebiets zu zerbrechen, um die nationalen Bestrebungen auszumerzen, die sich während der Revolution so stark entwickelt hatten. Diese Reorganisation vollzog sich in verschiedenen Stufen. Im ersten Stadium war sie territorial und später national und soziologisch.

Zunächst nahm die Sowjetmacht das Problem mit wirtschaftlichen Maßnahmen in Angriff. Seit 1921/22 konnte die Regierung mit Hilfe der »Neuen ökonomischen Politik« (NÖP) die materielle Lage der Einheimischen Turkestans wenigstens etwas verbessern. Sie traf zunächst auch eine Reihe von beschwichtigenden Maßnahmen, die dazu bestimmt waren, die Opposition, und zwar zunächst die Basmatschi, der Unterstützung der Massen zu berauben. Das 1919 enteignete *Vaqf*-Land wurde 1922/23 überall seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zugeführt. Zur gleichen Zeit wurden die zwei Jahre zuvor gegen den Islam eingeleiteten feindlichen Maßnahmen widerrufen. Die mohammedanischen Unterrichtsanstalten wurden wieder geöffnet, und die nach dem *Schari'sat*-Recht verfahrenen Gerichte begannen wieder zu tagen. Durch diese Maßnahmen versöhnt, wurde die turkestanische Republik zur Basis, von der die sowjetische Politik bei der Umformung des Gebietes ausgehen konnte. Im März 1923 wurde die erste Konferenz der zentralasiatischen Republiken (Turkestan, Buchara, Chiwa) einberufen, die die Richtlinien einer gemeinsamen Wirtschaftspolitik für die Teilnehmerstaaten festsetzte und zu diesem Zweck den *Wirtschaftsrat Zentralasiens* gründete, der ein mächtiges Instrument für die Eingliederung der unabhängigen Republiken in den Sowjetstaat werden sollte. Diese Eingliederung vollzog sich zunächst auf dem Weg der Wiedervereinigung Zentralasiens; denn die Bewässerung, der Handel, die Landwirtschaft und die Planung stellten Aufgaben dar, die von allen zentralasiatischen Staaten unter der Autorität des neugegründeten Wirtschaftsrates gemeinsam durchgeführt werden mußten. Das Geld-, Transport- und Nachrichtenwesen der beiden Volksrepubliken wurden direkt an das sowjetische System angeschlossen. Diese Veränderungen waren zwar im Keim bereits im sowjetisch-bucharischen und sowjetisch-choresmischen Vertrag von 1921 enthalten, und Buchara und Chiwa besaßen trotz dieser Maßnahmen auch weiterhin den Rechtscharakter von unabhängigen Staaten. Diese Unabhängigkeit wurde jedoch im Lauf der Zeit

immer mehr formell. Im übrigen kam zu dem Prozeß der wirtschaftlichen Eingliederung der Prozeß der politischen Eingliederung, als im Jahr 1923 jede Möglichkeit eines Widerstandes der nationalen Kader nach und nach beseitigt wurde. 1921 hatte die Republik Choresmien eine dramatische Säuberung ihrer Kader erlebt. Die Streitigkeiten innerhalb der Stämme, ein in Chiwa traditionelles Übel, hatten das Eingreifen der sowjetischen Behörden erleichtert, die sich – wie sie behaupteten, im Namen des Selbstbestimmungsprinzips – bemühten, die Anliegen der turkmenischen Minorität im choresmischen Staat zu verteidigen. Unter diesem Vorwand hatten die sowjetischen Vertreter die Ausschaltung und Liquidierung der nationalen Führer begünstigt. Die Regierung, die von 1922 bis 1924 an der Macht war, besaß eine mehr theoretische als wirkliche Gewalt. Die ständigen Säuberungen, die im Lauf der zwei letzten Jahre der Republik Choresmien aufeinanderfolgten, trugen dazu bei, ihr jede Handlungsfreiheit zu nehmen. In Bucharas gelang es einer nationalen Regierung, sich bis zum Jahr 1923 zu halten, doch war sie seit ihrer Gründung im Jahr 1920 durch all die Widersprüche, die bei ihrer Entstehung geherrscht hatten, praktisch gelähmt. Obwohl sie von den Volksmassen, die eine Agrarreform und eine Umgestaltung des gesamten Staatsgefüges wünschten, getragen war, vermochte die Regierung, die zum großen Teil aus Reformisten bestand, wegen des Mangels an Verwaltungskadern keine grundsätzlichen Neuerungen zu schaffen. Sie war vielmehr immer noch von den alten Kadern des usbekischen Staates abhängig und bemühte sich ängstlich, nicht die religiösen und gesellschaftlichen Traditionen zu verletzen. Sie konnte deshalb die Reformen, von denen sie ebenso wie die Ärmsten im Lande träumte, nicht durchsetzen – für die letzteren eine nicht wiedergutzumachende Enttäuschung. Seit 1922 war die Kommunistische Partei von Bucharas an die Kommunistische Partei Rußlands (Bolschewiken) angeschlossen. In der Mitte desselben Jahres machte sie, wie auch die anderen kommunistischen Organisationen Zentralasiens, die ersten Säuberungen durch. Als im Juni 1923 Stalin den reaktionären Charakter der Regierung von Bucharas aufdeckte, taten die von ihr enttäuschten Massen nichts, um sie zu verteidigen. Die nationalen Mitglieder der Regierung wurden verhaftet. Die Kommunistische Partei, weitgehend gesäubert und abhängig von der Kommunistischen Partei Rußlands, übernahm die Macht und begann, das alte Emirat zu sozialisieren. Als im September 1924 die Abgeordneten auf der 5. Panbucharischen Versammlung (*Kurultai*) einstimmig beschlossen, die Volksrepublik abzuschaffen, um einer sowjetischen Republik Platz zu machen, befand sich Bucharas trotz der rechtlichen Unabhängigkeit, die es sich bis dahin noch bewahrt hatte, schon längst unter der Kontrolle der russischen Kommunistischen Partei und somit auch unter der der russischen kommunistischen Kader von Turkestan. Wirtschaftlich gesehen waren seit 1923 sämtliche Gründe für das Weiterbestehen von Nationalstaaten weggefallen. Politisch gesehen konnte ihre Existenz schon deshalb nicht mehr gesichert werden, da die Kader außerstand gesetzt waren, ihre Pflichten zu erfüllen.

Indessen besaß die wirtschaftliche Einigung von 1923 in den Augen der Sowjetmacht auch einen gefährlichen Aspekt. Sie förderte nämlich die Träume von einem zentralasiatischen Einheitsstaat oder von großen inneren Umschichtungen in Zentralasien, wie sie von den nationalen Führern der Einheimischen gehegt wurden. Von 1920 bis 1924 bestand zwischen den Bestrebungen der Einheimischen und den russischen Plänen ein großer Unterschied. Die kasachischen Nationalisten verfochten die Idee eines Groß-Kasachstan, die dem Traum der Kirgisen und Usbeken von einem Groß-Kirgisistan und Groß-Usbekistan entsprach. Die Nationalisten von Chiwa träumten davon, mit den Usbeken von Turkestan einen choresmischen Staat zu gründen. Schließlich zerfiel die Bevölkerung von Buchara in Anhänger eines unabhängigen islamischen Staates in den Grenzen des alten Emirats und in Befürworter eines Turkestan, in dem eine Umschichtung der Usbeken, Baschkiren und Kirgisen erfolgen könne.

Sehr bald hatten die in Zentralasien getroffenen Maßnahmen die Absicht der russischen Behörden erkennen lassen, alle größeren Umschichtungen in diesem Gebiet zu verhindern und den Einigungsbestrebungen eine Politik der Nationalitätentrennung entgegenzustellen. 1921 machten die Bildung eines autonomen turkmenischen Gebietes und 1922 die eines kirgisischen Gebietes dieser Politik den Weg frei. Als 1924 die Bevölkerung von Chiwa und Buchara der Existenz ihrer Nationalstaaten ein Ende setzte, gaben ihre Vertreter, die neuen Kader, die aus den verschiedenen Säuberungen hervorgegangen waren, in letztmaligen Abstimmungen dem der sowjetischen Politik entsprechenden Wunsch Ausdruck, daß sich die verschiedenen Völkerschaften, die die alten zentralasiatischen Khanate gebildet hatten, nunmehr in eigenen Nationalstaaten organisieren sollten. Im Oktober 1924 stimmte das Zentrale Exekutivkomitee der UdSSR für die Gründung zweier sozialistischer Republiken: 1. Usbekistan, das aus dem mittleren Teil des ehemaligen Emirats von Buchara, aus dem südlichen Teil des Khanats von Chiwa und den ehemaligen Gebieten von Samarkand, Ferghana, des Amu-darja und des Syr-darja, die früher zum Generalgouvernement Turkestan gehört hatten, gebildet wurde, und 2. Turkmenistan, das die turkmenischen Gebiete des westlichen Teils von Buchara, von Choresmien und des ehemaligen transkaspischen Gebietes neu ordnete. Die gleiche Abstimmung sah außerdem die Gründung von zwei autonomen Republiken vor: 1. Tadschikistan, das aus dem Bergland des ehemaligen Buchara mit persischsprechender und im wesentlichen schiitischen Bevölkerung gebildet wurde, und 2. Kasachstan, das an die Stelle der Republik treten sollte, die am 26. August 1920 von den bis dahin Kirgisen genannten Völkern gebildet worden war und an deren Spitze für einige Zeit Baitursunow gestanden hatte. Schließlich bildeten sich auch zwei autonome Gebiete: das der Kirgisen und das der Karakalpaken, das sich zunächst an die autonome Republik der Kasachen anschloß, 1932 zur autonomen Republik der Karakalpaken wurde, sich danach an die RSFSR anschloß und schließlich 1936 in die usbekische Republik

eingegliedert wurde. In den folgenden Jahren wurde die nationale Neuordnung Zentralasiens nach und nach durch die Umwandlung der autonomen Republiken und Gebiete in föderative Sowjetrepubliken abgeschlossen. Am 5. Dezember 1929 wurde Tadschikistan die siebzehnte Unionsrepublik, und am 5. Dezember 1936 erhielten die Republiken Kirgisien und Kasachstan die gleiche rechtliche Stellung innerhalb des sowjetischen Staatssystems. Diese Maßnahmen bestätigten gleichzeitig die Existenz sozialistischer Nationen wie auch die Abschaffung des bisherigen Begriffs Turkestan, jenes Begriffs, der die große gemeinsame Vergangenheit der durch die Revolution getrennten Völker und den Traum von einem Einheitsstaat umschloß, wie ihn sowohl die neuerungssüchtige Intelligenz als auch die traditionstreuen Kader Zentralasiens hegten.

Die territorialen Veränderungen reichten aber nicht aus, die Bande zu zerstören, die alle turkestanischen Völker untereinander einten. Diese Bande waren politischer, kultureller, religiöser und gesellschaftlicher Natur. Politisch gesehen gab es zwei Organisationen, deren Rolle darin bestand, das Verschwinden der Nationalstaaten zu begünstigen, indem sie sich mit deren Neugruppierung unter russischer Verwaltung einverstanden erklärten. Es waren dies der Wirtschaftsrat von Zentralasien und das Büro der Kommunistischen Partei Zentralasiens. Diese Organisationen, deren Nutzen für die sowjetischen Machthaber vor 1924 beachtlich gewesen war, mußten in der Folgezeit der einheimischen Bevölkerung als zwei Werkzeuge erscheinen, mit deren Hilfe die Politik der Nationalitätenteilung gelähmt werden könnte. Männer wie der Usbeke F. Aizullah Chodscharjew, die seit 1923 erkannten, daß es unmöglich war, die Nationalstaaten vor dem geförderten Eingliederungsprozeß zu bewahren, verfolgten von da an – wie Chodscharjew in seinem Prozeß ausführte – den Gedanken, daß man diese beiden Organe dazu benutzen müsse, die Einheit Turkestans zu erhalten oder wenigstens eine gemeinsame Politik der Einheimischen gegenüber den Russen herauszuarbeiten. Während der Dauer von zehn Jahren mußte die Sowjetmacht die Existenz von nationalen Kadern in Zentralasien dulden, weil die unsichere Lage der Union, die in Zentralasien durch ständige Schwierigkeiten mit der einheimischen Bevölkerung – der Widerstand der Basmatschis setzte sich trotz der Niederlagen, die ihnen 1922 zugefügt worden waren, in versteckter Form noch bis 1930 fort und erhob sich noch einmal in offener Form als Widerstand gegen die Kollektivisierung – noch verstärkt wurde, es verbot, die eben erst befriedeten Völker allzu heftig vor den Kopf zu stoßen. Als 1934 in der UdSSR die Kampagne der großen Säuberungen begann, wurden auch diese beiden Organisationen aufgelöst.

Ein anderes politisches Band war die Beibehaltung der einheimischen nationalen Kader in den verschiedenen Republiken Zentralasiens. Diese Kader nahmen alle die gleiche Haltung gegenüber Rußland ein, sie hatten die gleichen Vorstellungen von der Entwicklung der zentralasiatischen Völker und die gleiche politische Vergangenheit. Die Sowjetmacht ging seit 1924 überall dazu über, diese Intelligenzschicht auszuschalten; offen und auf breiter Basis geschah

dies allerdings erst im Lauf der Jahre 1934 bis 1938. Seit 1924 kam es zu Konflikten, die die ehemaligen Führer der *Alasch-Orda* und die sowjetischen Autoritäten in den Steppen gegeneinander aufbrachten. Die Führer der *Alasch-Orda* waren ausschließlich damit beschäftigt, die Unversehrtheit der kasachischen Gesellschaft zu schützen, und widersetzten sich deshalb sowohl der Seßhaftmachung in ihren brutalen und übereilten Formen als auch der Einführung des ihrer Meinung nach künstlichen Klassenkampfes in einer noch so wenig differenzierten Gesellschaft. Im November 1927 begannen die sowjetischen Machthaber, sie unter dem Vorwand, daß sie mit den Machenschaften der trotzkistisch-sinowjewistischen Opposition sympathisierten, auszuschalten. Die Säuberungsaktion lag zunächst in den Händen der Partei, deren Sekretariat nacheinander der Russe Goloschtschokin und der Armenier Mirsojan übernahmen. Mirsojan begann, die einheimischen Regierungskader durch Europäer zu ersetzen, und brachte so den Plan der Entnationalisierung zum Abschluß, mit dessen Durchführung die örtlichen Parteiorganisationen bereits 1927 und 1928 begonnen hatten. Von diesen Jahren an verschwand die nationale Intelligenz aus dem politischen Leben Kasachstans. Das Schicksal der kirgisischen nationalen Kader war kaum besser, obwohl Stalin 1922 einen Kirgisen, Turai Ryskolow, als Mitarbeiter in das Kommissariat der Nationalitäten berufen hatte. In den Jahren 1928 bis 1930 wurden die nationalen Kader fast überall ausgeschaltet. In Usbekistan blieb die usbekische Intelligenz etwas länger an der Macht als im Steppengebiet, aber seit 1930 brach der Konflikt zwischen den einheimischen Kadern und den russischen Machthabern offen aus. Wie in der Steppe drehte er sich um Fragen der sowjetischen Wirtschaft und Gesellschaft. 1938 wurden Faizullah Chodschajew, der Vorsitzende des Zentralen Exekutivkomitees der UdSSR, und Ahmed Ikramow, der Erste Sekretär der örtlichen Kommunistischen Partei, beschuldigt, dem Block der Trotzkisten und Rechtsabweichler anzugehören. Ihre Hinrichtung am 13. März 1938 bedeutete das Ende der Zusammenarbeit zwischen Russen und Einheimischen, die in den zwanziger Jahren begonnen hatte, einer Zusammenarbeit, die durch das fast vollständige Verschwinden aller nationalen Kader der Republik, die zwar oft unter weniger spektakulären, aber nichtsdestoweniger ebenso radikalen Bedingungen wie im Chodschajew-Prozeß erfolgte, unmöglich gemacht worden war. Die Säuberung der tadschikischen Kader erfolgte in zwei Etappen. 1933 wurden der Präsident der Republik, Nasratullah Maqsum, und sein Premierminister Abdurrahim Chodschilajew beschuldigt, die Agrarpolitik durch eine nationale, chauvinistische und antirussische Abweichung sabotiert zu haben. Mit ihnen verschwand eine Anzahl lokaler Verwaltungsbeamter. 1937 wurden auch die Kader, die sich um den neuen Präsidenten der Republik, Schotemar, und seinen Premierminister Rahimbajew geschart hatten, ausgeschaltet. Wie ihre usbekischen Genossen wurden auch sie trotzkistischer und bucharinistischer Tendenzen beschuldigt. In Turkestan schließlich trafen die Säuberungen zunächst die Intellektuellen, die

zwischen 1930 und 1934 die Führung einer nationalen Opposition auf kultureller Basis übernommen hatten. Nachdem die namhaftesten turkmenischen Schriftsteller der Feindschaft gegenüber Rußland überführt worden waren, wurden die politischen Kader ihrerseits beschuldigt, die sowjetische Linie und an erster Stelle die Kollektivierung sabotiert zu haben. 1939 wurde der Präsident des Obersten Sowjets von Turkmenien, Aitakow, hingerichtet. Mit ihm verschwanden alle nationalen Kader.

Trotz des reichlich phantastischen Charakters der Anschuldigungen, die man gegen die einheimischen Kader erhob – zunächst wurden sie des Trotzismus und Sinowjewismus, dann des Trotzismus und Bucharinismus angeklagt – steht außer Zweifel, daß es den Konflikt, aus dem die sowjetischen Machthaber 1938 siegreich hervorgingen, tatsächlich gegeben hat. Solange die einheimischen Kader konnten, versuchten sie das zu verteidigen, was in ihren Augen ihre Integrität ausmachte, und widersetzten sich allen Maßnahmen, die dazu geeignet waren, sie noch mehr in das sowjetische Herrschaftssystem einzubeziehen. Auf kulturellem Gebiet war eines der wesentlichsten Verbindungsglieder zwischen den verschiedenen Völkern Zentralasiens die Sprache. Zwar hatten 1917 alle turksprachigen Völker ihre eigenen Dialekte. Aber das Streben nach sprachlicher Einheit nahm in den Plänen, die die mohammedanischen Intellektuellen zu Beginn des 20. Jahrhunderts verfolgten, einen weiten Raum ein. In Turkestan war der Gedanke der Zusammenfassung aller Völker, die einen mit dem Tschaghatai-Türkischen verwandten Dialekt sprachen, am Vorabend der Revolution fest verankert. Es sei daran erinnert, daß eine der ersten Maßnahmen der nationalen Führer der Volksrepublik Buchara im Jahr 1920 die Abschaffung des Persischen, der Sprache des Hofes und der bucharischen Elite, zugunsten des Türkischen war. Noch zu diesem Zeitpunkt gewann die Turkisierungsbewegung an Boden. Die Tendenz, die turksprachigen Völker um eine *lingua franca* zu sammeln – ein erster Schritt zur Verwirklichung des Traumes von einem turkestanischen Einheitsstaat –, wurde von 1924 an durch die Bildung von Nationalstaaten und die Festigung der einzelnen, nach örtlichen Dialekten unterschiedenen Nationalsprachen zerstört. Die sowjetische Politik der sprachlichen Differenzierung stieß auf den heftigen Widerstand der einheimischen Intelligenz, vor allem in Turkmenien. In den Jahren 1930 bis 1935 sammelte sich die turkmenische Intelligenz in einer Bewegung, die die Forderung stellte, das Turkmenische entweder zugunsten des anatolischen Türkisch oder zugunsten einer mehr literarischen Sprache, wie etwa des Tschaghatai-Türkischen, aufzugeben. Die Folge davon war die Säuberungsaktion unter den turkmenischen Schriftstellern. Doch obwohl die zentralasiatischen Völker verschiedene Dialekte sprachen, besaßen sie noch 1924 eine gemeinsame Schrift, die sie sowohl einte als auch an den Islam band und von den Völkern des Westens trennte. Der Wichtigkeit dieser Tatsache wie auch der Bedeutung der Schrift im geistigen Leben bewußt, beschlossen die sowjetischen Behörden, von 1926 an das arabische Alphabet unter dem Vorwand, es sei zu unbequem,

abzuschaffen. Im März 1926 beschloß ein in Baku versammelter Turkologenkongreß, das arabische durch das lateinische Alphabet zu ersetzen. Zwar war dies nur eine halbe Maßnahme, doch brachte sie 1926 den doppelten Vorteil, erstens nicht den Anschein einer brutalen oder russenfreundlichen Maßnahme zu erwecken und zweitens sich bereits auf einen Präzedenzfall stützen zu können, den der Türkei Kemal Atatürks. Dieser Präzedenzfall war jedoch gefährlich. Denn wenn die Latinisierung der einheimischen Alphabete einerseits die Trennung zwischen den verschiedenen Sprachen Zentralasiens, aber auch zwischen diesen Sprachen und der heiligen Sprache des Islam besiegelte, schuf sie andererseits ein Bindeglied zwischen der kulturellen Entwicklung Zentralasiens und derjenigen der Türkei, die seit Anfang des Jahrhunderts das Vorbild für die einheimische Intelligenz war. In Wirklichkeit bedeutete dies indes nur einen ersten Schritt zu der grundlegenden Reform, die alle mohammedanischen Völker der UdSSR in einem Staat unter russischer Vorherrschaft vereinen sollte, nämlich zur Einführung des kyrillischen Alphabets. Am 13. März 1938 wurde der Russischunterricht in allen Gebieten der Union Pflichtfach. Folgerichtig verschwand auch das lateinische Alphabet zugunsten des kyrillischen. Dieser Wechsel, der sich verhältnismäßig schnell vollzog – 1942 war er beendet –, stieß auf geringen Widerstand, da er mit einem besonders tragischen Moment der sowjetischen Geschichte zusammenfiel. Mit der Hinrichtung der Intelligenz der verschiedenen Nationalitäten und den Säuberungen, die allen Bürgern der Union drohten, war jeder Widerstand unmöglich geworden.

Der mächtigste aller für die Einheit der Einheimischen entscheidenden Faktoren war der Islam. Er brachte ihre Heterogenität innerhalb des sowjetischen Völkerverbandes am besten zum Ausdruck. Die Stellung des Islam im Leben Zentralasiens zu beschränken, war keine leichte Aufgabe, da ja der mohammedanische Glaube und die Gesellschaftsstruktur des Islam unlöslich mit allen Formen des täglichen Lebens verknüpft waren.

Die Machthaber mußten zwei verwickelte Probleme lösen, die dem Islam eine beträchtliche weltliche Macht gaben: das Problem des *Vaqf*-Besitzes und das des *Schari'at-Rechts*. Das Problem der *Vaqfs* war mit dem des Eigentums verbunden, mit dem sie um 1930 verschwanden. Die Unterdrückung der kanonischen Rechtsprechung vollzog sich etappenweise. Nach Bedenken und Rückschlägen in den Jahren des Bürgerkrieges beschlossen die sowjetischen Behörden im Zusammenhang mit der territorialen und politischen Neugestaltung Zentralasiens, die Zuständigkeit der kanonischen Gerichte dadurch einzuschränken, daß sie ihren Funktionsbereich dem der sowjetischen Gerichte anglichen. In den Jahren 1925 bis 1927 nahm die Zahl der sowjetischen Gerichte zu und die der kanonischen ab. Schließlich entzog ein Dekret vom 21. September 1927 den letzteren jede Möglichkeit für ihre weitere Existenz, indem es sie ihrer finanziellen Möglichkeiten und der Mittel für die Vollstreckung ihrer Urteile beraubte. Obwohl sich die Bevölkerung reserviert verhielt, setzte sich das

allgemeine sowjetische Recht überall durch. In ihrem Glauben verletzt und sprachlich und national geteilt, mußte sich die zentralasiatische Gesellschaft nun noch in die sowjetische Form pressen lassen, ihre letzten sozialen Besonderheiten und ihre letzten Traditionen verlieren. Die Seßhaftmachung und die Erweiterung des Baumwollanbaues sollten dabei eine entscheidende Rolle spielen. Von 1925 an wurde in allen Gebieten mit seßhafter Bevölkerung die Agrarreform durchgeführt, die auf der Beschlagnahme der großen Güter und der Neuverteilung des Landes beruhte. Zur gleichen Zeit gingen die Machthaber zu einem intensiven Baumwollanbau über, eine Maßnahme, die zu einem schweren Konflikt mit den einheimischen politischen Kadern führte. Diese hatten während der Jahre des Bürgerkrieges Erfahrungen mit den Nachteilen einer Monokultur gemacht, durch die Zentralasien in die Abhängigkeit von Rußland geraten war. Sie widersetzen sich deshalb dem russischen Plan, die Baumwollkulturen zu erweitern, mit aller Energie. Der Konflikt entwickelte sich um so dramatischer, als beide Seiten wußten, was auf dem Spiel stand: nämlich gerade eine gewisse wirtschaftliche und damit auch politische Unabhängigkeit Zentralasiens. Der örtliche Widerstand wurde durch die ununterbrochenen Säuberungen zerschlagen. In der Steppe, wo sich der Nomadismus weiter gehalten hatte, begann die Aktion der Seßhaftmachung um 1928. Mit äußerster Brutalität durchgeführt, endete sie mit erheblichen Verlusten an Menschenleben, mit der Zerstörung eines großen Teils des Viehbestands und mit einem scharfen Konflikt zwischen den nationalen Kadern und den Vertretern der Sowjetmacht, aus denen die letzteren seit 1930 als Sieger hervorgingen. Der Widerstand gegen die wirtschaftliche Integration Zentralasiens in die Sowjetunion hielt sich am hartnäckigsten in Tadschikistan, wo er in Form einer bewaffneten Opposition gegen die Kollektivierung bis 1935 andauerte.

Es erhebt sich nun die Frage, was von der kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Eigenart Zentralasiens übriggeblieben ist, nachdem in den unheilvollen Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg die gesamte nationale Intelligenz dieses Gebiets verschwunden ist. Trotz des gewaltigen Zustroms russischer und ukrainischer Siedler nach Kasachstan, die das Gesicht dieses Landes wesentlich verändert haben, ist es inzwischen deutlich geworden, daß die Integration dieses gesamten Gebietes, vor allem des ehemaligen Turkestan, noch lange nicht abgeschlossen ist. Wenn Zentralasien auch wirtschaftlich eng mit der Sowjetunion verbunden ist, so werden doch seine wirtschaftlichen und sozialen Eigenheiten so lange nicht auch die der UdSSR sein, wie es den einheimischen Frauen gelingt, sich nicht in den Arbeitsprozeß einbeziehen zu lassen, sondern an ihrem häuslichen Herd zu bleiben. Dies scheint ein weitverbreitetes Phänomen zu sein, gegen das die sowjetischen Behörden unaufhörlich angehen. Vor allem gibt es eine nationale Intelligenz, die gelegentlich laut und deutlich ihre Anhänglichkeit an ihre eigenen Werte zum Ausdruck bringt. So war es Zentralasien, wo gegen Ende der stalinistischen Ära der schärfste Konflikt zwischen den nationalen Intellektuellen und der

Sowjetmacht um die Verteidigung des nationalen kulturellen Erbes ausgetragen wurde. So weigerte sich zum Beispiel in den Jahren um 1950 ganz Kirgisien, zuzugeben, daß sein Nationalepos *Monas* verdammenswert sei, wie dies die sowjetischen Machthaber behaupteten, und schließlich blieb *Manas* erhalten. Unbestreitbar ist jedoch zwischen der Intelligenz, die in den Jahren 1937 bis 1938 liquidiert wurde, und der neuen Elite, die zwar sowjetisch geprägt, aber dennoch zutiefst national ist, eine Brücke geschlagen worden. Es ist kein Zufall, daß der Tadschike Saddrudin Aini als der größte zeitgenössische nationale Dichter Zentralasiens gilt. Zwar hat er die soziale und politische Ordnung der vorrevolutionären Zeit verdammt, aber gleichzeitig hat er den bedeutendsten Teil seines Werkes der Person Ahmad Donischs gewidmet, des Vaters des Reformismus und des turkestanischen modernistischen und nationalen Gedankens. Es scheint, daß gegenwärtig »das rückständigste aller mohammedanischen Gebiete des Kaiserreiches«, in dem sich das Nationalgefühl am langsamsten und unbeholfensten entwickelt hat, gerade das Land ist, in dem das türkische Nationalgefühl seinen sichersten und festesten Zufluchtsort gefunden hat.

17. Die lamaistische Kultur in Tibet und der Mongolei

Die vorhergehenden Kapitel handelten von der Geschichte des westlichen Teils von Zentralasien seit der Auflösung des Reiches Tschingis Khans bis zur russischen Eroberung und zur Gründung der fünf türkischen Sowjetrepubliken, die einen integralen Bestandteil der UdSSR bilden. Die vier letzten Kapitel beschreiben die Geschichte des östlichen Zentralasien in der gleichen Periode. Während der Westen Zentralasiens in seiner russischen Zusammensetzung vorwiegend türkisch und in seiner Kultur in der Hauptsache mohammedanisch und iranisch ist, vermischten sich an den ariden Grenzen Chinas Türken, Tibeter und Mongolen. Der tibetische Buddhismus stellte hier – trotz der mohammedanischen Uiguren und Dunganen – einen wichtigeren Faktor dar als der Islam. Der entscheidende Faktor für die Gestaltung des Schicksals dieser Völker war jedoch im allgemeinen die Anwesenheit Chinas in diesen Gebieten. Im Jahr 1368 wurde die Yüan-Dynastie von den einheimischen Ming gestürzt. Der letzte Mongolenherrscher von China floh in die Gobi. Allerdings folgten ihm keineswegs alle Mongolen, die sich damals in China aufhielten. Viele von ihnen wurden in die neubelebten chinesischen Armeen der Ming eingegliedert, für die sie einen willkommenen Kräftezuwachs bildeten. Einige blieben auch als Verwaltungsbeamte und Diplomaten zurück. Auf diese Weise kam es unter den Ming zur endgültigen Sinisierung der Mongolen.¹

Während der Ming-Zeit (1368–1644) kämpften in der Mongolei verschiedene aufeinanderfolgende Stammeskonföderationen um die Wiederherstellung der mongolischen Staatsform und des mongolischen Reiches des 13. Jahrhunderts. Doch obwohl einige Herrscher einem Erfolg sehr nahekamen, konnten sie ihr

endgültiges Ziel nie erreichen. Ein Hauptgrund für ihren Mißerfolg war die Politik der Ming-Regierung, die die Absicht verfolgte, Stamm gegen Stamm und Stammesfürsten gegen Stammesfürsten auszuspielen. Die Gründung der Mandschu-Dynastie in China (1644–1911) brachte eine grundlegende Änderung der mongolisch-chinesischen Beziehungen mit sich. Die Möglichkeit einer zweiten Eroberung Chinas durch die Mongolen, eine Möglichkeit, die unter den Ming durchaus bestanden hatte, schwand mit der mandschurischen Expansion in die chinesische Grenzzone vollständig, da sie mit dem allmählichen russischen Vordringen durch Sibirien nach Transbaikalien zusammenfiel. Dadurch wurden die von der mandschurischen und russischen Artillerie eingeschüchterten Mongolen in ein sich allmählich verkleinerndes, wenn auch immer noch riesiges Gebiet zurückgedrängt. Doch weder die mandschurischen und russischen Vorstöße in das mongolische Kernland noch die Tatsache, daß es die mongolischen Führer versäumten, sich angesichts dieser Gefahren zusammenzuschließen, können als die wichtigsten Faktoren in der mongolischen Geschichte nach dem Zerfall des Yüan-Reiches gewertet werden. Noch entscheidender war vielmehr die Ausbreitung des Lamaismus aus Tibet in die Mongolei, der den fremden mongolischen Traditionen die tibetische Kultur aufpfropfte und darauf abzielte, eine aggressive und räuberische Gesellschaft, deren soziales Ideal der Krieger war, allmählich in eine Gesellschaft zu verwandeln, in der das kontemplative Leben und die Ergebung in ein vorherbestimmtes Schicksal die sozialen Beziehungen bedingten.

Während der Ming- und der Mandschu-Zeit verteilten sich die Mongolen auf vier größere Gebiete: Sie lebten nördlich der Gobi in der Äußeren Mongolei (der heutigen Mongolischen Volksrepublik), südlich der Gobi in der Inneren Mongolei, im fernen Süden in der Gegend des Kukunor und westlich der Gobi bis in die Dsungarei hinein. Unter Tschingis Khans Nachfolgern waren die mongolischen Stämme in zwei Flügel aufgeteilt worden, in einen linken Flügel, der die nördlichen und östlichen Stämme umfaßte (von denen die Khalkha die wichtigsten waren) und der vom *Khaqan* direkt regiert wurde, und in einen rechten Flügel, der sowohl die südlichen Mongolengruppen, also z.B. die Stämme der Ordos und Tümet, aber auch die Oiraten oder Westmongolen umfaßte, die alle im Namen des *Khaqans* von einem *Dschinong* oder Vizekönig (ein Amt, das bald erblich wurde) regiert wurden. Nach dem Sturz der Yüan-Dynastie gaben sich die Stämme, die diese beiden Flügel bildeten, einer verhängnisvollen Rivalität im Kampf um das Erbe der Yüan in der Mongolei hin, während die Fähigkeit zu Disziplin, Zusammenhalt und militärischer Organisation, die die Stämme zur Zeit Tschingis Khans, seiner Söhne und Enkel ausgezeichnet hatten, fast völlig geschwunden war. Diese Kämpfe mögen eine gewisse rassische und kulturelle Trennung widerspiegelt haben, da die östlichen Mongolen mehr sinisiert waren als die westlichen Mongolen, die wahrscheinlich eine beträchtliche türkische Komponente aufwiesen.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts befand sich die bedeutendste mongolische Stammeskonföderation in der Westmongolei und der Dsungarei und wurde von den Oiraten beherrscht. Das Schicksal der Oiraten ist ein gutes Beispiel für das Auf und Ab in der Geschichte der Stämme Zentralasiens. Im frühen 13. Jahrhundert trieben die Oiraten im Gebiet des oberen Jenissei und seiner Nebenflüsse eine gemischte Jagd- und Weidewirtschaft; im frühen 14. Jahrhundert waren sie Pferdezüchter im Altai; gegen Ende des 14. Jahrhunderts suchten sie sich das tschingiskhanidische Erbe zu sichern und taten das gleiche noch einmal im 17. Jahrhundert. 1399 ermordeten sie Elbek, den *Khaqan* der Ostmongolen, einen Nachkommen der Yüan. Während des nächsten halben Jahrhunderts waren sie die Herren der Dsungarei, eine Quelle ständiger Furcht für die uneinigen Ostmongolen und eine unaufhörliche Bedrohung ihrer westlichen Nachbarn, der türkischen Usbeken und Kasachen im Siebenstromland, der Untertanen der Tschaghatai-Khane von Moghulistan, über die sie plündernd herfielen. Während der Regierung ihres Khans Esen (1439–1456) fielen die Oiraten ungestraft in China ein und nahmen 1449 den Ming-Kaiser Ying-tsung (1435–1449) gefangen, ein Erfolg, der die Annahme des *Khaqan*-Titels durch Esen rechtfertigte. Doch bald darauf starb Esen. Sein Tod führte zu einem raschen Verfall der oiratischen Macht. Es kam nun zu einem Wiederaufleben der Macht der Ostmongolen unter Dayan Khan (1470–1543), eines Nachkommen Tschingis Khans in der fünfzehnten Generation, dessen lange Regierung der Mongolei eine vorübergehende Einheit gab, wie man sie seit der Zeit der ersten Yüan-Kaiser nicht mehr gekannt hatte. Dayan Khans Prestige bei den Stämmen war so groß, daß er die Nachfolgefrage unklugerweise ohne Berücksichtigung der Dezentralisierungstendenzen von beinahe zwei Jahrhunderten zu lösen suchte. Während er einen seiner Enkel zum *Khaqan* und persönlichen Souverän der Ostmongolen bestimmte, ernannte er einen seiner Söhne zum *Dschinong* der westlichen Stämme. Wie vorauszusehen war, stieß diese Regelung überall an die Klippen der traditionellen Feindschaft zwischen den beiden mongolischen Flügeln. Dayan Khans Reich wurde jedoch in einem etwas bescheideneren Umfang von einem anderen Enkel, Anda, wiedererrichtet. Anda, gewöhnlich Altan Khan (1543–1583) genannt, stützte seine Macht auf die Loyalität der südmongolischen Stämme der Ordos und der Tümet in der heutigen innermongolischen Provinz Suiyüan. Altan Khan griff die Dsungarei, das Kukunor-Gebiet und Nordt Tibet an, aber seine größten Anstrengungen galten China, das zu jener Zeit nicht in der Lage war, einem Angreifer, der bis vor die Mauern von Peking vorzudringen vermochte, ernsthaften Widerstand zu leisten. Doch diplomatische Geschicklichkeit brachte wieder ein, was militärische Kleinmütigkeit verloren hatte. Der Ming-Kaiser verlieh dem Khan den Ehrentitel »Loyal und gehorsamer Fürst« und ein goldenes Siegel. Altan Khans Erfolg lag in der traditionellen Mobilität und taktischen Überlegenheit der Nomaden begründet, doch ungeachtet der Tatsache, daß seine Macht auf seiner Stammeskavallerie beruhte, führte er persönlich ein halb sesshaftes Leben in

Köke-khota (Kuei- sui) westlich von Kalgan. Neben Hirtennomaden befanden sich unter seinen Untertanen auch viele Ackerbauern. Die Einkünfte, die er aus den verschiedensten kommerziellen Unternehmungen bezog, waren wahrscheinlich kaum weniger bedeutend als die Gewinne, die ihm seine Raubzüge einbrachten. Gleich seinen tschingiskhanidischen Vorfahren war deshalb auch Altan Khan bestrebt, in den Gebieten, die sich unter seiner Kontrolle befanden, den Handel auszuweiten. Es ist bezeichnend, daß seine Verhandlungen mit den Chinesen auch Abkommen über die Errichtung von Märkten einschlossen, auf denen die Überschüsse der Weidewirtschaft gegen chinesische Waren ausgetauscht werden konnten.

Altan Khan gründete seine Macht auf die Stämme, die in der Nähe der chinesischen Grenze lebten und deshalb den Verlockungen der chinesischen Zivilisation mehr ausgesetzt waren als die Khalkha und die Oiraten. Dies mag die Förderung erklären, die er der Wiedereinführung der tibetischen Form des Buddhismus bei seinem Volk zuteil werden ließ, obwohl nicht unbedingt auszuschließen ist, daß dabei auch eine gewisse persönliche Frömmigkeit eine Rolle gespielt haben könnte. Ein Ergebnis davon war das plötzliche Aufblühen der mongolischen Kultur unter tibetischem Einfluß gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Beinahe vierhundert Jahre nach der im 13. Jahrhundert verfaßten *Geheimen Geschichte der Mongolen* erwachte die mongolische Literatur wieder zu neuem Leben: Unter dem Patronat des tsacharmongolischen Fürsten Ligdan (1604–1634) wurde der tibetische buddhistische Kanon, der *Kandschur* und der *Tandschur*, ins Mongolische übersetzt.² Es entstand außerdem eine Reihe von historischen Werken, z.B. das *Altan tobtschi* und das *Erdeni-yin tobtschi* des Sagang Setschen.³

Der tibetische Buddhismus war zum ersten Mal im 13. Jahrhundert zu den Mongolen gekommen, ohne jedoch unter einer Dynastie, die in religiösen Dingen so eklektisch war wie die Tschingiskhaniden, Wurzel fassen zu können.⁴ Tschingis Khan hatte Tibet niemals angegriffen, obwohl er gegen die tibetischen Tanguten kämpfte. Es gibt jedoch eine Überlieferung, nach welcher er mit dem berühmten Sakya Pandita (Sa-skya Paṇḍita, 1182–1251) korrespondiert habe, dem Abt des Klosters Sakya (Sa-skya), das in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts gegründet wurde und sich schnell zu einem Zentrum religiöser Gelehrsamkeit entwickelte. Auf die Lamas von Sakya geht die Konzeption jenes theokratischen Staates zurück, der sich unter dem fünften Dalai Lama herausbilden sollte. Sakya Pandita selbst verband mit seinen geistlichen Funktionen die weltliche Verwaltung eines ausgedehnten Territoriums. Irgendwann in den vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts wurde Sakya Pandita durch den mongolischen Prinzen Godan, einen Sohn des *Khaqans* Ögedei und Gouverneur von Kansu, zum Vizekönig von Tibet ernannt. 1253 wurden seinem Neffen Phagpa (Phags-pa, 1235–1280) von Khubilai ähnliche Befugnisse sowie der Titel *Tisri* (chin. ti-schi) verliehen. Phagpa übte auf Khubilai großen Einfluß aus. Zu dieser Zeit lernten die Mongolen den tibetischen Buddhismus zum

ersten Mal näher kennen. Phagpa schuf für die Mongolen eine zweite Schrift, die neben die von Tschingis Khan eingeführte uigurische Schrift trat, und führte die innere Reorganisation Tibets durch. Weder Khubilai noch die späteren Yüan-Kaiser waren an Tibet interessiert, sondern überließen es der Verantwortung der *Tisris*, die stets Lamas waren.

Der Sturz der Yüan-Dynastie hatte das vorübergehende Verschwinden des Buddhismus bei den Mongolen zur Folge. Er führte auch zur Wiederherstellung der tibetischen Monarchie (um 1350 bis um 1642). Zwischen den Tibetern und den Ming bestanden formelle, jedoch unregelmäßige Beziehungen, die zudem nicht durch jenes Vertrauensverhältnis gekennzeichnet waren, das zwischen den *Tischis* und den Yüan bestanden hatte. Eine lose Verbindung wurde jedoch durch die buddhistische geistliche Hierarchie der beiden Länder aufrechterhalten. Die Ming empfingen Lama-Gesandtschaften, die von den Chinesen als Unterwerfungsakte angesehen wurden, und waren in der Lage, mit Hilfe von Lamas, die chinesische Ränge und Titel erhalten hatten, in tibetischen Angelegenheiten zu intrigieren. Auch regelmäßige Handelsbeziehungen wurden aufrechterhalten. Tibets Tee-Einfuhr kam aus China. Inzwischen erfuhr das geistige Leben Tibets durch das Werk Tsongkhapas (bTsong-kha-pa, 1357–1419), eines Reformators aus Amdo, eine tiefgreifende Wandlung. (Noch heute erinnert das Kloster Kumbum an Tsongkhapas Geburtsort.) Tsongkhapas Ziel war es, den tibetischen Buddhismus zu reinigen und zu erneuern. Er war der Gründer der Gelugpa- (dGe-lugs-pa-) oder »Gelbmützen«-Sekte, die später das theokratische Regime des Dalai Lama errichten und die Mongolei bekehren sollte.⁵ Tsongkhapas Werk wurde von seinem Neffen Gendün Drubpa (dGe-'dun grub-pa, 1391 bis 1475) fortgesetzt, der das Kloster Taschilhunpo in der Nähe von Schigatse gründete und posthum als erster Dalai Lama erkannt wurde, ebenso wie es beim zweiten Dalai Lama, Gendün Gyamtsho (dGe-'dun rgya-mtsho; 1476 bis 1542), der Fall war.

Vielleicht war es eine Kombination von missionarischem Eifer und politischem Scharfblick, die den dritten Dalai Lama, Sonam Gyamtsho (bSod-nams rgya-mtsho, 1543–1588), in die Mongolei führte, wo er 1578 Altan Khan bekehrte. Dieser verlieh ihm den Titel Dalai Lama, den auch alle seine späteren Inkarnationen getragen haben. Danach breitete sich die Gelugpa-Sekte in der Mongolei sehr schnell aus. Dem Wirken der Missionare folgte die Errichtung von Klöstern. (Erdeni Dsu, in der Nähe von Karakorum, wurde 1586 gegründet.) Ebenso schnell trat jener besondere Zug des tibetischen Buddhismus zutage, der vor allem für dessen mongolische Form kennzeichnend ist: die starke Vermehrung der Inkarnationen, der sogenannten *Khutukhtus* – das mongolische Wort bedeutet »gesegnet und heilig« –, die von späteren europäischen Autoren »Lebende Buddhas« genannt wurden. Diese Institution war wie die Klöster Ende des 16. Jahrhunderts fest begründet.

Nachdem Sonam Gyamtsho 1588 in Köke-khota gestorben war, wurde seine Inkarnation in der Person eines Urenkels Altan Khans gefunden. Dieser vierte

Dalai Lama, dessen tibetischer Name Yönten Gyamtsho (Yon-tan rgya-mtsho, 1589–1616) lautete, war der einzige mongolische Dalai Lama.⁶ Als sich Yönten Gyamtsho im Jahr 1600 nach Tibet begab, sandte er einen anderen *Khutukhtu* als Ersatz in die Mongolei. Auf diese Weise wurden zwischen den Gelugpa-Geistlichen in Tibet und den mongolischen Fürsten starke quasireligiöse und quasipolitische Bande hergestellt, die zur Verbreitung des Buddhismus unter den Mongolen, einem Volk, das sich bis dahin nicht gerade durch religiösen Enthusiasmus ausgezeichnet hatte, und zum vollkommenen Triumph der Gelugpa über die anderen Sekten in Tibet führten. Denn in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts bestand für die Gelugpa in Tibet die Gefahr, von ihren Rivalen ausgerottet zu werden. Lediglich die militärische Unterstützung durch die Mongolen ermöglichte es dem Dalai Lama, die Lage zu wenden.

Es blieb dem fünften und größten Dalai Lama, Ngawang Losang Gyamtsho (Ngag-dbang blo-bzang rgya-mtsho, 1617 bis 1682), vorbehalten, den *Circulus vitiosus* der Sektenrivalität zu durchbrechen, indem er einen mächtigen Mongolenfürsten zu Hilfe rief, Guschri Khan, den Herrscher der Khoschoten, die seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts in das Tsaidam- und das Kukunor-Gebiet eingesickert waren. Guschri Khan, ein hervorragender Krieger und ein Anhänger der Gelugpa, drang 1642 in Tibet ein, besiegte die Monarchie und die Karmapa-Sekte (die Hauptrivalin der Gelugpa) und rief sich selbst in Lhasa zum König aus. Seine Nachkommen trugen den Königstitel noch bis 1720. Guschri Khan starb um 1655/56. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich der fünfte Dalai Lama seinen Platz als unumstrittener geistlicher Herrscher von Tibet gesichert und vereinigte dazu nach und nach auch die gesamte weltliche Macht in seinen Händen. Unermüdlich in seinen Bemühungen, die Macht und das Ansehen seines Amtes zu mehren, begann er in Lhasa an der Stelle, an welcher der Palast Songtsen Gampos gestanden hatte, den berühmten Potala zu erbauen. Doch war es gleichfalls der fünfte Dalai Lama, der mit der Linie Guschri Khans (die später von den Mandschu-Herrschern Chinas abgelöst wurde) jenes subtile und nicht festlegbare Verhältnis zwischen Priester und Patron herstellte, das seinen Ursprung in dem Verhältnis zwischen Phagpa und Khubilai vier Jahrhunderte früher hatte. Es war die eindrucksvolle Persönlichkeit des Ngawang Losang Gyamtsho, eines scharfsinnigen Gelehrten und fähigen Administrators, die diesem Verhältnis Substanz gab. Er war es auch, der bei seinem Besuch in Peking im Jahr 1652 den Vertrag zwischen Tibet und den neuen Mandschu-Herrschern in China erreichte. Die Mandschus waren damit beschäftigt, die mongolischen Stämme an den Nordgrenzen Chinas unter ihre Kontrolle zu bringen. Es lag ihnen deshalb sehr daran, mit dem geistlichen Oberhaupt der Mongolen in gutem Einvernehmen zu stehen. Eine Maßnahme des fünften Dalai Lama sollte sich als ständiger Dorn im Fleisch seiner Nachfolger erweisen. Es war dies die Anerkennung seines Lehrers und Abtes von Taschilhunpo, Losang Tschögi Gyantsen (Blo-bzang chos-kyi rgyal-mtshan, 1569–1662) als Inkarnation des

Buddha Amitabha und die Verleihung des Titels Panchen Lama, des ersten oder vierten, je nach der Zählung. In späterer Zeit sammelten sich um diese Inkarnation oft die Gegner des Dalai Lama, die tibetischen wie die chinesischen, aber theologisch gesehen kann von einer Rivalität zwischen den beiden Hierarchen nicht die Rede sein. Diejenige Inkarnation, die jeweils älter war, galt als Tutor und Mentor der jüngeren.

Der fünfte Dalai Lama starb im Jahr 1682. Sein angeblicher Sohn Sangye Gyamtsho (Sangs-rgyas rgya-mtsho) setzte jedoch seine Regierung für einige Jahre mit der gleichen Energie fort. Sangye Gyamtsho war von 1679 bis zu seinem Tod im Jahr 1705 Regent und verheimlichte den Tod des fünften Dalai Lama, indem er vorgab, daß dieser sich von den weltlichen Geschäften zurückgezogen habe, um sich auf geistliche Übungen zu konzentrieren. Schließlich wurde der Betrug jedoch entdeckt. Im Jahr 1697 wurde der sechste Dalai Lama, Tshangyang Gyamtsho (Tshangs-dbyangs rgya-mtsho), der bereits 1683 als Dalai Lama erkannt worden war, inthronisiert. Der neue Dalai Lama brachte sich schnell in den Ruf, ein ausschweifendes Leben zu führen. Vielleicht bedeutet dies, daß er (und vielleicht auch der Regent) die den Gelugpa so verhaßten padmaistischen Tantrapraktiken billigte. Sein Verhalten führte jedenfalls zu dem Konflikt um Tibet, der nun zwischen den Mandschus und den westmongolischen Oiraten, die sich in einen langwierigen Kampf um die Kontrolle der chinesischen Grenzländer verwickelt hatten, stattfinden sollte. Tshangyang Gyamtshos Unfähigkeit veranlaßte Lhasang (lHa-bzang), einen Urenkel Guschri Khans und nominellen König von Tibet, den Regenten zu stürzen und im Jahr 1706 den Dalai Lama selbst abzusetzen, allerdings nicht ohne bei den Tibetern Unwillen hervorzurufen, sogar bei jenen, die die Laster des Dalai Lama gebrandmarkt hatten. Zwischen 1706 und 1717 war Lhasang Herr über Tibet, doch die Bedrohung durch die Oiraten zwang ihn, sich mit dem Mandschu-Kaiser K'ang-hi (1662 bis 1722) zu vergleichen. Möglicherweise war es eine direkte Folge von Lhasangs Beziehungen zu den Mandschus, daß der Oiratenherrscher Tsewang Rabtan (Tshe-dbang rab-brtan) im Jahr 1717 erfolgreich in Tibet einfiel und Lhasang tötete.

Zuerst waren die Oiraten den zahlreichen Feinden Lhasangs nicht unwillkommen, da diese die Behandlung, welche Lhasang dem Dalai Lama zuteil werden ließ, als Sakrileg ansahen. Doch die Wildheit der Oiraten, die Lhasa plünderten und den Potala entweihten, rief bald eine heftige Reaktion hervor. Als K'ang-hi eingriff, um die Angliederung Tibets an das riesige oiratische Reich zu verhindern, nahm er die Rolle eines Befreiers an. 1718 wurden seine Armeen von den Oiraten zurückgeschlagen, aber 1720 eroberten sie Lhasa, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen. Die Tatsache, daß sich bei der mandschurischen Armee der siebte Dalai Lama, Kesang Gyamtsho (bsKal-bzang rgya-mtsho, 1708-1758) befand, trug sehr dazu bei, die Popularität des Kaisers zu vermehren. Auf diese Weise wurde Tibet ein mandschurisches Protektorat. Bei der Befriedung, die auf eine weitere Periode von Umwälzungen

zwischen 1723 und 1728 folgte, wurde jenes Modell für die mandschurisch-tibetischen Beziehungen geschaffen, das mit einigen Modifikationen bis ins 20. Jahrhundert wirksam war. Dieses Verhältnis beruhte auf der Anwesenheit von zwei mandschurischen Ambanen in Lhasa (in ihren Funktionen mit den Residenten von Britisch-Indien vergleichbar), die von einer kleinen mandschurischen Garnison unterstützt wurden. Ihre Aufgabe bestand darin, zu beobachten, zu beraten und auf jede mögliche Weise das Prestige und die Rechte ihres kaiserlichen Herrn aufrechtzuerhalten. Während des ganzen 18. Jahrhunderts wurde die mandschurische Kontrolle über die tibetischen Angelegenheiten immer stärker, besonders nach dem Einfall der Gurkhas in Westtibet in den Jahren 1791/92, als die Position der Ambane in besonders hohem Grad gefestigt wurde. Sie wurden den Dalai und den Pantschen Lamas gleichgestellt, die sich von nun an nicht mehr an den Kaiser direkt wenden durften; weiterhin wurde ihnen die Verantwortung für die Verteidigung und die auswärtigen Beziehungen übertragen. Der Außenhandel und die Einreise von Fremden in das Land wurden nun streng kontrolliert, desgleichen die Berufung der höheren kirchlichen Würdenträger, die bis dahin oft aus den Adelsfamilien ausgewählt worden waren.

Die Durchsetzung dieser Bestimmungen würde Tibet schließlich in eine – wenn auch weit entlegene – mandschurische Provinz verwandelt haben, wenn nicht der militärische Verfall des Reiches, die Auflösung des imperialen Systems, die großen Aufstände in den westlichen und nordwestlichen Provinzen und vor allem die Rolle der europäischen Mächte in China dazu geführt hätten, daß Tibet sich selbst überlassen blieb. So blieben die einheimischen Institutionen der Tibeter trotz der vermehrten Macht der Ambane intakt und überlebten sogar die Mandschu-Dynastie selbst. Doch die Vernachlässigung Tibets durch die Mandschus während des 19. Jahrhunderts führte nicht zu irgendeiner unmittelbaren Erneuerung der Autorität des Dalai Lama. Keiner der Dalai Lamas vom neunten bis zum einschließlich zwölften erreichte die Volljährigkeit (wahrscheinlich wurden sie ermordet). Die wirkliche Macht wurde deshalb durch die verschiedenen Regenten ausgeübt. Unter diesen Bedingungen hielten die Pantschen Lamas in Taschilhunpo, denen die Mandschus die weltliche Jurisdiktion über die angrenzenden Distrikte zubilligten, eine Tradition der Unabhängigkeit und der Feindschaft gegenüber der Regierung in Lhasa aufrecht, die sich während der Umwälzungen des 20. Jahrhunderts besonders dramatisch entwickeln sollte.

Die Errichtung des mandschurischen Protektorats über Tibet im frühen 18. Jahrhundert hatte weiter im Norden seine Entsprechung in der schrittweisen Ausdehnung der mandschurischen Suzeränität über die Mongolei. Für die Mongolen selbst war das wichtigste Ereignis des 17. Jahrhunderts das Emporkommen des Reiches der Oiraten in der Westmongolei und der Dsungarei, dessen Zentrum das obere Ili-Tal bildete. Die Oiraten waren nicht die einzigen, die nach der mongolischen Hegemonie gestrebt hatten, aber sie kamen

dem Erfolg am nächsten. Im frühen 17. Jahrhundert hatte sich der Herrscher der Tsachar, Ligdan (1604–1634), in dem Bestreben, die Idee eines Großkhans, der über alle mongolischen Stämme herrscht, wieder geltend zu machen, als potentieller Reichsgründer in der Nähe der chinesischen Grenze festgesetzt, bis er 1634 durch die Mandschus von dort vertrieben wurde. Als nächstes bildete der Tüschiyetü Khan Gombodordschi, ein Enkel Abadai Khans, der den Buddhismus bei den Khalkha eingeführt hatte, nördlich der Gobi in der Äußeren Mongolei eine Konföderation der Khalkha. Mit ihm kam es auch im Khalkha-Gebiet zu einer neuen Version des Themas Priester und Patron: Gombodordschis Sohn wurde der erste Dschebtsundamba Khutukhtu von Urga.⁷ Von den Oiraten im Jahr 1688 besiegt, sahen sich die Khalkha gezwungen, den Schutz der Mandschus zu suchen. 1691 erklärten der Dschebtsundamba Khutukhtu und sein Bruder, der neue Tüschiyetü Khan, in Dolonor Kaiser K'ang-hi ihre Unterwerfung. Danach wurde die Einteilung des chinesischen Grenzgebietes in »innere« und »äußere« Zonen in seinem mongolischen Abschnitt durch die Unterscheidung exemplifiziert, die zwischen den mongolischen Stämmen, die in der Nähe der Ackerbauzone wohnten und der festen Kontrolle durch die Mandschus unterworfen waren, und jenen Stämmen, z.B. den Khalkha, deren Verhältnis zu ihren Suzeränen lockerer war und eine geringere Auswirkung auf das tägliche Leben besaß, getroffen wurde. Daß die Ostmongolen und besonders die Khalkha lieber die mandschurische Suzeränität als die Unterwerfung unter die Oiraten wählten, sollte die spätere Geschichte der Mongolen entscheidend beeinflussen, da es von nun an außerhalb der chinesischen Grenze nicht mehr zur Bildung einer gegen die Mandschus in China selbst gerichteten mongolischen Konföderation kommen konnte. Deshalb bestand trotz der Heftigkeit des mandschurisch-oiratischen Konflikts niemals die geringste Aussicht, daß die Oiraten die Mandschus als Herrscher von China verdrängen konnten. 1691 jedoch, als sich die Khalkha in Dolonor den Mandschus unterwarfen, schien die Bedrohung Chinas durch die Oiraten noch sehr ernst zu sein.

Die oiratische Konföderation des 17. und 18. Jahrhunderts setzte sich aus den gleichen westmongolischen Stämmen zusammen, die die Basis der oiratischen Konföderation des 14. und 15. Jahrhunderts gebildet hatten, und die mohammedanischen Autoren scheinen zwischen ihnen nicht zu unterscheiden.⁸ Die Grundlagen dieser neuen Nomadenmacht wurden von dem großen Krieger Khodokhotschin, dem *Khungtaidschi* Batur (1634 bis 1653), gelegt. Das Verdienst, die Oiraten zu Herren über den größten Teil von Zentralasien gemacht zu haben, kommt jedoch Khodokhotschins Sohn Galdan (um 1644–1697) zu. Galdan verbrachte seine Jugend in Lhasa, wo er zum Mönch ausgebildet wurde, doch 1673 befand er sich wieder im Ili-Tal und im Besitz des Erbes seines Vaters, das er bald bis zum Balchasch-See im Westen, zu den sibirischen Wäldern im Norden und auf Kosten der Khalkha bis weit nach Osten hin ausdehnte. Die Eroberung des Kukunor-Gebiets im Jahr 1677 brachte Tibet in seine Reichweite. 1678 wurde

seine Suzeränität im Tarim-Becken anerkannt. Galdans Angriff gegen die Khalkha führte jedoch zum Konflikt mit den Mandschus. 1696 wurde er von K'ang-hi in einer Schlacht südlich von Urga besiegt, bei der sich die mandschurische Artillerie als der entscheidende Faktor erwies.

Galdan wurde nicht von den Chinesen, sondern von den Mandschus besiegt. Nachdem jedoch die Mandschus, die ebenso wie die Dschürtschit ein tungusisches Volk waren, im Jahr 1644 Peking eingenommen hatten, sollten sie gegenüber den Grenzvölkern stets die chinesische Zivilisation vertreten. Bei ihren Unternehmungen in Tibet, Ostturkestan und in der Mongolei übertrafen sie sogar die aggressivsten nationalchinesischen Dynastien. Ihre Vorgänger, die Ming, waren niemals stark genug gewesen, um an den Grenzen viel Initiative zu entwickeln. Sie begnügten sich vielmehr damit, die Stämme weiterhin durch diplomatische Mittel zu spalten, während sie andererseits die traditionelle Politik verfolgten, von den verwundbareren oder entgegenkommenderen Stämmen die Unterwerfung zu verlangen. Die Tributgesandtschaften der letzteren brachten China keine materiellen Vorteile, sondern verursachten ihm nur große Kosten. Aber China war mit dem Prestige zufrieden, das es durch sie zu gewinnen hoffte. Die Nomaden hingegen, die vom Regime der Ming wenig zu fürchten hatten, profitierten von den großzügigen Geschenken (in Wirklichkeit handelte es sich um Bestechungen), die sie von den Chinesen als Belohnung für ihren »Tribut« erhielten und die an Wert alles, was sie anzubieten hatten, weit übertrafen. Diese Gesandtschaften regten den Handel zwischen den beiden Wirtschaftssystemen, der Pastoralwirtschaft und der Ackerbauwirtschaft, die einander in idealer Weise ergänzten, an und brachten dadurch die Nomaden in engeren Kontakt mit der chinesischen Kultur.⁹ Die Ming versuchten auch, den Buddhismus unter den Nomaden zu verbreiten – ein weniger riskantes Mittel für die Befriedung kriegerischer Völker, als es die Entsendung kostspieliger Militärexpeditionen war. Im 16. Jahrhundert berichtete ein kluger chinesischer Grenzbeamter, der Altan Khans starke Hinneigung zum Buddhismus bemerkte, nach Peking, daß »wir die Verbreitung des Buddhismus fördern und ihn auf jede Weise unterstützen müssen«¹⁰. Ebenso wie die Ming förderten auch die Mandschus die Tributgesandtschaften und die Verbreitung des Buddhismus, obwohl derartige Methoden bei den Oiraten nur wenig ausrichteten. Weder die Niederlage Galdans im Jahr 1696 noch sein Tod im Jahr 1697 brachten das Oiratenreich zu Fall, aber während der Regierung von Galdans Neffen und Nachfolger Tsewangrabtan (1697–1727) verlagerte sich der oiratische Druck vom Osten nach Tibet, ins Tarim-Becken und in die Kasachensteppen. Doch die Oiraten blieben für die nordwestlichen Grenzen Chinas weiterhin eine ständige Bedrohung, die die Mandschus zwang, einen großen Teil ihrer Aufmerksamkeit in diese Richtung zu konzentrieren. Im frühen 18. Jahrhundert begannen mandschurische Garnisonen, in westlicher Richtung auf Barköl und Hami vorzustößen, um die Zugänge zum Kansu-Korridor zu schützen und dadurch die Oiraten am Zugang nach Tibet und zu den Nordabhängen des Nan-schan,

einem beliebten Winterweidegebiet, zu hindern. Zur endgültigen Vernichtung des Oiratenreiches kam es 1758, als der letzte Oiratenherrscher, Amursana, vom Mandschu-Kaiser K'ien-lung (1736 bis 1796) nach einem harten Feldzug, der sich über ein riesiges Gebiet hinzog und auf mandschurischer Seite ungeheuer weite Nachschublinien erforderte, besiegt wurde. Amursana starb als Flüchtling im russischen Tobolsk. Die Mandschus nahmen an den Oiraten grausame Rache. Angeblich soll über eine Million Oiraten beiderlei Geschlechts und jeden Alters niedergemetzelt worden sein. Nur eine geringe Anzahl konnte zu ihren Verwandten, den Wolga-Kalmücken, fliehen.¹¹ Im oberen Ili-Tal, dem Kernland des ehemaligen Oiratenreiches, gründeten die Mandschus die Militärkolonie Kuldscha, in die sie eine große Anzahl von chinesischen Sträflingen und einige richtige Siedler sowie mohammedanische Dunganen aus Kansu und Schansi deportierten. Nach 1771 nahm das nomadische Element in der Dsungarei als Folge der Rückwanderung einiger Kalmücken aus Rußland geringfügig zu.¹² Im großen und ganzen wurden die Nomaden der Dsungarei während der mandschurisch-oiratischen Kriege und der auf diese folgenden mandschurischen Unterdrückung jedoch dezimiert.

Es ist der Bedrohung Chinas durch die Oiraten zuzuschreiben, daß sich die Mandschus auf diese teuren und schwierigen Feldzüge einließen. Ihr Ergebnis führte zu unberechenbaren Auswirkungen auf die spätere Geschichte des östlichen Zentralasien, einschließlich einer Reihe von umstrittenen Grenzproblemen, die bis heute noch nicht gelöst sind. Solange ihre militärische Macht unvermindert war, brachten die Mandschus den Grenzgebieten Chinas zunächst Frieden. Sie errichteten ein Protektorat über Tibet und gliederten sowohl die Dsungarei als auch das Tarim-Becken bis hin zum Pamir in ihr Reich ein. Sie regierten diese weit entlegenen abhängigen Gebiete durch eine Art Kolonialverwaltung. Sie brachten die südlichen und östlichen oder »inneren« Mongolen fest unter ihre Kontrolle und stellten eine vage Suzeränität über die westlichen und nördlichen Mongolen her, die bei den letzteren, welche unter der mandschurischen Vormundschaft nicht zur Ruhe kamen, zu der Tendenz führten, sich an die vordringende Macht Rußlands um Schutz zu wenden. Vor allen Dingen betonte die mandschurische Politik scharf die historische Einteilung in eine »Innere« und eine »Äußere« Mongolei. Allen Grenzvölkern, aber besonders den Mongolen gegenüber nahmen die Mandschus eine ambivalente Haltung ein. Die Mongolen und die Mandschus hatten viel gemeinsam: Beide gehörten zu der »barbarischen« Welt außerhalb der Grenzen der chinesischen Zivilisation; beide hatten (als einzige Eindringlinge) ganz China erobert; beide waren Grenzvölker mit einer beträchtlichen Kenntnis voneinander, da einige ostmongolische Stämme den Mandschus als Hilfstruppen gedient hatten. Aber die Vergangenheit der Mongolen machte sie in den Augen der Mandschus auch verdächtig: Da die Mongolen China einmal erobert hatten, konnten sie dies auch noch ein weiteres Mal tun. Die Mandschus und die Mongolen waren einmal Verbündete gewesen, aber sie konnten in Zukunft auch gut zu Rivalen werden.

Kennzeichnend für den Grad, in dem sich die Mandschus dieser Gefahr bewußt waren, ist die Tatsache, daß sie noch vor Abschluß der Eroberung Chinas ein »Mongolisches Amt« (*Meng-ku ya-men*) gründeten, das 1638 in das »Ministerium für die abhängigen Grenzgebiete« (*Li-fan-yüan*) umgewandelt wurde.¹³ Indem die Mandschus eine ähnliche Grenzpolitik wie die Ming verfolgten, allerdings von einer Position der militärischen Stärke aus, manipulierten sie die mongolische Stammespolitik durch Ausnutzung der traditionellen Fehden und Rivalitäten und durch Förderung des Prestiges der theokratischen Institutionen auf Kosten der weltlichen Führung der Mongolen. Der erste Dschebtsundamba Khutukhtu von Urga, der dazu beigetragen hatte, die Khalkha in das mandschurische Tributsystem einzubeziehen, war ein hoher mongolischer Fürst, desgleichen auch sein Nachfolger. Aber die Tatsache, daß ein Mitglied einer der großen Fürstenfamilien eine derartige geistliche Autorität besaß, vermehrte die Ambitionen und Möglichkeiten dieser Familie, die Clane und Stämme in ihrem Interesse zu einen, ungeheuer. Die Mandschus erkannten deshalb schnell die Gefahr, die in den aristokratischen und überhaupt den mongolischen Inkarnationen lag. Nach dem Tod des zweiten Dschebtsundamba Khutukhtu im Jahr 1757 wurde die Auffindung von Inkarnationen unter den mongolischen Fürsten verboten. Alle folgenden Dschebtsundamba Khutukhtus wurden in Tibet entdeckt.

Die Mandschu-Kaiser erwiesen sich als milde Herren, und ihre Suzeränität über die Mongolei war, ebenso wie die über Tibet, weitgehend nominell. Es ist unmöglich, über das mandschurische Eingreifen in die mongolischen Angelegenheiten allgemeine Feststellungen zu treffen, doch war die eiserne Faust gewöhnlich in einem seidenen Handschuh verborgen. Die Mongolen wurden von den Mandschus als nützliche Hilfstruppen angesehen und theoretisch sorgfältig von den Chinesen getrennt. Den Chinesen war das Betreten mongolischen Territoriums verboten; eine Ausnahme bildeten lediglich Beamte und Händler, die offizielle Erlaubnisscheine besaßen. Als Vasallen der Mandschu-Kaiser standen die mongolischen Fürsten in keiner organischen Beziehung zum chinesischen Staat, und ihr Vasallenverhältnis war kaum spürbar, da sie immer noch die beiden wichtigsten Attribute der Souveränität besaßen, die Rechtsprechung und die Einnahme von Steuern. Ihre Tributgesandtschaften an den Kaiserhof waren eher Anlässe der freudigen Erwartung als der Erniedrigung, da ihr Ergebnis stets in der Lieferung von wertvollen chinesischen Luxuswaren und im Verbrauch der mongolischen Überschüßerzeugnisse bestand, während die unzulänglichen Verkehrsverbindungen die Aufnahme des Handels mit den weiter entfernten Provinzen verhinderten. Die mongolischen Fürsten riefen deshalb auf der Suche nach neuen Einnahmequellen, die ihnen die Mittel zur Bezahlung ihrer Bedürfnisse verschaffen sollten, chinesische Bauern in jene Teile der »Inneren« Mongolei, in denen Ackerbau möglich war und die oft die gleichen Gebiete waren, die sich ganz besonders als Winterweiden eigneten.¹⁴ Als Folge davon

hatte sich im 19. Jahrhundert ein neues Verhältnis zwischen Mongolen und Chinesen herausgebildet – ein Verhältnis, an dem die Mandschus keinen Anteil hatten, da es ihnen verboten war, Handel zu treiben. Die Chinesen, die die Wirtschaft der »Inneren« Mongolei allmählich fest in den Griff bekamen, stellten ein besonders bedrückendes Siedler-Verhältnis zwischen sich und ihren mongolischen Nachbarn her. Die mongolischen Hirten waren den chinesischen Geldleihern gegenüber chronisch verschuldet, während ihre ebenfalls verschuldeten Fürsten gezwungen waren, immer mehr Steuern zu erheben. Dies bedeutete eine weitere Kolonisierung.¹⁵ Das Ergebnis davon war der wachsende Druck auf die Hirten, die, von den guten Weidegründen zu schlechteren getrieben und gezwungen, von der unbeschränkten zur beschränkten Weidewirtschaft überzugehen, sich genötigt sahen, die Zahl ihrer Tiere zu reduzieren. Gewöhnlich verkauften sie sie mit Verlust an die chinesischen Händler. Der Export von mongolischen Produkten nach China wie auch der Import chinesischer Waren nach der Mongolei wurde zum Monopol chinesischer Handelshäuser, die auch das Transportsystem monopolisierten und Kreditmöglichkeiten zu ruinösen Zinssätzen anboten.

Diese Entwicklung wurde von anderen unangenehmen Veränderungen in den mongolisch-chinesischen Beziehungen begleitet. Nach Beginn des 19. Jahrhunderts war das Ausmaß der chinesischen Kolonisation in den mongolischen Gebieten so groß, daß zur Verwaltung der Kolonisten chinesische Beamte herangezogen werden mußten. Dadurch brach das traditionelle mongolische Verwaltungs- und Rechtssystem zusammen. Zur gleichen Zeit begann die kaiserliche Regierung, sowohl die mandschurischen Bannerleute als auch die früher so berühmte mongolische Kavallerie durch Kontingente des verachteten chinesischen Militärs zu ersetzen, die jedoch den Vorteil besaßen, mit europäischen Feuerwaffen ausgerüstet zu sein. In der »Äußeren« Mongolei war die Lage anders, doch selbst hier – in der Nähe von Urga, Kobdo und Uljassutai, den Sitzen der mandschurischen Ambane – erschienen chinesische Kolonisten. Obwohl ihre Siedlungen nur wie winzige chinesische Handelsinseln in einem Ozean von nomadischer Weidewirtschaft waren und keinen einzigen der Vorteile genossen, wie sie die Kolonisten in der »Inneren« Mongolei besaßen, die von einem fest begründeten Ackerbaugürtel nach auswärts zu dringen vermochten, beherrschten sie am Ende der Mandschu-Zeit trotzdem einen großen Teil der Wirtschaft der »Äußeren« Mongolei.¹⁶

Diese Situation erklärt sowohl den mongolischen Haß gegen die Chinesen als auch die Bereitschaft, mit der sich die Mongolen der »Äußeren« Mongolei zu Beginn des 20. Jahrhunderts an Rußland um Schutz wandten. Die mongolische Geschichte des 20. Jahrhunderts muß im Zusammenhang mit diesem starken antichinesischen Gefühl interpretiert werden. Unter der Mandschuherrschaft wurden die Mongolen, allerdings ohne die Billigung ihrer mandschurischen Oberherrn, die Opfer eines besonders drückenden Kolonialsystems, das auf

skrupelloser wirtschaftlicher Ausbeutung beruhte und keinerlei mäßigendes Konzept einer Verpflichtung gegenüber dem Reichsganzen kannte.

Die Entwicklung dieses düsteren Aspekts der Beziehungen zwischen Mongolen und Chinesen darf jedoch nicht die positive Leistung der Mandschu-Zeit verdunkeln: den Triumph der tibetischen Zivilisation in der Mongolei. Während des mandschurischen Protektorats waren die Mongolei und Tibet Zeugen des Höhepunkts der lamaistischen Zivilisation, die in Tibet durch die Theokratie der Dalai Lamas und in der Mongolei durch den Kult der *Khutukhtus* charakterisiert wurde. In beiden Ländern gaben das Kloster mit seinen großen Besitztümern, der gelb-gewandete, im Zölibat lebende Lama mit seiner Gebetsmühle und das üppig wuchernde Ritualwesen, in dem sich Buddhismus und Schamanismus unentwirrbar vermischten, einer Gesellschaft, in der jede Familie danach strebte, mindestens einen Sohn Lama werden zu lassen, eine besondere religiöse Färbung. Über die lamaistische Gesellschaft in Tibet ist zu oft gesprochen worden, als daß sie hier noch weiterer Interpretation bedürfte. Sie wurde das erste Mal ausführlich von dem Jesuiten Ippolito Desideri und anderen römisch-katholischen Missionaren des frühen 18. Jahrhunderts beschrieben, deren Berichte im 19. und 20. Jahrhundert durch diejenigen der anglo-indischen Beamten, die mit indischen Grenzproblemen befaßt waren, und durch die Beobachtungen einer wachsenden Anzahl von europäischen Forschungsreisenden und Tibetologen ergänzt wurden.¹⁷ Einige priesen die lamaistische Gesellschaft wegen ihrer Betonung des geistlichen Lebens, das in ihr theokratisches Staatssystem eingebettet war. Andere ziehen sie der Ignoranz, Trägheit und Apathie sowie eines Feudalsystems, in dem die Klöster und die weltliche Aristokratie darin wetteiferten, die Ackerbauern und Hirten auszubeuten. Die meisten betonten, daß der Lamaismus eine degenerierte Form des Buddhismus sei, weit vom Geist des frühen buddhistischen Glaubens entfernt, und wiesen auf die Probleme hin, die sich aus der weitverbreiteten Ehelosigkeit, wie sie das Mönchtum in Tibet und in der Mongolei forderte, ergaben. Sie erkannten dabei allerdings nicht immer, daß dieses System eine natürliche Folge mit sich brachte: Indem der Lamaismus die Geburtenrate herabdrückte, sicherte er wahrscheinlich den Tibetern und Mongolen – trotz der Unbilden eines rauen Klimas – einen Lebensstandard, der denjenigen in den meisten anderen Teilen Asiens übertraf. Allerdings wurde dieser Vorteil durch die Schwierigkeiten, die die Tibeter und Mongolen in der Auseinandersetzung mit ihren reicheren Nachbarn hatten, wieder zunichte gemacht.

Lohnender ist es jedoch, sich den positiven Leistungen des Lamaismus zuzuwenden. Ein Zeichen des bleibenden Wertes der tibetischen Zivilisation war ihre Fähigkeit, eine ausgeprägt eigenständige Tradition in den bildenden Künsten, besonders in der Malerei, zu inspirieren und aufrechtzuerhalten.¹⁸ Ein weiteres Zeichen dafür war die Kraft, die es ihr ermöglichte, sich bis in die ferne Mongolei auszubreiten und ein Volk zu zähmen, das früher für seine Nachbarn ein Gegenstand berechtigten Schreckens war. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts

bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts erfuhr die mongolische Gesellschaft tiefgreifende Veränderungen, die ein Ergebnis ihrer Verbindung zu Tibet waren: die Übernahme von Religion und Kultwesen, von Sprache und Literatur, von Sitten und Gebräuchen, von Kunst und Gewerbe. Von all diesen Neuerungen hatte jedoch die Errichtung von tibetischen Klöstern in der Mongolei die größte Wirkung. Die Mönche, von denen ohne Zweifel viele träge und unwissend waren, trugen dazu bei, die rohen Sitten zu mildern und die Kenntnis des Lesens und Schreibens zu verbreiten. Sie schufen, wenn auch in begrenztem Rahmen, Erziehungseinrichtungen und förderten theologische Studien, unterstützten die Künste und erzeugten einen Bedarf an handwerklichem Können. Die Existenz der Klöster bewies auch die Fähigkeit der Mongolen, an einer ihnen ungewohnten Form der Sozialorganisation teilzuhaben, die fremde Eigentumsvorstellungen mit sich brachte, da sich die Klöster an einer großen Reihe wirtschaftlicher Unternehmungen beteiligten, große Herden besaßen, den Ackerbau überwachten, Handel trieben, Geld ausliehen und sogar den Karawanenverkehr organisierten. Man hat behauptet, daß die Verbreitung der lamaistischen Zivilisation in der Mongolei, die vermutlich von den Ming und Mandschus gefördert wurde, um die Mongolen von ihren Raubzügen nach China abzuhalten, zur Degenerierung der Mongolen führte. Aber die Bekehrung der Mongolen zum Buddhismus trieb den Stämmen nicht sofort auch ihre kriegerischen Neigungen aus, wie der Fall der Oiraten deutlich zeigt. Unter dem Druck der ständigen Stammes- und Clankriege befand sich die traditionelle mongolische Gesellschaft Ende des 16. Jahrhunderts bereits im Prozeß der Auflösung. Die traditionelle Kultur war bankrott, und das Sozialsystem, das von den erblichen Fürsten, die zumeist Tschingiskhaniden waren, beherrscht wurde, verknöcherte immer schneller (eine Entwicklung, die später von den Mandschus gefördert wurde). Unter diesen Umständen wirkte die lamaistische Zivilisation als Verjüngungsmittel, indem sie der Gesellschaft die so sehr benötigte Stabilität brachte. Sie machte es möglich, daß die Herrschaft einer starren erblichen Aristokratie durch eine parallele kirchliche Hierarchie ergänzt wurde, in der das Streben nach Karriere, für die das Talent ebenso befähigte wie die Geburt, ein gewisses Maß an Flexibilität und sozialer Beweglichkeit erlaubte, ähnlich wie es im mittelalterlichen Christentum der Fall war. Noch wichtiger ist jedoch, daß die lamaistische Zivilisation während der ganzen Mandschu-Zeit die Mongolen eng miteinander verband und ihnen eine gemeinsame kulturelle Identität gab, mit deren Hilfe sie fähig waren, dem Druck der Sinisierung zu widerstehen. Trotz der natürlichen Tendenz der Mongolen, sich zur chinesischen Kultur hingezogen zu fühlen, war es ihnen möglich, sich wieder auf die tibetische Kultur hin zu orientieren und so ihre nationale Identität zu bewahren.

Die Veränderungen, zu denen die Einführung des Buddhismus in die Mongolei führte, konnten die älteren Traditionen und Lebensgewohnheiten nicht völlig verwischen. Trotz der Errichtung von Klöstern und einiger Städte blieben die Mongolen fast sämtlich Nomaden. Bereits 1649 wurde Urga, das heutige

Ulan- Bator, gegründet, aber noch 1820 war es größtenteils eine Zeltstadt mit einer Bevölkerung von nicht mehr als 7000 Einwohnern, von denen ein Fünftel Lamas waren.¹⁹ Noch kleiner waren Uljassutai und Kobdo, zwei Garnisonsstädte, die ursprünglich von den Mandschus zur Kontrolle der westlichen Khalkha und der Oiraten gegründet worden waren und in denen Ambane residierten. Ungeachtet der buddhistischen Verbote von Gewaltanwendung und Tötung gaben sich die Mongolen weiter planlosen Kämpfen hin (falls ihre mandschurischen Suzeräne nicht eingriffen, um dies zu verhindern), die ihnen eine Alternative zu ihrem traditionellen Zeitvertreib Jagd, Ringkampf, Pferderennen und Bogenschießen boten. Einige europäische Reisende, die die Mongolei während der Mandschu-Zeit besuchten, z.B. Prschewalski, waren von dem, was sie sahen, alles andere als beeindruckt, und hinterließen uns Schilderungen von schrecklicher Armut, entsetzlicher Ignoranz und finsterem Aberglauben.²⁰ Andere waren jedoch mehr durch die wohlgenährten Herden, die Zeichen von Wohlstand und mitunter sogar Luxus, die in den Lagern zu sehen waren, und besonders durch die freie Haltung der Mongolen selbst beeindruckt. Der russische Forschungsreisende G.N. Potanin, der im Jahr 1881 schrieb, hatte von den positiven Leistungen der lamaistischen Kultur eine sehr günstige Meinung.

»Das, was die Mongolen besitzen, zeigt uns, daß sich selbst in einem so armen und verlassenem Land wie der Mongolei die Menschen die Bedingungen für ein friedliches und kultiviertes Leben schaffen können. Der Reisende ist überrascht von dem Anblick der Nomadenklöster, der Nomadenaltäre mit ihren zahlreichen Pantheon, der Nomadenbibliotheken, der mehrere Klafter hohen transportablen Filztempel, der Grundschulen, die in Nomadenzelten untergebracht sind, der Nomadenhospitale an den Mineralquellen – dies alles sind Dinge, die man im Nomadenleben keineswegs zu finden erwartet. Im Hinblick auf die Grundschulausbildung sind die Mongolen sogar unbestreitbar das erste Nomadenvolk der Welt. Sie sind keine Wilden wie die Turkmenen oder sogar wie unsere eigenen Kirgisen (d.h. Kasachen). Jeder, der diese beiden Völker, die Mongolen und die Kirgisen, gesehen hat, muß unwillkürlich den Wunsch haben, sie zu vergleichen. Die mongolischen Fürsten sind, vom asiatischen Standpunkt aus gesehen, hochgebildet. Sie vermögen oft mehrere Sprachen des Reiches zu sprechen, zu dem sie gehören, sie können tibetisch und mongolisch schreiben und lernen mitunter sogar Sanskrit; viele von ihnen haben ein oder mehrere Jahre in Peking, der Hauptstadt dieses Landes, gewohnt. Sie wetteifern miteinander im Bau von Klöstern und Tempeln, die sie mit kostbaren Gefäßen und Metallfiguren von Göttern ausschmücken, deren Transport allein schon viel Geld kostet, und sie sind bestrebt, Bücher zu erwerben. Bei unseren eigenen Kirgisen sind die Sultane nur wenig gebildet, sie erledigen ihre Korrespondenz mit Hilfe von gemieteten Sekretären – entlaufenen Tataren oder Turkestanern –, denn sie sehen in der Jagd mit *Berkuts* (goldenen Adlern) und

Falken die einzige Beschäftigung, die ihrer Stellung würdig ist. Die kirgisischen Sultane haben weder Bibliotheken noch Schulen.

Das Leben unter den Mongolen verläuft in ruhigen Bahnen, ihr Verhalten ist freundlich, brutale Behandlung der Frauen und Kinder kennen sie nicht; Verbrechen, besonders Morde, kommen selten vor ... Freunde können in Sicherheit durch das ganze Land reisen, die russischen Kaufleute gehen mit ihren Waren allein von Lager zu Lager, ohne jemals darüber zu klagen, daß ihnen Unbill widerfahren wäre.«²¹

Potanin mag sich einiger Übertreibungen schuldig gemacht haben, aber der Tribut, den er dem Einfluß der tibetischen Kultur zollt, sollte nicht übersehen werden.

Die Bekehrung der Mongolei zum lamaistischen Buddhismus, auf die die Gründung zahlreicher Klöster folgte, führte dazu, daß sich über ein weites Gebiet eine ausgeprägte Kultur verbreitete, die es – zumindest bis zu einem gewissen Grad – vermochte, eine Kriegergesellschaft zu zähmen, indem sie ihr neue Werte gab, ihr Blickfeld erweiterte, ihr die Freude an den bildenden Künsten vermittelte, die Kenntnis des Lesens und Schreibens verbreitete und dann für ihre neuen Leser eine geschriebene mongolische Literatur schuf. In allen diesen Bereichen spielte sowohl in Tibet als auch in der Mongolei das Kloster eine Rolle, die derjenigen der christlichen Klöster im frühmittelalterlichen Europa überraschend ähnlich war.

18. Tibet und die Rivalität der Großmächte

Der letzte Abschnitt der tibetischen Geschichte begann mit der Entsendung von Gesandtschaften durch die Britische Ostindische Kompanie über den Himalaja. Warren Hastings schickte in den Jahren 1774/75 George Bogle zum dritten Pantschen Lama, Losang Palden Yesche (Blo-bzang dpal-ldan ye-sches, 1738–1780), nach Taschilhunpo. Auf Boggles Gesandtschaft folgten die Missionen Samuel Turners im Jahr 1783 und Thomas Mannings im Jahr 1811. Keine dieser Gesandtschaften hat den späteren Verlauf der englisch-tibetischen Beziehungen nachhaltig beeinflusst, obwohl sie gewisse Informationen über das unbekannte Land nördlich der bengalischen Territorien der Kompanie vermittelten. In der Rückschau kennzeichnen sie jedoch das erste Stadium der »Öffnung Tibets«¹.

Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Tibet für die indische Regierung – trotz der Mißbilligung durch die Britische Gesandtschaft in Peking – ein Gegenstand wachsenden Interesses, teilweise als Ergebnis der zunehmenden Russophobie, die auf die Annexion Kokands durch die Russen im Jahr 1867 folgte.

1861 nahmen die Briten mit Sikkim, das ein Vasallenstaat der Lhasa-Regierung war, Handelsbeziehungen auf, so daß die Tibeter zwangsläufig versuchen mußten, das Abkommen von 1861 jedesmal zu kündigen, wenn sie sich stark genug fühlten, ihre Autorität beim sikkimesischen Hof geltend zu machen. 1876

wurde durch einen Artikel der chinesisch-britischen Konvention von Chefoo der chinesische Schutz für eine britische Erkundungsmission nach Tibet festgelegt; 1885 wurde unter Colman Macaulay eine Mission zusammengestellt, aber 1886 wurde sie als eine der Bedingungen für die chinesische Anerkennung der britischen Annexion Oberburmas, die auf den Dritten Burmakrieg folgte, wieder aufgelöst. Durch die Auflösung dieser Mission gewannen die Tibeter den Eindruck, daß die Engländer vor den Chinesen Angst hätten, denn 1888 drangen sie in Sikkim ein und erbauten bei Lingtu eine Festung. Noch im selben Jahr vertrieben die Engländer die Tibeter aus Lingtu. 1890 erkannte eine chinesisch-britische Konvention, die von dem Vizekönig von Indien und dem mandschurischen Amban unterzeichnet wurde, das britische Protektorat über Sikkim an und legte die Grenze zwischen Tibet und Sikkim fest. 1893 trafen sich Vertreter der britischen und der chinesischen Regierung in Darjeeling und kamen überein, am 1. Mai 1894 oder vorher in Yatung, auf der tibetischen Seite der Grenze, ein Handelszentrum zu eröffnen. Die Tibeter protestierten und erklärten, daß die Chinesen kein Recht hätten, dieses Abkommen zu treffen, ohne vorher mit ihnen darüber beraten zu haben. Sie weigerten sich jedoch, mit den Engländern direkt zu verhandeln, indem sie darauf pochten, daß die tibetischen auswärtigen Angelegenheiten in den Verantwortungsbereich der Chinesen fielen. Schließlich wurde das Handelszentrum in Yatung nicht errichtet. Die Chinesen waren, selbst wenn sie es gewollt hätten, nicht in der Lage, den Tibetern ihren Willen aufzuzwingen.

Inzwischen drängte 1895 die Lokalregierung von Bengalen bei der indischen Regierung auf die Besetzung des Tschumbi-Tales, eines schmalen Streifens tibetischen Territoriums zwischen Sikkim und Bhutan (das 1865 britisches Protektorat geworden war), um die Tibeter zur Erfüllung der Verpflichtungen zu zwingen, die die Chinesen für sie eingegangen waren. Diese Politik wurde schließlich während der Amtszeit des Vizekönigs Lord Curzon (1899–1905) in die Tat umgesetzt. Curzon genehmigte die Entsendung der Younghusband-Expedition. Der Vizekönig wurde in seiner Entscheidung, gegenüber Tibet eine aggressive Politik aufzunehmen, durch mehrere Umstände beeinflusst. An erster Stelle stand seine Angst vor russischen Intrigen in Lhasa, die durch einen Empfang des burjatischen Lehrers des Dalai Lama durch Zar Nikolaus II. im Jahr 1900 erweckt wurde.² Weiterhin war die tibetische Aktion in Sikkim vom Jahr 1885 niemals bestraft worden. Und schließlich mußten die Tibeter zur Annahme der Abkommen der Jahre 1890 bis 1893 gezwungen werden, da die chinesische Suzeränität über Tibet offensichtlich keine praktische Bedeutung hatte. Die Ziele der Mission bestanden deshalb darin, dem britischen Ansehen in Lhasa gebührenden Nachdruck zu verschaffen, eine ständige diplomatische Verbindung zwischen Kalkutta und Lhasa zu sichern (und dadurch das Durcheinander und die Winkelzüge der vergangenen Jahrzehnte auszuschalten) und schließlich den Interessen der britischen Pflanzer den tibetischen Teemarkt zu öffnen.

Die Geschichte der Younghusband-Expedition, die in Wirklichkeit eine Handelsmission mit einer Militäreskorte darstellte, die groß genug war, den Tibetern die britischen Bedingungen mit Gewalt aufzuzwingen, wenn sie sich widerspenstig erweisen sollten, ist von verschiedenen britischen Autoren einschließlich Sir Francis Younghusbands selbst sehr ausführlich beschrieben worden. Das Herannahen der Mission bewirkte nicht, daß die Tibeter verhandlungswilliger wurden. Im April 1904 hatte die Mission Gyantse besetzt, eine der wenigen größeren Städte in Tibet, während sich die Tibeter den britischen Bedingungen weiter widersetzen. Nach planlosen Kämpfen, in denen etwa 1700 Tibeter getötet wurden, marschierte Younghusband mit seinen Truppen am 3. August 1904 in Lhasa ein. Als militärisches Unternehmen war der Vormarsch bemerkenswert einfach gewesen, da die Tibeter weder Waffen besaßen, die zur Abwehr der europäischen Feuerwaffen geeignet gewesen wären, noch jene verbissene Hartnäckigkeit, mit der z.B. die Afghanen dem Vormarsch fremder Angreifer begegneten. In Lhasa schloß Younghusband mit dem Regenten und Abt des Klosters Ganden, dem Thri Rimpotsche (Khri Rin-po-che), einen Vertrag ab, der am 7. September 1904 in Gegenwart des mandschurischen Ambans unterzeichnet wurde. Der dreizehnte Dalai Lama Ngawang Losang Thubten Gyamtsho (Ngag-dbang blo-bzang thub-brtan rgya-mtsho, 1875–1933) war bereits nach Urga in der Äußeren Mongolei geflohen. Der Vertrag von Lhasa erlegte Tibet die Zahlung einer Entschädigung von 7 500 000 Rupien auf, die in 75 Jahresraten abzuleisten war. (Diese Summe wurde allerdings schon sehr bald auf 2 500 000 Rupien herabgesetzt.) Ferner bestimmte der Vertrag eine dreijährige Besetzung des Tschumbi-Tales durch die Engländer und die Öffnung von Märkten in Gyantse und Gartok. Diese Bedingungen scheinen letztlich auf eine Art britischen Protektorats abgezielt zu haben, aber bereits kurz nach Younghusbands Aufbruch von Lhasa kehrte die britische Politik zur Anerkennung der mandschurischen (d.h. chinesischen) Suzeränität zurück. Der Anlaß zu diesem Frontwechsel war der englisch-russische Vertrag von 1907, der besonders Iran, Afghanistan und Tibet betraf und in dem Britannien und Rußland übereinkamen, auf direkte Beziehungen zu Tibet zu verzichten und die chinesische Suzeränität anzuerkennen. Die englisch-tibetischen Handelsabkommen, die schon in Kraft waren, sollten weitergelten; den buddhistischen Untertanen Großbritanniens und Rußlands wurde erlaubt, mit tibetischen Geistlichen Verbindungen zu unterhalten, die sich allerdings auf rein religiöse Belange beschränken mußten. So überraschend diese Änderung der britischen Politik war, so hatte sie doch vieles, was zu jener Zeit für sie sprach. Tibet war machtmäßig gesehen ein Vakuum, das England weder annektieren noch in ein Protektorat umwandeln konnte, teils wegen der finanziellen Verpflichtungen, die dies zur Folge gehabt hätte, wie auch wegen der Stärke der antiexpansionistischen Stimmung in England, in der Hauptsache aber wegen des russischen Widerstands gegen ein weiteres britisches Vordringen in Zentralasien. Ebenso würde ein russisches Vordringen nach Tibet einen

ähnlichen Widerstand in England hervorgerufen haben. Andererseits hatte England von einer Wiederherstellung der chinesischen Suzeränität über Tibet nichts zu befürchten, da sich das sterbende Reich der Mandschus selbst im Stadium der Auflösung befand.

Unterdessen hatten die Chinesen mit bemerkenswerter Energie (wenn man die Schwierigkeiten im Innern Chinas in Betracht zieht) auf das britische Vordringen nach Lhasa reagiert. Sie machten nun ihre frühere Stellung als Suzeräne von Tibet in einer Weise wieder geltend, die den Veränderungen in der Verwaltung nach dem Einfall der Nepalesen in den Jahren 1791/92 vergleichbar war. Innerhalb von drei Tagen nach der Unterzeichnung des anglo-tibetischen Vertrags in Lhasa erklärte die chinesische Regierung, daß der Dalai Lama lediglich das geistliche Oberhaupt der Gelben Kirche sei und daß der Amban in Lhasa die volle weltliche Autorität besäße. Die chinesische Regierung erkannte, daß in der Entschädigungszahlung Tibets an England und in der britischen Besetzung des Tschumbi-Tales der Schlüssel für das neue Verhältnis zwischen England und den Tibetern lag, und verkündete im November 1905 einen kaiserlichen Erlaß, durch den China die sofortige Rückzahlung der von den Tibetern zu leistenden Entschädigung übernahm. Daraufhin zogen sich die Engländer aus dem Tschumbi-Tal zurück. China ergriff nun ernsthaft die Initiative. Im Jahr 1908 marschierte eine chinesische Armee unter dem Oberbefehl von General Tschao Ö-r-feng in Tibet ein und eroberte Batang, während sich ein neuer Amban, Lien yu, auf den Weg nach Lhasa machte. Als Grenzkommissar in Osttibet versuchte Tschao Ö-r-feng, die Ostprovinzen von der Lhasa-Regierung zu trennen. Er entzog deshalb den Lamaklöstern ihre weltliche Macht und ersetzte die tibetischen Lokalbehörden durch chinesische Distriktsmagistrate. In den Jahren 1908 bis 1909 führte er seinen Feldzug mit der Eroberung von Tschamdo, Draya und Derge erfolgreich zu Ende, und im Februar 1910 drang er in Lhasa ein. Auf die ersten Nachrichten von der chinesischen Invasion hin war der Dalai Lama wieder nach Urga geflohen. Von dort begab er sich nach Peking, wo er vom Kaiser und der Kaiserin- Witve T'se-hi als untergeordneter Vasall empfangen wurde. Im Dezember 1909 kehrte er nach Lhasa zurück, entzweite sich jedoch bald mit Lien yu. Am gleichen Tage, an dem Tschao Ö-r-feng in Lhasa einmarschierte, floh der Dalai Lama nach Indien.

Die Eroberung Tibets durch die Mandschus zwischen 1908 und 1910 war das letzte militärische Unternehmen des sterbenden Mandschu-Reiches. Es stellte nicht den Beginn einer chinesischen Besetzung des Landes dar, sondern beschleunigte das Ende des traditionellen Verhältnisses zwischen dem Dalai Lama und den mandschurischen Herrschern Chinas. Zwischen der Ausrufung der Chinesischen Republik im Jahr 1912 und der kommunistischen Invasion in Tibet im Jahr 1950 war Tibet unabhängig, wenn auch die Chinesische Republik stets weiter die Ansicht vertrat, daß Tibet einen integralen Bestandteil Chinas bilde. Schon am 12. April 1912 erklärte Präsident Yüan Schi-k'ai, daß Tibet, Sinkiang und die Mongolei chinesisch seien und in der gleichen Weise behandelt

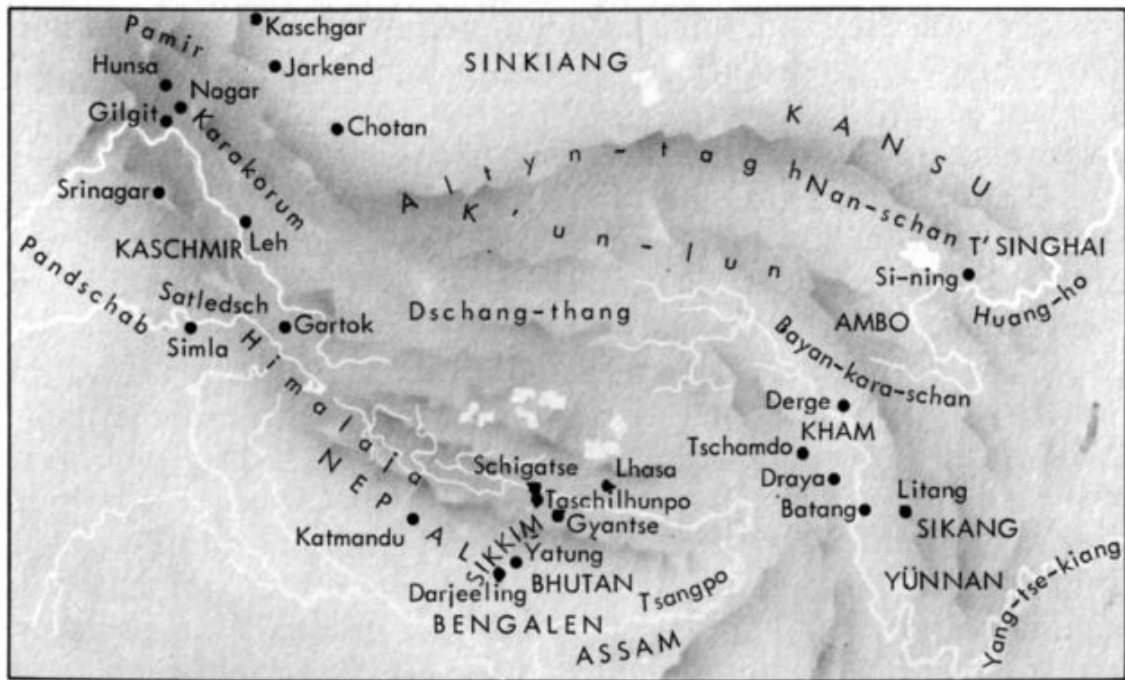
werden mußten wie die chinesischen Provinzen; Tibet erhielt Sitz in der Nationalversammlung, und der schwarze Streifen auf der fünffarbigen Fahne der Republik stellte Tibet dar.

Die Nachricht von der Revolution in Peking Ende 1911 führte zur sofortigen Vertreibung der Chinesen aus Tibet. In der chinesischen Garnison in Lhasa fand eine Meuterei statt. Einige chinesische Truppen desertierten. Andere begannen, tibetisches Eigentum zu plündern. Dies provozierte die Tibeter. Es kam überall, wo sich chinesische Garnisonen befanden, zu vereinzelt Kämpfen. Eine Zeitlang konnte sich Tschung Ying, der Nachfolger Lien yus als Amban, trotz der gefährlichen Lage in der Hauptstadt halten. Die Briten wurden um Vermittlung ersucht, lehnten jedoch ab. Schließlich kam mit Hilfe der nepalesischen Regierung eine Kompromißregelung zustande. Gegen Ende des Jahres 1912 wurden die chinesischen Truppen über Kalkutta nach China zurückgebracht. Der Dalai Lama kehrte 1912 nach Tibet zurück, und im Januar 1913 betrat er wieder seine Hauptstadt. Die sporadischen Kämpfe zwischen tibetischen und chinesischen Truppen dauerten im Osten des Landes noch bis 1919 an. Im großen und ganzen besaßen die Tibeter so viel Initiative, daß sie den Yang-tse zu ihrer Nordostgrenze machen und jede Wiederherstellung der chinesischen Autorität westlich davon verhindern konnten. Ihr Erfolg beruhte zum Teil auf dem Besitz einer kleinen Anzahl moderner Waffen, die ihnen zwischen 1914 und 1916 von den Briten geliefert worden waren, und zum Teil auf dem andauernden Chaos in China selbst.

In den Jahren 1913/14 bemühten sich die Briten, den Status von Tibet in der Konferenz von Simla, an der sowohl tibetische und chinesische als auch britische Bevollmächtigte teilnahmen, zu klären. Die Konferenz erreichte nur wenig, da sich die chinesische Regierung weigerte, das Schlußabkommen zu ratifizieren, aber aus den Diskussionen entwickelte sich das Konzept eines »Inneren« und eines »Äußeren« Tibet, vergleichbar dem einer »Inneren« und »Äußeren« Mongolei, wie es in der chinesisch-russischen Deklaration von 1913 formuliert worden war. Das »Innere« Tibet – die Gebiete, die an Kansu, Ssetschuan und Yünnan grenzten – wurde mit China vereinigt. Das »Äußere« Tibet, d.h. der Rest des Landes, der von Lhasa aus verwaltet wurde, war unter einem – allerdings informellen – britischen Protektorat praktisch unabhängig, und der dreizehnte Dalai Lama, ein kluger Politiker und stark antichinesisch eingestellt, war durchaus damit einverstanden, Tibet näher an Indien heranzuziehen. So hatte England gegen Ende des Ersten Weltkrieges unter sehr geringen Anstrengungen in Tibet Fuß gefaßt, ein Erfolg, der den von Curzon und Younghusband erstrebten Zielen völlig entsprach. Die anglo-tibetischen Beziehungen entwickelten sich dank des guten Willens des Dalai Lamas und der Fähigkeit der britischen Beamten in Lhasa, besonders Sir Charles Beils und F.M. Baileys, reibungslos und freundschaftlich.

Bell beschrieb die Herrschaft des dreizehnten Dalai mit folgenden Worten: »Sie ist viel geordneter als die Regierung in jenen Teilen des tibetischen Territoriums,

die von den Chinesen besetzt gehalten und verwaltet werden; sie ist sogar viel geordneter als die chinesische Verwaltung in China selbst.«³ Als eine der größten Persönlichkeiten der tibetischen Geschichte setzte sich der dreizehnte Dalai Lama mit einer Reihe von internen Problemen auseinander, die zumindest zum Teil aus seiner Freundschaft mit den Briten erwuchsen, einer Freundschaft, die das Auftreten bestimmter Erscheinungsformen der westlichen Zivilisation zur Folge hatte, welche die konservativsten Elemente in der tibetischen Gesellschaft stark beunruhigten. Diese Veränderungen waren von sehr geringem Ausmaß und können nicht mit den gleichzeitigen Reformen in der Türkei, in Iran oder gar in Afghanistan verglichen werden, aber den meisten Tibetern müssen sie doch als sehr weitgehend erschienen sein. Zwischen Gyantse und Lhasa wurde eine Telegraphenlinie errichtet; in der Hauptstadt wurde eine kleine hydroelektrische Anlage gebaut; 1924 wurde in Gyantse eine kleine englische Schule für die Kinder wohlhabender Tibeter eröffnet, und vier tibetische Schüler wurden nach Rugby geschickt. Einer kleinen Anzahl von Europäern wurde das Betreten des Landes gestattet, und Versuche wurden unternommen, eine kleine Gendarmerie und eine kleine moderne Armee in Lhasa aufzubauen. Durch diese Armee, die von Adligen aus dem Laienstand befehligt wurde, kam der Konflikt zwischen dem Adel und den Mönchen noch einmal zum offenen Ausbruch; denn da der Dalai Lama jetzt über Truppen verfügte, die vom Adel befehligt wurden, konnte er sich den Ansprüchen der aufrührerischen Klöster Drepung, Sera und Ganden mit Erfolg widersetzen. Auch die harte Behandlung, die der dreizehnte Dalai Lama, eigensinnig und arrogant wie er war, dem sechsten Panchen Lama, dem sanften Tschögi Nyima (Chos-kyi nyi-ma), der nach China und in die Mongolei fliehen mußte, zuteil werden ließ, trug nicht gerade zur Verbesserung der Situation bei.



◎ Abb. 28: Tibet und Nachbargebiete

Zwischen 1925 und seinem Tod im Jahr 1933 kühlte sich die Begeisterung des Dalai Lama für seine Beziehungen zu den Engländern immer mehr ab, obgleich er auch keine wachsende Freundschaft für das republikanische China zeigte, das durch die benachbarten *Warlord*-Gouverneure in Ssetschuan und Tsinghai (Sining) repräsentiert wurde. Im großen und ganzen war er von den Briten enttäuscht. Er hatte ihre Unterstützung als zu schwach empfunden; er hatte erwartet, daß sie China zur Unterzeichnung der Konvention von Simla zwingen würden, was sie nicht getan hatten; er hatte erwartet, daß sie ihn mit modernen Waffen versorgen würden, was ebenfalls nicht zutraf. Tatsache ist, daß Tibet weder in London noch in Delhi großes Interesse hervorrief. In keinem Stadium der anglo-tibetischen Beziehungen war jemals davon die Rede gewesen, Tibet an Britisch-Indien anzugliedern. Allerdings mag dies dem Umstand zu verdanken sein, daß seit 1911, als Tibet die chinesische Herrschaft abgeschüttelt hatte, England vollständig mit der Erhaltung der englisch-russischen Freundschaft, mit dem Ersten Weltkrieg und den Problemen des Aufbaus in den Nachkriegsjahren beschäftigt war, während die Regierung Indiens immer mehr von den Problemen beansprucht wurde, die aus dem Anwachsen der nationalistischen Bewegung erwuchsen. Mit der internen Opposition gegen Neuerungen und dem mangelnden britischen Interesse konfrontiert, gab der Dalai Lama weitere Modernisierungspläne auf. Ohne daß etwas dagegen unternommen wurde, gerieten Gendarmerie und Armee in Verfall, die Schule von Gyantse wurde geschlossen und der motorisierte Postdienst zu den britischen Handelsagenturen

eingestellt. Als die Engländer anboten, zugunsten des geflüchteten Pantschen Lama zu vermitteln, wurde ihr Angebot schroff abgewiesen.

Während der Jahre seiner persönlichen Herrschaft vermochte der dreizehnte Dalai Lama die tibetische Autonomie dadurch zu bewahren, daß er die Freundschaft mit England (die bei den extremen Konservativen unpopulär war) mit einer gemäßigten Feindschaft gegen China verband (eine Politik, die in den meisten Kreisen der Bevölkerung populär war). Auf seinen Tod im Jahr 1933 folgte ein heftiger Kampf um die Macht, aber schließlich wurde unter dem inkarnierten Lama von Reting eine verhältnismäßig stabile und konservative Verwaltung geschaffen. Der neue Dalai Lama mußte erst noch ausfindig gemacht werden, und es würde Jahre dauern, bevor er alt genug war, um zu regieren. Der Pantschen Lama war noch immer im Exil. Unter solchen Umständen hielten der Regent und der *Kaschag* (der Ministerrat des Staates) jede radikale Änderung der Politik für unangebracht. China hatte jedoch die Forderungen, die es zur Zeit der Autonomie unter dem dreizehnten Dalai Lama an Tibet gestellt hatte, nicht völlig aufgegeben. 1933 sandte die chinesische Regierung, die jetzt stärker als in den Jahren zuvor war und mit Recht vermutete, daß die Interimsregierung in Lhasa weniger unnachgiebig als die Regierung des Dalai Lama sein würde, aus Anlaß des Todes des Dalai Lama eine Beileidsgesandtschaft an den Regenten. Die Verhandlungen, die von dieser Gesandtschaft in Lhasa geführt wurden, erwiesen sich als erfolglos, doch wurden wenigstens die diplomatischen Beziehungen wiederhergestellt. Als die Gesandtschaft schließlich abreiste, ließ sie einen kleinen Stab mit einem Funksender zurück. Dieser Stab verwandelte sich im Lauf der Zeit in eine diplomatische Mission, die damit begann, die chinesische Regierung um die Zahlung von regelmäßigen Gehältern an tibetische Beamte zu ersuchen. Inzwischen trat das Problem des Pantschen Lama wieder in den Vordergrund. Die Chinesen drohten, ihn mit einer bewaffneten chinesischen Eskorte nach Tibet zurückzuschicken. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Kuomintang eine Art Invasion planten und daß die Tibeter Pläne ausarbeiteten, wie sie dem Angriff begegnen könnten. Doch da brach im Jahr 1937 der chinesisch-japanische Krieg aus, und der Pantschen Lama starb im Dezember des folgenden Jahres. Diese Ereignisse hatten engere Beziehungen mit England zur Folge. Im Jahr 1936 führte Sir Basil Gould eine Gesandtschaft nach Lhasa, die bei ihrer Abreise von dort einen Funksender und einen kleinen Stab zurückließ, an dessen Spitze der bekannte Tibetologe H.E. Richardson stand. Mit der indischen Unabhängigkeit im Jahr 1947 fiel diese Gesandtschaft unter die Verantwortung der Republik Indien.

Selbst auf dem Höhepunkt des Krieges mit Japan nahm das chinesische Interesse an Tibet nicht ab. Ein großer Schritt auf dem Weg zur Eingliederung tibetischen Territoriums in den chinesischen Staat erfolgte 1939, als aus Kham die chinesische Provinz Sikang wurde. Es steht fest, daß die Kuomintang während des Zweiten Weltkrieges niemals ihre Absicht aufgaben, Tibet in das Mutterland einzubeziehen. Als z.B. die Engländer vorschlugen, als Alternative zur Burma-

Straße eine Nachschubroute durch Tibet zu schaffen, und den Chinesen dringend nahelegten, das Mißtrauen der Tibeter durch eine Autonomieerklärung zu beruhigen, zeigte sich die Regierung Tschiang K'ai-scheks dazu nicht bereit. Im Jahr 1949 forderten die Tibeter die republikanische Regierung auf, ihre Beamten aus Lhasa abzuverufen, da sich die Chinesen an verschiedenen Intrigen in der Hauptstadt beteiligt hatten. Die Chinesen hatten sich auch in die Wahl der beiden wichtigsten Inkarnationen Tibets eingemischt. Im Jahr 1938 wurde der vierzehnte Dalai Lama, Tensin Gyamtsho (bsTan-'jin rgya-mtsho), in Amdo (das jetzt zur chinesischen Provinz Tsinghai gehörte) aufgefunden, wo der mohammedanische Gouverneur und lokale *Warlord* Ma Pufeng seiner Übersiedlung nach Tibet unzählige Hindernisse in den Weg legte, wie dies übrigens auch das große Kloster Kumbum tat. Nach langwierigen Verhandlungen wurde der Dalai Lama schließlich nach Lhasa gebracht und im Februar 1940 inthronisiert. Noch schwieriger war die Wahl des neuen Panchen Lama, da im Jahr 1942 zehn potentielle Kandidaten zur Verfügung standen. 1944 wurde jedoch bekanntgegeben, daß einer von ihnen ausgewählt und in China inthronisiert worden sei. 1949, gerade unmittelbar vor ihrem Zusammenbruch, erkannten die Kuomintang diesen Kandidaten offiziell an.

Im Oktober 1949 wurde die chinesische kommunistische Volksrepublik gegründet. Im Oktober 1950 fiel ein verjüngtes China, das entschlossen war, seine Autorität in den Grenzländern, die die Herrschaft von K'ien-lung anerkannt hatten, wieder geltend zu machen, in Tibet ein. Am 7. November 1950 protestierte Tibet bei den Vereinten Nationen gegen die chinesische Aggression, wobei keine der Parteien Mitgliedstaat der UNO war und nur England und Indien das Problem der chinesischen *De jure*-Suzeränität und der vierzigjährigen *De facto*-Unabhängigkeit Tibets aus erster Hand kannten. Über die Behandlung der Tibetfrage in den Vereinten Nationen hat sich sehr sarkastisch H.E. Richardson in seinem Werk *Tibet and its History (Tibet, Geschichte und Schicksal)* geäußert.⁴

Nachdem sich die Chinesen in Tibet festgesetzt hatten, ohne auf viel ernsthaften militärischen Widerstand gestoßen zu sein, begannen sie, mit den Tibetern aus einer Position der Stärke zu verhandeln. Das Ergebnis war das chinesisch-tibetische Abkommen vom Mai 1951, durch das Tibet in das chinesische Mutterland eingegliedert wurde, jedoch nationale Regionalautonomie erhielt. Das Abkommen sollte von einem Militär- und Verwaltungskomitee in Lhasa durchgeführt werden. Die tibetische Armee sollte in die chinesische eingegliedert werden. Dafür verbürgte sich China, weder das traditionelle Regierungssystem noch den Status des Dalai Lama zu ändern. Reformen sollten den Tibetern nicht ohne ihre Zustimmung aufgezwungen werden, und die religiösen Gebräuche sollten unverändert bleiben. Auf diese Weise wurde Tibet in den chinesischen Staatsverband eingefügt.

Danach verhielten sich die Chinesen vorsichtig. Die militärische Besetzung wurde schnell, aber unauffällig durchgeführt. Ungeheure Anstrengungen

wurden unternommen, um geeignete Verbindungsmöglichkeiten mit China zu schaffen, ohne die die chinesische Position in Tibet ungesichert geblieben wäre; Straßen und Behelfsflugplätze brachten Tibet zum ersten Mal in größerem Rahmen mit mechanisierten Transportmitteln in Berührung. Auf dem Gebiet der Verwaltung begnügten sich die Chinesen zunächst damit, durch die traditionellen herrschenden Schichten, die Lamas und den niederen Adel, zu regieren, während sie gleichzeitig jede Gelegenheit wahrnahmen, deren Einfluß zu schwächen. Der Dalai Lama, der zwar noch nicht älter als sechzehn Jahre war, aber wegen der kritischen Lage bereits die Regierungsgewalt besaß, blieb die Spitze der Macht, aber seine Autorität wurde ständig geschwächt, während die Macht des Panchen Lama in gleichem Maße gestärkt wurde. Während die großen Klöster von den Chinesen feindlich behandelt wurden, wurde eine Anzahl von Lamas und Adligen aus dem Laienstand zu offiziellen Besuchen nach China gebracht. Einige von ihnen kamen zu der Überzeugung, daß eine Zusammenarbeit mit dem neuen China unumgänglich sei.

Zunächst verhielten sich die Chinesen nicht besonders arrogant oder anmaßend, doch muß daran erinnert werden, daß nach offizieller chinesischer Auffassung die Tibeter Bürger und nicht besiegte Fremde waren. Unausweichlich kam jedoch das normale Verhältnis zwischen Siegern und Besiegten zum Vorschein. Die Tibeter selbst hegten einen traditionellen Verdacht gegenüber allen Motiven und Maßnahmen der Chinesen. Dieser Verdacht wurde durch die Neuerungen, die die kommunistische Besetzung begleiteten, noch verstärkt. Einige davon waren an sich wertvoll, wie z.B. die Verbesserungen in der Landwirtschaft und die besseren medizinischen und schulischen Möglichkeiten, aber insbesondere den Lamas waren diese Veränderungen verhaßt. Es kam häufig zu Zusammenstößen zwischen Tibetern und Chinesen, vor allem nach der Ankündigung, daß 40000 chinesische Bauernfamilien in Tibet angesiedelt werden sollten, und nach der Fertigstellung der Militärstraße von China nach Lhasa im Jahr 1954, die es den Chinesen möglich machte, ihre militärische Macht zu stärken. Im April 1954 unterzeichneten die chinesische und die indische Regierung ein Abkommen, das die Bedingungen für den Handel und für die Pilgerfahrten zwischen Tibet und Indien festlegte. Die früheren Abkommen zwischen Tibet und Indien werden in diesem Abkommen überhaupt nicht erwähnt, und Tibet erscheint unter der Bezeichnung »das tibetische Gebiet Chinas«. Damit erklärte sich die indische Regierung offensichtlich mit der uneingeschränkten chinesischen Souveränität über Tibet einverstanden. Diesem Abkommen gingen die *Pantsch Schila* oder Fünf Prinzipien der friedlichen Koexistenz und der friedlichen Zusammenarbeit voraus.

Zwischen 1954 und 1956 herrschte trügerische Ruhe. Im Herbst 1954 besuchten der Dalai Lama und der Panchen Lama Peking. Allmählich nahm jedoch die Unzufriedenheit zu, besonders bei den östlichen Stämmen. Versuche, diese Stämme zu entwaffnen, neue Arten von Steuern, Angriffe auf die Religion und

die traditionelle Klassenstruktur, die Einführung neuer Erziehungsinstitutionen – die Erziehung war das jahrhundertealte Privileg der Klöster gewesen – und die brutale Bestrafung von Widerspenstigen führten zu erbittertem Haß. Im Sommer 1956 entstand bei den Stämmen in Amdo und Kham eine aktive Guerillabewegung. Diese führte zu unbarmherzigen Vergeltungsmaßnahmen an einer Reihe von Dörfern in diesem Gebiet und zur Zerstörung der Klöster von Tschangtreng, Litang und Batang. Die Unterdrückung vermochte jedoch den tibetischen Widerstand lediglich zu verstärken. Bald herrschte in den beiden Provinzen Tsinghai und Sikang ebenfalls Aufruhr. Das Verhalten der chinesischen Streitkräfte, die in diesen Gebieten operierten, wird in einem Bericht der Internationalen Juristenkommission in Genf geschildert, der 1960 unter dem Titel *Tibet and the Chinese People's Republic (Tibet und die Chinesische Volksrepublik)* erschienen ist.

Zwischen Ende 1956 und Anfang 1958 ließen die Kämpfe nach; im November 1956 besuchten der Dalai Lama und der Panchen Lama Indien und hatten Gespräche mit Pandit Nehru und ebenfalls mit Tschou En-lai, der zu dieser Zeit zufällig ebenfalls Indien besuchte; im Februar verurteilte Mao Tse-tung den »Groß-Han-Chauvinismus«, verbot für die nächsten fünf Jahre die Durchführung weiterer Reformen in Tibet und machte gegenüber dem tibetischen Nationalgefühl einige versöhnliche Gesten. Zu Anfang des Jahres 1958 beschlossen die Tibeter jedoch, gegen jede weitere Beeinträchtigung ihrer traditionellen Lebensform Widerstand zu leisten. Sie wurden in dieser Absicht durch viele Angehörige der Khampa-Stämme und durch enteignete Lamas, die aus dem Osten des Landes nach Zentraltibet gekommen waren, bestärkt. Im Herbst 1958 hatten die Guerillas an Zahl, Erfahrung und Moral zugenommen und kontrollierten die meisten Distrikte südlich des Tsangpo.

Seitdem die Chinesen im Jahr 1950 in Tibet eingedrungen waren, hatte immer die Möglichkeit bestanden, daß sie den Dalai Lama als Geisel behalten könnten, um sich des Wohlerhaltens der Tibeter zu versichern. Als der Widerstand gegen die chinesische Besetzung zunahm, wurde diese Möglichkeit entsprechend größer. Im März 1959 floh der nunmehr vierundzwanzig jährige Dalai Lama aus seiner Hauptstadt unter den Schutz Indiens. Für die Einwohner von Lhasa, die den Dalai Lama vor seiner Flucht so entschlossen geschützt hatten, begann jetzt eine Schreckensherrschaft. Die Abwesenheit des Dalai Lama brachte die Tätigkeit der traditionellen Verwaltungsinstitutionen zum Erliegen. Die Chinesen ergriffen die Gelegenheit, um sie durch eine Militärdiktatur zu ersetzen, die mit Hilfe derjenigen Lamas und Adeligen (einschließlich des Panchen Lama) funktionierte, die noch zur Zusammenarbeit bereit waren. Chinesische Truppen erzwangen die Wiederherstellung der Ordnung. Die grausamen Requisiten der Tyrannei wurden eingeführt: Geheimpolizei und bezahlte Spitzel, Propaganda und Zwangsarbeit, obligatorische Identitätskarten und Polizeikontrollpunkte, rationierte Nahrungsmittel, die nach der Arbeitsleistung bemessen wurden, Trennung von Kindern und Eltern und die

Einquartierung chinesischer Truppen in den Dörfern. Mit aller Macht wurde angestrebt, die beherrschende Stellung der Religion im tibetischen Leben zu vernichten. Die Lamas wurden verfolgt, aus ihren Klöstern vertrieben und zur Vermehrung der Arbeitskräfte fortgeschickt. Nach den Lamas kamen die Adligen an die Reihe. Diejenigen, die nicht mit dem Dalai Lama nach Indien entkommen waren, wurden liquidiert; ebenso erging es der Klasse der Gutsbesitzer und Pachtbauern. Diese Maßnahmen – die Beseitigung der Regierung des Dalai Lamas, der Angriff auf die tibetischen religiösen Institutionen und die Zerstörung der traditionellen Sozialordnung – bedeuteten das Ende der einzigartigen Kultur, die sich während der vergangenen tausend Jahre in Tibet herausgebildet hatte.⁵

Tibet war zu abgelegen, als daß diese Vorgänge viel internationales Interesse hervorgerufen hätten. Die afro-asiatischen Völker interessieren sich für koloniale Ausbeutung nur wenig, wenn keine Europäer in sie verwickelt sind. Indien jedoch konnte sich diesen Vorgängen gegenüber kaum unwissend stellen, besonders nach der Flucht des Dalai Lama und seiner sicheren Ankunft auf indischem Boden, auf die eine Masseneinwanderung tibetischer Flüchtlinge folgte. Im Juli 1959 veröffentlichte die Internationale Juristenkommission in Genf einen Zwischenbericht über die chinesische Aggression in Tibet, *The Question of Tibet and the Rule of Law (Die Tibetfrage und die Herrschaft des Rechts)*, und gegen Ende August appellierte der Dalai Lama an die Vereinten Nationen. Im Oktober stand die Tibetfrage auf der Tagesordnung der Vollversammlung. Die Ereignisse des Jahres 1950 traten wieder in das Licht der Öffentlichkeit, wobei England und Indien als sachkundige Zeugen auftraten. Das tibetische Volk gewann durch die viertägige Debatte mit Ausnahme einer kurzen Publizität nichts, obwohl viel Großmut und Sorgfalt auf die Notlage der tibetischen Flüchtlinge verwandt wurde, die in Lagern über ganz Nordindien verstreut waren.

Mit der völligen Befriedung im Jahr 1959 ging die Geschichte Tibets als eines unabhängigen Landes zu Ende. Die chinesischen Kommunisten waren schließlich in den Genuß der Herrschaft gekommen, deren sich K'ang-hi und K'ien-lung kurz erfreut hatten, auf die die Mandschus selbst zur Zeit ihres Niedergangs nie verzichteten und die die Kuomintang weiterhin zu behaupten suchten. Die Zukunft Tibets liegt nun mehr in den Händen Pekings als Lhasas, aber solange der Dalai Lama und alle, die ihm ins Exil gefolgt sind, noch leben, wird ein Teil der traditionellen tibetischen Lebensweise bewahrt bleiben.

19. Die Mongolen im 20. Jahrhundert

Im Jahr 1900 war die Stellung der Äußeren Mongolei in mancher Hinsicht derjenigen Tibets vergleichbar. Beide Länder waren mandschurische Protektorate, die von nichtchinesischen Völkern mit starken kulturellen Traditionen bewohnt wurden und weit genug von China entfernt waren, um nicht unter ihrer losen Bindung an das zerbröckelnde Regime der Mandschus zu

leiden. Während Tibet durch ein wenig einladendes Terrain vor den chinesischen Kolonisten geschützt war, die in die Innere Mongolei eindringen, blieb die Äußere Mongolei vor diesen Störenfriedern durch die Wüste Gobi bewahrt. Zudem hatten sowohl Tibet als auch die Äußere Mongolei mächtige Nachbarn, Rußland und Britisch-Indien, die selten Respekt vor chinesischen Empfindlichkeiten hatten, wenn es um ihre eigenen Belange ging. Während deshalb einige Tibeter in den Engländern mögliche Beschützer gegen die Mandschus sahen, blickten viele Khalkha – der wichtigste Stamm in der Äußeren Mongolei – auf das zaristische Rußland. Beide Großmächte begrüßten die Existenz von Tibet und der Äußeren Mongolei als Puffer zwischen sich und China. Keiner von ihnen war Tibet oder die Äußere Mongolei so viel wert, um durch ihre Annexion den endgültigen Zerfall des Mandschu-Reiches zu beschleunigen, und keine hielt die Kosten eines großangelegten militärischen Eingreifens im Hinblick auf den zu erwartenden kommerziellen Gewinn für vertretbar. In dieser Situation erfreuten sich die Tibeter und die Bewohner der Äußeren Mongolei in ihren Beziehungen zu China einer beträchtlichen Bewegungsfreiheit. Aber während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nahm die Geschichte dieser beiden Völker, die sich seit dem 16. Jahrhundert in ein gemeinsames kulturelles Erbe geteilt hatten, einen völlig verschiedenen Verlauf. Tibet, das zwischen 1911 und 1950 *de facto* unabhängig war, existiert heute nur noch als Provinz Chinas und sieht bezüglich seiner überkommenen Lebensweise einer sehr Ungewissen Zukunft entgegen. Die Äußere Mongolei, die heutige Mongolische Volksrepublik, ist ein Mitgliedstaat der Vereinten Nationen, und ihre Bevölkerung (obgleich die meisten Mongolen in den benachbarten russischen oder chinesischen Gebieten unter einer Fremdherrschaft leben) ist nach wie vor stolz auf ihre historische Vergangenheit und besitzt ein starkes Nationalbewußtsein. Die Existenz der heutigen Mongolischen Volksrepublik ist teils der Entschlossenheit der Khalkha selbst, teils der russischen, chinesischen und japanischen Rivalität in Nordostasien und teils der chinesischen Kolonisation in der Inneren Mongolei zu verdanken, die den Verlauf der Beziehungen der Äußeren Mongolei zum zaristischen Rußland bzw. später zur Sowjetunion bestimmten. Während die Äußere Mongolei im 20. Jahrhundert mit dem Norden ihrer unermesslich langen Grenze als willkommener Puffer zwischen Rußland und China diente, wurde die Innere Mongolei einer intensiven chinesischen Besiedlung unterworfen, die für die Mongolen die Enteignung von Weideland bedeutete. Während der letzten Jahrzehnte ihrer Herrschaft wandten sich die Mandschus, die ihren chinesischen Untertanen immer ähnlicher wurden, von der Mongolenpolitik ihrer Vorgänger, die darauf hinauslief, den chinesischen Einfluß von der Mongolei fernzuhalten, ab und förderten bewußt die chinesische Kolonisation, die als eine Barriere gegen das russische Vordringen dienen sollte, eine Politik, die sie auch in der Mandschurei verfolgten. Mit dem Sturz der Mandschus gewann diese Kolonisationsbewegung infolge des Baus von Eisenbahnen eine noch größere Stoßkraft. So erreichte die

Peking-Suiyüan-Eisenbahn, die um 1909 bis Kalgan in Tsachar fertiggestellt war und über Kueisui (Huhehot) und Saratschi, zwei der Hauptzentren der chinesischen Kolonisation in der Inneren Mongolei, weitergeführt wurde, im Jahr 1923 Pautu in Suiyüan. Die Eisenbahnlinien unterstützten die Bewegung der Kolonisten, ermöglichten den Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse der neuen Gebiete in den dichter bevölkerten Landesteilen und führten unausweichlich zur materiellen Abhängigkeit der Mongolen von den Chinesen. Die Kolonisation der unterbevölkerten mongolischen Gebiete, die ihren Höhepunkt in der Inneren Mongolei zwischen 1928 und 1931 und in der Mandschurei zwischen 1929 und 1931 erreichte, war nicht die Folge einer echten Pionierbewegung der chinesischen Bauern, sondern das Ergebnis der Bemühungen der Beamten und Landbesitzer aus den Grenzgebieten, die unter dem Schutz lokaler »Warlords« und oft mit der stillschweigenden Duldung der bereits weiter sinisierten mongolischen Fürsten verarmte Bauern aus den Notgebieten im Inneren Chinas anwarben und auf enteignetem mongolischem Weideland ansiedelten, wo sie sie in jeder Beziehung ausbeuten und von ihnen wucherische Pachtzinse verlangen konnten. Da die Mongolen nur wenig moderne Feuerwaffen besaßen, waren sie gezwungen, sich in ihr Schicksal zu fügen und sich auf ärmere Weiden zurückzuziehen. Das – für die örtlichen Beamten und Landspekulanten allerdings sehr einträglich – Ergebnis dieser Politik war die Einführung einer unzulänglichen Landwirtschaft in Gebieten, die sich am besten für eine Weidewirtschaft eigneten. Die Folge davon waren wiederum Austrocknung und Bodenerosion, überhöhte Ertragssteuern, in China lebende Grundbesitzer und ein Lebensstandard der Siedler, der wahrscheinlich selbst noch unter dem chinesischen lag. Die Hauptleidtragenden waren jedoch die Mongolen. Als Folge davon verschlechterten sich die Beziehungen zwischen den Mongolen und Chinesen immer mehr, und Gesetzlosigkeit und Banditentum wurden überall dort üblich, wo die traditionellen Grenzbeziehungen zwischen den sinisierten Mongolen und den mongolisierten Chinesen durch den Rassenantagonismus, der dem neuen System der Ausbeutung innewohnte, ersetzt wurden.

Das Beispiel der Inneren Mongolei zwang die Khalkha der Äußeren Mongolei zu der Erkenntnis, daß Rußland eine geringere Bedrohung für ihr nationales Überleben darstellte als China. Zwar mochten sie den russischen Zielen mißtrauen, aber die chinesische Besiedlung des innermongolischen Weidelandes war eine Tatsache, und dies erklärt, warum »die Macht in der Mongolei stets die Tendenz hatte, in die Hände jener Mongolen überzugehen, die am besten mit dem Rußland ihrer Zeit zurechtkamen«¹. Wie hoch der Preis auch war, den die Mongolen der Äußeren Mongolei für den russischen Schutz im 20. Jahrhundert zahlen mußten, so hat er sie doch zumindest vor dem Schicksal der Mongolen der Inneren Mongolei bewahrt, für die sich der chinesische Bauer, der ihre Weiden umpflügte, und der chinesische Geldleiher, der ganze Familien in die Schuldknechtschaft brachte, als weit schlimmere Geißel erwiesen als die früheren

mandschurischen Ambane mit ihren isolierten Garnisonen. So kam es, daß sich die traditionelle mongolische Verachtung der Chinesen in Furcht und Haß verkehrte. Gegenüber Rußland gab es keine vergleichbare Animosität. Etwa drei Jahrhunderte lang hatten die Mongolen unregelmäßige Kontakte mit den Russen unterhalten, die mit der Reise des bedeutenden moldauischen Gelehrten und Abenteurers Nikolai Gawrilowitsch Spathari durch die Mongolei begann, der 1675 als russischer Gesandter an den Hof K'ang- his geschickt wurde. Spathari lenkte die Aufmerksamkeit der russischen Regierung auf die Tatsache, daß die Route nach China südlich am Baikal-See vorbei über Kjachta und Urga der gefährlichen Reise durch die Steppen oder über die lange Amur-Route vorzuziehen war. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts waren die Burjatmongolen in das wachsende sibirische Reich Rußlands eingegliedert worden, ein Prozeß, der durch die Festlegung der chinesisch-russischen Grenze in den Verträgen von Nertschinsk (1689) und Kjachta (1727) abgeschlossen wurde. Der Vertrag von Kjachta gestattete den Russen, in der Mongolei Handel zu treiben, aber beinahe noch anderthalb Jahrhunderte danach blieb ihr Einfluß unbedeutend. Die Situation änderte sich nach der chinesisch-russischen Konvention von 1860, die den russischen Handel in der Äußeren Mongolei regelte und 1861 zur Eröffnung eines Konsulats in Urga führte. Der Petersburger Vertrag von 1881 regelte den Transithandel durch die Mongolei und gab den Russen das Recht, in Kobdo (Dschargalant) und Uljassutai (Dschabchalant) zu jedem gewünschten Zeitpunkt Konsulate zu eröffnen. Als die chinesische Revolution im Jahr 1911 die Bande zwischen den Mongolen und ihren mandschurischen Suzeränen zerschnitt, deutete das Ausmaß der russischen wirtschaftlichen Durchdringung der Äußeren Mongolei und Urjangchais darauf hin, daß die Russen letzten Endes an eine Art Protektorat, ja vielleicht sogar an eine Annexion dachten. Den Khalkha war in ihrer Angst vor der chinesischen Kolonisation, die bereits auf die Äußere Mongolei überzugreifen begann, das wachsende russische Interesse für ihr Land wahrscheinlich nicht unwillkommen. Schon begann sich der Einfluß der russischen Zivilisation auf einige Mongolen der jüngeren Generation auszuwirken, und der persönliche Kontakt mit einzelnen Russen vermittelte den Mongolen die ersten Erfahrungen mit anderen Ausländern als den verhaßten Chinesen.

Wie in jeder Gesellschaft, die nur wenig Städte, keine Industrialisierung und praktisch keine Mittelklasse besitzt, war der mongolische Nationalismus im frühen 20. Jahrhundert sowohl in der Äußeren und der Inneren Mongolei als auch in der Mandschurei das Reservat einer kleinen Minderheit, die hauptsächlich aus den Reihen der erblichen Fürsten und der Adligen kam. Ihre in der Hauptsache von der Furcht vor China geleitete Politik wurde zum großen Teil von familiären und lokalen Interessen bestimmt, die dem beginnenden mongolischen Nationalismus ein provinzielles und engstirniges Gepräge gaben. Dazu kommt, daß der mongolische Nationalismus im Verlauf seiner Entwicklung ausgesprochen regionale Züge annahm, so daß der Nationalismus

der Burjäten sich von dem der Khalkha unterschied, der sich seinerseits wieder von dem Nationalismus unterschied, wie er im Barga- Gebiet oder in der Inneren Mongolei anzutreffen war. Wie es für den Nationalismus eines geteilten Volkes, dessen Überleben als Nation durch seine Nachbarn bedroht wird, typisch ist, kamen die stärksten Äußerungen des mongolischen Nationalismus von Mongolen, die, wie z.B. die Burjäten oder die Mongolen der Inneren Mongolei, in den Randzonen der mongolischen Welt lebten und dem Druck von außen am meisten ausgesetzt waren.

Die positiven Elemente des mongolischen Nationalismus lagen in dem starken Rassengefühl, das die Mongolen trotz ihrer Zerstreuung über ein ungeheuer großes Gebiet besaßen, und in einer gemeinsamen Sprache, die trotz regionaler Unterschiede einen Faktor des nationalen Zusammenhalts bildete. Im Vergleich damit war der Beitrag der Religion als einigender Kraft gering. Dies erklärt sich teilweise daraus, daß auf Grund des tibetischen Ursprungs des mongolischen Buddhismus die Hierarchie gegen eine völlige Identifizierung der mongolischen Kirche mit der mongolischen Nation arbeitete; teilweise handelt es sich aber auch um eine Folge des undynamischen Wesens der mongolischen Religion im frühen 20. Jahrhundert; schließlich spielte auch noch die Tatsache eine Rolle, daß den Mongolen im allgemeinen der tief verankerte Respekt vor der kirchlichen Hierarchie fehlte, wie ihn die Tibeter besaßen. Weit bedeutender war die Erinnerung an die heroische Vergangenheit des mongolischen Volkes. Unter den Mandschus hatten die *Khungtaidschis* (Nachkommen Tschingis Khans) die Traditionen des mongolischen Reiches des 13. Jahrhunderts und des jahrhundertelangen Streites mit China bewahrt. Auch im 20. Jahrhundert dauerte – trotz offizieller Mißbilligung in der Mongolischen Volksrepublik² – die Glorifizierung der Geschichte und der traditionellen Kultur der Mongolen noch an. Das zunehmende wissenschaftliche Studium der mongolischen Literatur, Archäologie und Folklore in den letzten hundert Jahren, das zunächst von russischen Gelehrten und dann von ihren mongolischen Schülern wie auch von einigen westlichen und japanischen Gelehrten betrieben wurde, hat diesem Stolz auf die mongolische Vergangenheit frischen Auftrieb und eine neue Richtung gegeben.

Während des frühen 20. Jahrhunderts regten diese Faktoren das Nationalitätsbewußtsein der Mongolen in dem gleichen Maß an, wie die Bedrohung durch die chinesische Kolonisation und durch die Rivalität der Großmächte in Nordostasien wuchs. Trotzdem gab es auch mächtige Faktoren, die gegen den mongolischen Nationalismus und besonders gegen die mongolische Einheit arbeiteten. Der erste und wichtigste von allen war die Wüste Gobi, die die Innere von der Äußeren Mongolei trennt. Den zweiten Faktor bildeten die traditionellen Rivalitäten der Stämme und Clane, die überall dort, wo – wie in der Inneren Mongolei – die Führerschaft der Fürsten und die Feudalinstitutionen noch sehr stark waren, weiterhin andauerten. Der dritte Faktor waren die chinesischen Kolonisten in der Inneren Mongolei, die das

traditionelle Verwaltungsgefüge und die traditionellen sozialen Beziehungen zerstörten und denen die chinesische Militärherrschaft auf dem Fuß folgte. Der vierte Faktor bestand in dem seit 1911 ständig wachsenden russischen Einfluß in der Äußeren Mongolei, der, besonders nach der russischen Revolution von 1917, die Äußere Mongolei zwang, sich in völlig anderen Bahnen zu entwickeln als die Innere Mongolei, wo die chinesischen Behörden mit Hilfe der mongolischen Feudalinstitutionen herrschten und die Macht der mongolischen Fürsten stärkten, um das Entstehen einer panmongolischen Nationalbewegung zu verhindern, die die Vereinigung aller von Mongolen bewohnten Gebiete in einem unabhängigen Staat anstrebte. Alle diese Faktoren lenkten den mongolischen Nationalismus in getrennte Bahnen, die der damaligen geographischen und politischen Aufteilung des mongolischen Volkes entsprachen. Die Burjäten z.B., die sich schon lange an die russische Herrschaft gewöhnt hatten, waren die ersten Mongolen, die eine westlich geprägte Intelligenz hervorbrachten, so daß Burjäten, die in russischen Schulen in Irkutsk und Tschita, ja sogar in Kasan und St. Petersburg erzogen waren, als Vermittler zwischen der russischen Zivilisation und den Mongolen der Äußeren Mongolei dienten. Aber paradoxerweise wurden sie in dem gleichen Grad, in dem sie russifiziert waren, von den anderen Mongolen isoliert, eine Tendenz, die sich nach der Ablösung der Zaren- durch die Sowjetherrschaft noch verstärkte. Diejenigen Burjäten, die das Sowjetregime zutiefst verabscheuten, flohen in die Innere Mongolei oder in die Mandschurei, wo während der dreißiger Jahre die Japaner ihre Dienste in Anspruch nahmen.

Von 1911 an ging der Nationalismus in der Inneren und der Äußeren Mongolei verschiedene Wege. Der Gegensatz zwischen ihnen wurde nach der russischen Revolution und besonders nach der japanischen Invasion in der Mandschurei im Jahr 1931, die im Jahr 1932 zur Gründung des Staates Mandschukuo (mit P'u yi, einem Nachkommen der Mandschu-Dynastie, als Präsidenten) und zur Angliederung von Jehol an Mandschukuo im Jahr 1933 führte, immer größer. Die Mongolen in der Mandschurei waren sowohl Nomaden als auch Bauern. Der Sturz des Mandschu-Reiches überließ sie der Gnade der lokalen chinesischen »Warlords«, gegen deren moderne Waffen sie keine Verteidigungsmöglichkeit hatten, und der Willkür der chinesischen Kolonisten, die sich von den Eisenbahnlinien aus ins Land ergossen. Deshalb begrüßten sie die Ankunft der Japaner, während die Erhebung P'u yis zum Kaiser von Mandschukuo im Jahr 1934 die verborgene Loyalität der Mongolen, vor allem der Fürsten, gegenüber der alten Dynastie, die sie mit so leichter Hand regiert hatte, wieder zum Leben erweckte. Ein Mandschu-Herrscher in Mandschukuo übte auch auf die Fürsten der Inneren Mongolei eine große Anziehungskraft aus, da diese mit der Herrschaft der Chinesischen Republik, die es nicht vermochte, sie vor der Ausbeutung durch die lokalen Beamten zu schützen, unzufrieden waren. Die Japaner maßen der Inneren Mongolei eine große strategische Bedeutung als Keil zwischen China und der UdSSR bei,

während sich der innermongolische Nationalismus ganz eindeutig als eine nützliche Waffe gegen die Chinesen erwies. Die japanische Mongolenpolitik in der Mandschurei hatte daher teilweise das Ziel, die Mongolen der Inneren Mongolei zu gewinnen. Das erste Stadium dieser Politik war die Bildung der autonomen mongolischen Chingan-Provinz an der Westgrenze der Mandschurei, die ein Gebiet von 383000 Quadratkilometern umfaßte und eine Bevölkerung von 10000 Einwohnern besaß. Die chinesische Kolonisation wurde vollständig verboten, und den mongolischen Fürsten wurde erlaubt, ihre Gebiete, von japanischen Beratern unterstützt, selbst zu regieren.

Im Umgang mit den Mongolen besaßen die Japaner im Vergleich zu den Chinesen beträchtliche Vorteile. Zwischen den Japanern und den Mongolen bestand keine traditionelle Feindschaft. Ebenso wie die Chinesen in der Inneren Mongolei regierten die Japaner durch die Fürsten und Lamas, aber sie taten es mit größerem Erfolg. Sie förderten das mongolische Bildungswesen und das Studium der mongolischen Kultur, schickten eine Reihe junger Mongolen zur Ausbildung nach Japan und besaßen den unschätzbaren Vorteil, über einen Stamm wirklicher Spezialisten für mongolische Angelegenheiten zu verfügen, die es verstanden, sich das Vertrauen der Fürsten zu erwerben. Wenn irgendeine Großmacht in der Lage war, den panmongolischen Träumen eine reale Chance zu geben und für sich selbst dabei auch noch einen Vorteil herauszuschlagen, so war diese Macht Japan. Aber die japanische Mongolenpolitik erwies sich als ein Fehlschlag. Merkwürdig rücksichtslos in ihrem Verhalten gegenüber den mongolischen Traditionen, hegten die Japaner gegenüber ihren mongolischen Untertanen und Verbündeten ein chronisches Mißtrauen und bestraften diejenigen, die im Verdacht standen, nicht loyal zu sein, mit großer Härte. Dagegen hatten die Mongolen praktisch weniger Kontakt mit den japanischen Mongoleispezialisten als mit den japanischen Gegenstücken der Spekulanten, kleine Ausbeuter und Erpresser, wie sie unter den chinesischen Beamten in der Inneren Mongolei zu finden waren. Ganz besonderes Interesse besaß der mongolische Teil Mandschukuos für die Japaner zudem als potentiellies Produktionsgebiet für Wolle, das sie vom australischen Markt unabhängig machen konnte. Um aber eine Wollproduktion großen Umfangs zu ermöglichen, war es notwendig, in das traditionelle nomadische Leben des mongolischen Hirten einzugreifen und ihn in einen Farmarbeiter unter japanischer Leitung zu verwandeln. Eine solche Politik mußte die Japaner zwangsläufig um die Sympathien der Mongolen bringen.³

Dem Fehlschlag der japanischen Mongolenpolitik in der Mandschurei entsprach ein ähnlicher Fehlschlag in der Inneren Mongolei, wo bitterer Chinesenhaß zu äußerst heftigen Äußerungen des mongolischen Nationalismus geführt und damit offensichtlich eine Lage geschaffen hatte, die die Japaner nur allzu gut ausnutzen konnten. Als die Äußere Mongolei 1911 ihre Unabhängigkeit erklärt hatte, war die Innere Mongolei nicht in der Lage gewesen, einen ähnlichen Weg zu beschreiten. Sobald die Unabhängigkeit der Äußeren

Mongolei zur Realität wurde, ergriff die chinesische Republik in dem Bestreben, ihre Minoritäten zu assimilieren und zu sinisieren, und an ihrer Grenze zur Inneren Mongolei durch halb unabhängige chinesische *Warlords* vertreten, Maßnahmen, um die Mongolen der Inneren Mongolei durch rücksichtslosen Zwang daran zu hindern, denselben Weg wie ihre Brüder jenseits der Grenze einzuschlagen, eine Politik, die dadurch möglich wurde, daß die Chinesen die Eisenbahnlinien kontrollierten und moderne Schußwaffen besaßen. Im Jahr 1928 teilte die Nanking-Regierung im Zuge ihrer Politik des *divide et impera* das historische Gebiet der Inneren Mongolei in vier getrennte Provinzen auf: Ninghia, Suiyüan, Tsachar und Jehol. Die Chinesen waren bestrebt, sich dazu des Einverständnisses der wichtigeren mongolischen Fürsten und Lamas zu versichern, um dadurch zu erreichen, daß die chinesischen Maßnahmen mit Unterstützung und sogar durch die Vermittlung der traditionellen mongolischen Herrscher durchgeführt werden konnten, denen jetzt Rechte und Privilegien zugestanden wurden, wie sie sie vorher nie gekannt hatten. Sie wurden mit der richterlichen Gewalt und der Verantwortung betraut, die Zahlung der Schulden ihrer mongolischen Untertanen an die chinesischen Firmen und Geldleiher zu erzwingen. Am wichtigsten war jedoch, daß sie die Unterstützung der chinesischen Truppen erhielten. Einige konnten dazu überredet werden, sich an der Enteignung des Grundes und Bodens ihres eigenen Volkes zugunsten der chinesischen Bauern zu beteiligen; denn die Fürsten, die sich oft kaum von den chinesischen Grundbesitzern unterschieden, waren sehr daran interessiert, sich mit den örtlichen chinesischen Beamten in den Gewinn zu teilen. Zu einem ähnlichen Kompromiß kam man mit den mongolischen kirchlichen Würdenträgern, indem man ihnen chinesische Titel und Privilegien verlieh. Auf diese Weise gelang es der chinesischen Politik, die Einheit der Stämme und jeden möglichen Zusammenhalt, wie er im innermongolischen Nationalismus verwurzelt war, zu zerstören. Dabei wurde sie – paradoxerweise – durch die Entwicklungen in der Äußeren Mongolei unterstützt. Zwischen 1911 und 1921 hüteten sich die Fürsten der Inneren Mongolei aus Furcht, von den mächtigen Khalkhafürsten in den Schatten gestellt zu werden, sich an die Äußere Mongolei anzunähern. Diejenigen, die an chinesischen Handelsspekulationen in der Inneren Mongolei beteiligt waren, mißbilligten die Annullierung der chinesischen Schuldforderungen durch die Regierung der Äußeren Mongolei. Nachdem die Äußere Mongolei im Jahr 1921 sowjetisches Einflußgebiet geworden war, erschien eine Zusammenarbeit mit der Äußeren Mongolei sogar noch weniger erstrebenswert. Mit der schwachen chinesischen Republik war einfacher auszukommen als mit dem revolutionären Rußland. Während deshalb die Regierung in Urga immer mehr von der sowjetischen Ideologie beherrscht wurde, bewegte sich die Innere Mongolei in entgegengesetzter Richtung und machte dadurch eine Wiederannäherung noch schwieriger. Zur Zeit des japanischen Einfalls in der Mandschurei war die Innere Mongolei, wo die Macht

völlig in den Händen der Fürsten und Lamas konzentriert war, das feudalste von allen mongolischen Gebieten geworden.

Da sich einige der Fürsten in der Inneren Mongolei zu Werkzeugen der chinesischen Kolonisation und politischen Herrschaft hergaben, brachte der innermongolische Nationalismus radikale Elemente hervor, die den Privilegien und dem Status des traditionellen Adels mit erbitterter Feindschaft gegenüberstanden. Paradoxe Weise kamen aber gerade aus den Reihen der *Khungtaidschis* einige der bedeutendsten Führer des innermongolischen Nationalismus. Der wichtigste von ihnen war der Fürst Demtschukdondub, gewöhnlich mit seinem chinesischen Titel Te' Wang genannt, der während der dreißiger Jahre an der Spitze einer innermongolischen Autonomiebewegung stand, die Anhänger aus allen Gebieten der Inneren Mongolei anlockte, von Jehol im Osten über Tsachar und Ordos bis nach Alaschan im Westen. Tê Wang war ein Mann von vorsichtigem und maßvollem Temperament. Seine Bestrebungen, die nach 1934 vom Innermongolischen Autonomen Politischen Rat von Pailingmiao (IMAPRP) vertreten wurden, scheinen völlig realistisch gewesen zu sein: Te Wang wollte mit der Chinesischen Republik im Namen des IMAPRP aus einer Position der Stärke, einem Ergebnis der Präsenz Japans in der Mandschurei, verhandeln, um für die Innere Mongolei den Status einer vernünftigen Autonomie unter einer chinesischen Zentralregierung zu erreichen, in der die Mongolen als Minderheit eine angemessene Vertretung bekommen sollten. Aber selbst dieses gemäßigte Programm, das dazu noch zu einer Zeit aufgestellt wurde, die für die inner-mongolischen Bestrebungen günstig zu sein schien, schlug gänzlich fehl.

Die Nanking-Regierung nahm das mongolische Problem niemals ernst. Eine Folge davon war, daß der IMAPRP niemals einflußreiche Kontakte zu hohen Regierungskreisen gewann, die seine Schwäche im Umgang mit den chinesischen Provinzbehörden ausgeglichen hätten, welche entschlossen waren, die Mongolen an direkten Verhandlungen mit ihren fernen Vorgesetzten zu hindern. Außerdem war der IMAPRP eine amorphe Koalition gegensätzlicher Interessen. Er bestand aus einigen ehrlich gesinnten und fähigen Führern, aus jenen erblichen Fürsten und Lamas, die sich der chinesischen Besiedlung unerbittlich widersetzen, aus einigen mandschurischen Mongolen, die unter dem japanischen Regime jenseits ihrer Grenzen nicht leben wollten, aus einigen mongolischen Anhängern der Kuomintang und aus Vertretern der neu entstehenden radikalen Intelligenz. Die letztere neigte dazu, sich durch den jeweiligen Verlauf der Ereignisse in der Äußeren Mongolei beeinflussen zu lassen, und stand den auf Grund von ererbten Rechten herrschenden Schichten im allgemeinen feindlich gegenüber. Die Fürsten, denen wiederum die Intelligenz unsympathisch war und die das Übergreifen des revolutionären Feuers von der Äußeren auf die Innere Mongolei fürchteten, blickten auf Japan, von dem sie sich eine Lösung ähnlich der autonomen Chingan-Provinz in der Mandschurei erhofften, oder suchten einen Kompromiß mit China. (Die

prochinesischen Fürsten hatten bereits 1934 den Innermongolischen Autonomen Politischen Rat von Suiyüan als Gegenstück zum IMAPRP gebildet.) Unter diesen Umständen fiel es den chinesischen Lokalbehörden nicht schwer, die dem IMAPRP innewohnenden Schwächen auszunutzen, seine Führung zu spalten und Tê Wang zu isolieren. Die Japaner führten diesen Prozeß zu Ende, indem sie die Innere Mongolei besetzten, eine Föderative Autonome Regierung der Inneren Mongolei (»Meng-kiang«) einsetzten und das Gebiet in Verwaltungsdistrikte aufteilten. Nur einer dieser Distrikte wurde Tê Wang unterstellt, dessen Position als nationaler Führer damit auf die eines lokalen Verwaltungsbeamten, der für die japanischen Interessen arbeitete, herabgedrückt wurde. Die Tatsache, daß es Japan versäumte, in der Inneren Mongolei eine Mongolenpolitik zu entwickeln, die der japanischen Mongolenpolitik in der Mandschurei vergleichbar gewesen wäre, erscheint heute sonderbar, doch muß daran erinnert werden, daß in den späten dreißiger Jahren Japan bereits mit der Eroberung von China selbst beschäftigt war. Die Gelegenheit, aus der Inneren Mongolei ein zweites Mandschukuo zu machen, war bereits vorüber.



© Abb. 29: Die Mongolei und Sinkiang

Mit dem Zusammenbruch des IMAPRP und dem Abfall einer Anzahl der tatkräftigsten innermongolischen nationalistischen Führer, die von den Japanern geschickt beeinflußt wurden, verlor der innermongolische Nationalismus seine Stoßkraft. Schließlich wurde das Gebiet in die größeren Konflikte des Zweiten Weltkrieges hineingezogen. Mit der Einsetzung einer kommunistischen Regierung in China bildete sich eine neue innermongolische Führungsschicht mit einer ähnlichen marxistischen Ideologie. Im Jahr 1947 gründete dann die

chinesische Regierung das Autonome Gebiet Innere Mongolei. Obgleich es unwahrscheinlich ist, daß die Mongolen unter chinesischer Herrschaft auf irgendeine wirkliche Autonomie hoffen können, ist es möglich, daß die heutige chinesische Regierung der mongolischen Autonomie mehr Lippendienste erweisen und die mongolische Kultur in größerem Maß fördern wird, als es die Kuomintang getan haben.

Durch die Innere Mongolei und die Wüste Gobi von China getrennt, befanden sich die Khalkha hinsichtlich ihres nationalen Überlebens in einer besseren Situation als die Mongolen an der chinesischen Grenze. Während der Zeit der Anarchie im Innern Chinas zwischen 1911 und 1926/27 war es ihnen gelungen, die *De facto*-Unabhängigkeit zu erlangen und aufrechtzuerhalten. Dazu hatte ihnen u.a. der Besitz einer begrenzten Anzahl moderner Waffen verholfen, die sie von Rußland erwerben konnten, ein Vorteil, der den Mongolen der Inneren Mongolei verweigert wurde.

Beim Untergang des Mandschu-Reiches im Jahr 1911 erklärten die Khalkhafürsten die Äußere Mongolei für unabhängig, errichteten eine nationale Regierung mit dem achten Dschebtsundamba Khutukhtu (1870–1924) als Staatsoberhaupt und sandten eine Delegation nach St. Petersburg, die für den neuen Staat um russischen Schutz bat. Ein Hindernis für die künftige Zusammenarbeit mit der Chinesischen Republik bildete die völlige Nichtanerkennung der Schuldforderungen chinesischer Firmen und Einzelpersonen an Mongolen durch die Regierung der Äußeren Mongolei. Das mongolische Schutzersuchen, das zu einer Zeit gestellt wurde, als die Großmächte immer noch von dem Gedanken an eine mögliche Zerstückelung Chinas beherrscht waren, brachte die Russen ernsthaft in Verlegenheit, da die Anerkennung einer unabhängigen Äußeren Mongolei die anderen europäischen Mächte dazu veranlassen konnte, sich um den Rest Chinas zu streiten. Selbst wenn dies nicht geschehen wäre, hätte die Gefahr bestanden, daß sich Rußland, falls es zu einer Art Protektorat über die Äußere Mongolei bereit gewesen wäre, hätte gezwungen sehen können, die Khalkha gegen ihre früheren Oberherren zu verteidigen. Am 13. April 1912 warnte der russische Außenminister Sasonow die Duma:

»Die Khalkha sind durch ihre Geschichte für eine unabhängige Regierung nicht vorbereitet. Sie sind Nomaden und seit Jahrhunderten daran gewöhnt, der Regierung in Peking zu gehorchen. Deshalb besitzen die Mongolen der Khalkha-Mongolei weder eine Militär- noch eine Finanzorganisation noch Führer, ohne die ein unabhängiger Staat unmöglich bestehen kann.«⁴

Rußland verfuhr deshalb vorsichtig, doch in einem russisch-mongolischen Abkommen vom 3. November 1912 erkannte es die Autonomie der Äußeren Mongolei an. Diese Anerkennung wurde in einer russisch-chinesischen Deklaration vom November 1913 und in dem dreiseitigen Vertrag von Kjachta (Juni 1915) zwischen Rußland, China und der Äußeren Mongolei erneut bestätigt, wenn auch China niemals seine historischen Suzeränitätsansprüche

aufgab. Inzwischen wurde die erste Phase der Unabhängigkeit der Äußeren Mongolei (1911–1917) durch die ständige Festigung des russischen Einflusses im wirtschaftlichen Leben der neuen Nation gekennzeichnet. So ließ zum Beispiel im Juli 1914 Rußland der Regierung der Äußeren Mongolei drei Millionen Rubel unter der Bedingung, daß ein russischer Finanzberater in Urga residieren dürfe. Die beiden Regierungen unterzeichneten ein Militärabkommen, in dem die Mongolen in die Entsendung von russischen Militärinstrukteuren einwilligten und sich bereit erklärten, von keinem anderen Land als Rußland Waffen zu erwerben. Im September 1914 erhielt Rußland das Monopol für den Bau von Eisenbahnen. 1915 gründete es die Nationalbank der Mongolei, die später mit der Sibirischen Nationalbank zusammengeschlossen wurde. Während des Ersten Weltkriegs wurde der wirtschaftliche Einfluß Rußlands durch umfangreiche Käufe von mongolischem Vieh für die Ernährung der riesigen russischen Armeen noch weiter gestärkt.

Während die wachsenden Kontakte mit Rußland der Wirtschaft der Äußeren Mongolei neues Leben einflößten, entwickelte sich nach und nach ein Nationalgefühl, das allerdings hauptsächlich auf Urga mit seiner kleinen ausländischen Gemeinde von Russen und Chinesen und seinem russischen Konsulat, das seit langer Zeit einen Hort der Intrigen gebildet hatte, beschränkt war. Seit 1911 gründete sich die Regierung des Dschebtsundamba Khutukhtu auf ein Bündnis zwischen den energischeren und intelligenteren Khalkhafürsten und einigen höheren Geistlichen, die sich in ihrer Feindschaft gegen die chinesischen Ambitionen in der Äußeren Mongolei einig waren, die aber auch mit gleicher Energie jeder inneren Opposition gegen ihre Autorität entgegentraten. Sie und der Dschebtsundamba Khutukhtu waren es und nicht das 1914 gegründete Zweikammerparlament oder die Ministerien mit ihren kleinen Stäben von ungeschulten Beamten, die die treibende Kraft der Verwaltung bildeten. Ihre Autorität beruhte letztlich auf der traditionellen Führerschaft. Doch wenn auch die mongolische Gesellschaft nach 1911 im Hinblick auf die sozialen Verhältnisse und die politische Macht weiterhin traditionell funktionierte, so gab es doch gleichzeitig Faktoren, die die Verbreitung neuer Verhaltensweisen förderten. Die Begleiterscheinungen, die der neue Status der Äußeren Mongolei als eines faktisch unabhängigen Landes mit sich brachte, förderte sehr stark das Nationalgefühl. Die frühen Jahre der Unabhängigkeit waren für die Herdenwirtschaft zufällig günstig. Zusammen mit der Annullierung der unbilligen chinesischen Schuldforderungen bedeutete dies für die Mongolen, die in der Hauptsache immer noch Viehzüchter waren, einen wachsenden Lebensstandard. Auf die politische Bühne traten Persönlichkeiten, die in gewissem Grad eine Intelligenzschicht bildeten, wie sie die Äußere Mongolei bisher nicht besessen hatte. Der größte Teil von ihnen waren junge Fürsten oder Lamas, aber einige wenige, wie z.B. Suche-Bator (1893–1923) und Tschöibalsan (1895–1952), stammten aus einfachen Verhältnissen. Die meisten waren irgendwie von Rußland beeinflusst. Einige hatten russische Schulen oder Institute

besucht, einige waren in der neuen Armee ausgebildet worden, wo sie russische Instruktoren hatten, und wieder andere waren in russischen Firmen oder bei russischen Beamten angestellt gewesen.

Inzwischen endeten die Aufbaujahre nach 1911, in denen sich die Äußere Mongolei praktische Erfahrung in der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten erworben hatte, mit der russischen Revolution von 1917. Die Bolschewiken hatten die früheren russischen Verträge gekündigt, einschließlich des Vertrages von Kjachta (1915), der das informelle zaristische Protektorat über die Äußere Mongolei besiegelt hatte. Aus diesem Grund nahm der Dschebtsundamba Khutukhtu mit der Sowjetregierung neue Verhandlungen auf, während sich in Urga selbst allmählich radikale und revolutionäre Gruppen bildeten, die sowohl den Fürsten als auch der buddhistischen Hierarchie feindlich gegenüberstanden. Die Schwäche Rußlands nach 1917 gab China jedoch die Gelegenheit, seine alten Forderungen gegenüber der Äußeren Mongolei wieder geltend zu machen. Am 22. November 1919 hob es einseitig die Autonomie der Äußeren Mongolei auf, chinesische Truppen unter General Sü Schu-tsch'eng besetzten Urga, und die politische und wirtschaftliche Vorherrschaft Chinas wurde vorübergehend wieder geltend gemacht. Von Rußland nicht unterstützt, war die Äußere Mongolei nicht in der Lage, Widerstand zu leisten. Die Chinesen drängten sofort auf die Begleichung der ehemaligen chinesischen Schuldforderungen durch die Mongolen und auf die Zahlung einer Entschädigung für die Verluste nach der Revolution von 1911 und für die Zinsen, die in den acht Jahren der mongolischen Autonomie aufgelaufen waren. China war entschlossen, der Äußeren Mongolei denselben Status aufzuzwingen wie der Inneren Mongolei. Das wäre ihm wahrscheinlich auch gelungen, wenn nicht der weißrussische Abenteurer Baron von Ungern-Sternberg in die Äußere Mongolei eingefallen wäre, der im Februar 1921 an der Spitze eines gemischten Truppenverbandes von 5000 Russen, Burjäten, Mongolen und Tibetern Urga einnahm und dadurch dem chinesischen Einfluß in der Äußeren Mongolei ein abruptes Ende bereitete. Es scheint Ungern-Sternbergs Absicht gewesen zu sein, seine Karriere der Verwirklichung von panmongolischen Losungen zu widmen, doch die verrückte Gewalttätigkeit, mit der er verfuhr, machte ihn den Mongolen ebenso verhaßt, wie es die Chinesen gewesen waren. Den Truppen der sowjetischen Roten Armee, die sich im Juli 1921 nach Urga durchkämpften, fiel es deshalb nicht besonders schwer, ihn zu besiegen. Zwischen 1921 und 1924 sicherte eine Interimsregierung, an der sich einige liberale wie auch einige revolutionäre Elemente beteiligten und die weiterhin den Dschebtsundamba Khutukhtu als Staatsoberhaupt anerkannte, in gewissem Maß die Fortführung der Politik der Periode zwischen 1911 und 1917 und milderte den Schock, den der Übergang von einem durch erbliche Fürsten bestimmten zu einem revolutionären Regime mit sich brachte. Nach dem Tod des Khutukhtus im Jahr 1924 wurde jedoch die Entdeckung einer neuen Inkarnation verboten. Im November des gleichen Jahres wurde die Mongolische

Volksrepublik gegründet, und die hartnäckige Herrschaft der erblichen Fürsten und Lamas ging zu Ende.⁵ Die Einberufungen zu einer Revolutionären Volksarmee, die Nationalisierung von Grund und Boden, der Bodenschätze und der anderen natürlichen Reichtümer des Landes und die Schaffung eines staatlichen Außenhandelsmonopols zeigten das Ausmaß des sowjetrussischen Einflusses, der jedoch weniger großtuerisch als die japanische Herrschaft über die Mongolen in der Mandschurei war und sich von der chinesischen Ausbeutung der Inneren Mongolei völlig unterschied. Die wirtschaftliche Aktivität der Chinesen in der Äußeren Mongolei hörte praktisch auf.

Der eigentliche Status der Äußeren Mongolei war jedoch nach wie vor zweideutig, desgleichen die Haltung Rußlands gegenüber seinem Schützling. Dies ergibt sich z.B. aus einer Erklärung, die Tschitscherin, der sowjetische Kommissar für Auswärtige Angelegenheiten, im Jahr 1924 abgab:⁶

»Wir erkennen die Mongolische Volksrepublik als einen Teil der Chinesischen Republik an, aber wir erkennen auch ihre Autonomie in einem so weitreichenden Sinn an, daß wir sie nicht nur in ihren inneren Angelegenheiten als von China unabhängig ansehen, sondern sie auch für fähig halten, eine unabhängige Außenpolitik zu führen.«⁷

Im Oktober 1945 stellte ein Volksentscheid die völlige Unabhängigkeit der Mongolischen Volksrepublik her, die von China im Januar 1946 anerkannt wurde. Im Februar 1946 folgte ein russisch-mongolischer Vertrag über Freundschaft und gegenseitige Hilfe. Die Unabhängigkeit der Äußeren Mongolei wurde im russisch-chinesischen Vertrag vom Februar 1950 erneut bestätigt. Danach unterhielt China eine diplomatische Vertretung in Ulan-Bator (früher Urga). Im Oktober 1961 wurde die Mongolische Volksrepublik Mitglied der Vereinten Nationen.

Die moderne Geschichte der Äußeren Mongolei ist immer noch ziemlich dunkel. Es scheint, daß die Mongolische Volksrepublik zwischen 1925 und 1928 zu einer engeren Anlehnung an China tendierte, aber darauf folgte zwischen 1929 und 1932 eine Wendung in die entgegengesetzte Richtung, die mit einer Periode fieberhafter Sowjetisierung zusammenfiel. Die Religionsverfolgung, die zu dieser Zeit einsetzte, scheint zu einer erfolgreichen Ausrottung der traditionellen lamaistischen Glaubensvorstellungen und religiösen Praktiken geführt zu haben, doch die versuchte Kollektivisierung der Herden erwies sich als ein Fehlschlag, da die Nomaden ihre Tiere lieber schlachteten, als daß sie sie den Kollektiven auslieferten. Der revolutionäre Eifer, mit dem diese Neuerungen durchgeführt wurden, wurde durch das Erscheinen der Japaner in der Mandschurei und der Inneren Mongolei wesentlich beeinträchtigt. Die Beziehungen zwischen der Mongolischen Volksrepublik und Mandschukuo (wo seit 1924 viele Fürsten und Lamas aus der Äußeren Mongolei lebten) verschlechterten sich immer mehr, bis es schließlich zu bewaffneten Auseinandersetzungen kam, die mit dem mongolischen Sieg bei Nomonchan im Sommer 1939 ihren Höhepunkt fanden. Während des Zweiten Weltkrieges

verhielt sich die Äußere Mongolei ruhig, aber im August 1945 bildeten gut ausgerüstete und gut disziplinierte Truppen der Äußeren Mongolei den rechten Flügel eines vereinigten russisch-mongolischen Heeres, das die Japaner in der Inneren Mongolei und der Mandschurei besiegte. Die darauffolgende Anerkennung der Mongolischen Volksrepublik mag teilweise durch die Leistung dieser Truppen veranlaßt worden sein.

Ein namhafter westlicher Kenner der mongolischen Kultur hat die Situation der Äußeren Mongolei mit folgenden Worten charakterisiert: »Die Mongolei entwickelte sich nach dem Krieg und besonders in den frühen fünfziger Jahren zu einem halbmodernisierten Staat, der auf dem Weg zum Besitz einer voll sozialisierten Wirtschaft und Gesellschaft gute Fortschritte machte.«⁸ Heute ist die Mongolische Volksrepublik ein Staat, in dem die Mongolen ihre eigenen Herren sind, in dem aber trotzdem der russische Einfluß die beherrschende Rolle in Handel, industrieller Entwicklung und Verteidigung spielt. Ohne sowjetische Unterstützung würde die Äußere Mongolei wieder eine chinesische Kolonie werden, obwohl es keineswegs sicher ist, daß China gegenwärtig dieses Ziel im Auge hat. Die Regierung der Mongolischen Volksrepublik hält sich eng an das sowjetrussische Vorbild.⁹ Alle Macht liegt bei der Mongolischen Revolutionären Volkspartei, deren höhere Ränge zum größten Teil noch von Russen ausgebildet sind, während die kommende Generation der Parteifunktionäre ihre Ausbildung jetzt an der Suche-Bator-Parteihochschule und an der Tschoibalsan-Staatsuniversität erhält. Die Verwaltung ist in hohem Maß zentralisiert; alle Unternehmungen auf kulturellem und geistigem Gebiet unterliegen der offiziellen Kontrolle und Interpretation. Auf dem Bildungssektor ist der russische Einfluß sehr stark. Die mongolische Sprache wird jetzt mit dem kyrillischen Alphabet geschrieben. Russisch ist die einzige in den Schulen gelehrt Fremdsprache, und während an der Staatsuniversität Russisch, Chinesisch, Mandschurisch, Tibetisch und Englisch gelehrt werden, geht der größte Teil der wenigen Studenten, die im Ausland studieren, nach Moskau und nur sehr wenige nach Peking. Die mongolische Intelligenz ist jedoch überraschenderweise nach wie vor der großen Vergangenheit der Mongolen verhaftet, die auch immer noch einen Gegenstand des modernen Dramas und der wissenschaftlichen Forschung bildet.

Die Äußere Mongolei hat heute viel von ihrer früheren Isolierung verloren. Mit ihren Nachbarn ist sie durch Fluglinien nach Irkutsk and Peking, durch die Transmongolische Eisenbahn, die die Transsibirische Eisenbahn mit dem chinesischen Eisenbahnnetz verbindet, und durch Dampfer auf der Selenga und dem Orchon verbunden. Eine gewisse Isolierung liegt jedoch noch in den begrenzten diplomatischen Kontakten der Republik, die sich auf die anderen kommunistischen Länder und einige neutralistische Staaten, z.B. Indien, Burma und Indonesien, beschränken. In London gibt es einen Geschäftsträger.

Wie es bei allen Entwicklungsländern der Fall ist, hängt auch die Zukunft der Äußeren Mongolei in großem Maß davon ab, ob es ihr gelingt, ihre

Bildungseinrichtungen zu erweitern und ihre Naturschätze möglichst vorteilhaft auszunutzen. Die meisten Mongolen sind immer noch Viehzüchter, die ein nomadisches oder halbnomadisches Leben führen, trotz der staatlichen Planung und Unterstützung von mechanisierter Landwirtschaft, Industrie und Bergbau. Die Äußere Mongolei besitzt gegenüber den meisten asiatischen Ländern den großen Vorteil, unterbevölkert zu sein. Zudem ist nur eine kleine Minderheit der Mongolen zum Leben in der Stadt übergegangen: 150000 in Ulan-Bator, 20000 in Tschobalsan, 10000 in Tsetserlik, 10 000 in Kobdo und 10 000 in Suche- Bator. Gegenwärtig erfreuen sich viele Mongolen eines materiellen Lebensstandards (mit Bildungsmöglichkeiten und medizinischen Einrichtungen in den weniger abgelegenen Gebieten), der sich von dem Lebensstandard in den meisten anderen Teilen Asiens vorteilhaft unterscheidet. Der weitere Fortschritt und die Zukunft der Republik selbst sind unauflösbar mit der weiteren Entwicklung der Beziehungen zwischen China und der Sowjetunion verbunden.

Ein Gebiet, das lange mit der Äußeren Mongolei verbunden war, Urjangchai, von Sibirien im Norden durch das Sajanische Gebirge und von der Äußeren Mongolei im Süden durch den Tannu-ola getrennt, hat sich in einer etwas anderen Richtung entwickelt. Den größten Teil seiner tuwinischen Bewohner bildeten die in den Wäldern lebenden türkischen Rentierzüchter und Jäger, die jedoch von den in den Steppen beheimateten viehzüchtenden Nomaden, deren Kultur vorwiegend mongolisch war, beherrscht wurden. Zwischen 1757 und 1911 war Urjangchai eine entlegene Kolonie des Mandschu-Reiches, die von Uljassutai, dem heutigen Dschabchalan, aus regiert wurde. Die tuwinischen Stammesfürsten waren den Fürsten der Äußeren Mongolei unterstellt, die selbst wieder mandschurische Vasallen waren. Ihren Tribut an Peking zahlten sie in Form von Fellen. Felle waren es auch, die zuerst die Russen, deren Anwesenheit in diesem Gebiet durch den chinesisch-russischen Vertrag von 1860 geregelt wurde, nach Urjangchai lockten. Den Fellhändlern folgten Siedler. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges gab es in Urjangchai wahrscheinlich ungefähr 12 000 Russen im Vergleich zu etwa 56000 Tuwinern.

Nach dem Beispiel der Äußeren Mongolei erklärte Urjangchai im Jahr 1911 seine Unabhängigkeit. Sofort besetzten russische Truppen die Hauptstadt Kysyl, das damalige Bjelozarsk. 1914 wurde Urjangchai russisches Protektorat, 1917/18 wurde ein Sowjetregime errichtet und 1921 die Volksrepublik Tannu-Tuwa und die Tannu-tuwinische Revolutionäre Partei gegründet. Danach war Tannu-Tuwa über zwanzig Jahre ein nominell unabhängiger sowjetischer Satellitenstaat, von Einflüssen aus der Äußeren Mongolei isoliert und einer systematischen Russifizierung ausgesetzt. Am 11. Oktober 1944 wurde Tannu- Tuwa als Tuwinische Autonome Oblast in die Sowjetunion eingegliedert. Die ständig wachsende Zahl der russischen Siedler läßt vermuten, daß das Gebiet bald mehr russisch als tuwinisch sein wird. Infolge seiner beträchtlichen Bodenschätze besitzt es für die sowjetische Wirtschaft eine nicht geringe Bedeutung. Von der

gegenwärtigen Bevölkerung von 172000 Menschen sind ungefähr 80000 Russen. Von diesen leben viele in Kysyl, das 34000 Einwohner hat.¹⁰

20. Sinkiang zur Mandschu-Zeit und unter der Chinesischen Republik

Chinesisch-Turkestan, ein Gebiet von mehr als 1600000 qkm, das in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Sinkiang bekannt wurde, besteht aus zwei verschiedenen Teilen, die voneinander durch das T'ien-schan-Gebirge getrennt werden. Nördlich des T'ien-schan liegt die Dsungarei, die an das russische Siebenstromland und die Mongolei grenzt. Ihre wichtigsten Städte sind Kuldscha am Ili und Urumschi. Südlich des T'ien-schan liegt Kaschgarien, das Land der sechs Städte (*Alty Schahr*): Kaschgar, Jangi-Hissar, Jarkend, Chotan, Utsch-Turfan und Aksu. Im Westen und Norden stößt Kaschgarien an Rußland, im Süden hat es eine gemeinsame Grenze mit Indien und Pakistan (den Nachfolgestaaten von Britisch-Indien) und mit Tibet.

Kennzeichnend für diese Teile Chinesisch-Turkestans ist die Tatsache, daß sie dazu neigten, in ihrer geschichtlichen Entwicklung mitunter ziemlich verschiedene Richtungen einzuschlagen. Die Dsungarei kann in mancher Hinsicht als eine westliche Erweiterung der Mongolei angesehen werden. Im 17. Jahrhundert, am Vorabend der mandschurischen Eroberungen, war sie von den Ölöten oder Westmongolen (mitunter auch Kalmücken genannt) bewohnt, die kulturell und politisch in enger Beziehung zu den Mongolen, ihren Nachbarn im Osten, standen. Auf der anderen Seite war Kaschgarien vorwiegend von türkischen Stämmen (gewöhnlich als Uiguren bezeichnet) bevölkert, deren Religion der Islam war und die das Leben von sesshaften Ackerbauern in den Oasen in der Umgebung der großen Städte führten. Während die Dsungarei nach der Mongolei im Osten blickte, hatte Kaschgarien gewöhnlich enge Beziehungen zu den islamischen Khanaten Zentralasiens im Westen, zu Chiwa, Bucharan und – im 19. Jahrhundert – Kokand. Sowohl zur Han- als auch zur Sung-Zeit hatten die Chinesen ihren Einfluß in die Dsungarei und nach Kaschgarien ausgedehnt. Beide Gebiete bildeten auch einen Teil des von Tschingis Khan im 13. Jahrhundert begründeten mongolischen Reiches. Zur Ming-Zeit blieben diese Distrikte außerhalb des chinesischen Reiches; dies wäre vielleicht auch unter der Mandschu-Dynastie der Fall gewesen, hätte es nicht die Entwicklung der zentralasiatischen Politik Peking unmöglich gemacht, Turkestan zu ignorieren. Die Eroberung Turkestans durch die Mandschus war das Ergebnis der Bildung eines ölötischen Reiches im Verlauf des 17. Jahrhunderts.

Die Ölöten waren eine Gruppe von westmongolischen Stämmen, zu denen die Khoschoten, Torghoten, Dörbeten und Oiraten gehörten. Im frühen 17. Jahrhundert machten diese Stämme eine Periode der Bewegung und Unrast durch. Einer von ihnen, die Torghoten, wanderte nach Westen an die Ufer der Wolga. Ein anderer, die Khoschoten, ließ sich im Kukunor-Gebiet an der

Nordwestgrenze von Tibet nieder, wo er sich unter Guschri Khan und im Bündnis mit dem fünften Dalai Lama die Herrschaft über einen großen Teil von Tibet sicherte und unter den Einfluß des tibetischen Buddhismus kam. Wieder eine andere Gruppe, die Oiraten, erlangten unter der Führung von Khodokhotschin (mitunter *Khungtaidschi* Batur genannt) die Herrschaft über das Gebiet von Urumtschi. Wie die Khoschoten, wurden auch die Oiraten stark vom tibetischen Buddhismus beeinflusst. Viele ihrer jungen Männer gingen zum Studium nach Lhasa.

Zur Zeit seines Todes (um 1653) hatte Khodokhotschin die Macht der Oiraten weit ausgedehnt und sogar diplomatische Beziehungen mit den Russen aufgenommen, von denen er Feuerwaffen erwarb. Er hatte so die Basis geschaffen, von der aus sein Sohn Galdan zwanzig Jahre später damit beginnen konnte, nach dem Vorbild des Reiches Tschingis Khans ein oiratisches Großreich zu errichten. 1673 war Galdan in der Lage, die Führung der Oiraten zu übernehmen. 1677 brachte er viele Khoschoten unter seine Herrschaft und mit ihnen einen großen Teil des Staates, den Guschri Khan geschaffen hatte. 1678 fiel Galdan in Kaschgarien ein. Mit der Besetzung von Hami und Turfan im Jahr 1679 führte er die Eroberung des Gebietes, das später die Bezeichnung Sinkiang erhalten sollte, zu Ende.

Kaschgarien wurde am Vorabend der Eroberung durch Galdan von einer Anzahl islamischer Dynastien beherrscht. Galdan versuchte nicht, die kaschgarische Verwaltung neu zu ordnen, sondern begnügte sich damit, in Jarkend einen oiratischen Gouverneur einzusetzen, dessen Aufgabe die Einziehung der Steuern war. Die Anwesenheit der Oiraten scheint jedoch in der kaschgarischen Politik als Katalysator gewirkt zu haben; sie führte zum Aufstieg der Chodschas, einer Familie, die behauptete, vom Propheten Mohammed abzustammen, und unter Chodscha Hidayatullah Kaschgarien in eine Art islamischer Theokratie unter oiratischer Suzeränität verwandelte.

Der Aufstieg Galdans blieb von den Mandschus nicht unbemerkt. 1677 zog eine Gruppe von Angehörigen des Khoschoten-Stammes zur chinesischen Grenze in Kansu. Nur mit Mühe gelang es dem chinesischen General Tschang Yung, sie am Übertritt auf chinesisches Gebiet zu hindern. Zu diesem Zeitpunkt wütete in China der gegen die Mandschus gerichtete San-fan-Aufstand. Aus diesem Grund wurde Tschang Yung angewiesen, gegen die Ölöten, die den Frieden an der Grenze störten, lediglich Defensivmaßnahmen zu ergreifen. Als im Jahr 1679 Galdan um die Anerkennung seines Reiches durch die Chinesen nachsuchte, schien es, als ob ein chinesisches Eingreifen überhaupt ganz vermieden werden könnte.

In den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts bildeten die Ölöten in den Augen der Chinesen wiederum eine ernsthafte Gefahr. Unter den ostmongolischen Khalkha war ein Bürgerkrieg ausgebrochen, und Galdan zeigte für die Ereignisse im Osten reges Interesse. Bei einem Treffen im Jahr 1686, an dem sowohl die Chinesen als auch Galdan teilnahmen, erklärten sich die Khalkha zu einem

Waffenstillstand bereit. Im folgenden Jahr wurde der Waffenstillstand jedoch gebrochen. Dieses Mal ergriff Galdan aktiv für eine der Khalkha-Gruppen Partei. 1688 besiegte die Partei Galdans ihre Gegner, aber politische Unruhen in der Dsungarei hinderten Galdan daran, seinen Sieg auszunutzen. 1690 kehrte Galdan mit einem großen Heer in die Mongolei zurück, mit dem er offenbar nach Peking marschieren und die Mandschus stürzen wollte. Doch wurde er von einer chinesischen Armee geschlagen und wiederum zum Rückzug gezwungen. Daraufhin beeilte er sich, von den Mandschus einen Waffenstillstand zu erreichen, lehnte aber Kaiser K'ang-his Aufforderung ab, im folgenden Jahr nach Peking zu kommen, um die formelle kaiserliche Vergebung zu erbitten.

Im Jahr 1696 fühlten sich die Mandschus unter K'ang-hi stark genug, um eine dauerhafte Lösung des Ölötenproblems zu suchen. K'ang-hi, der persönlich den mittleren Flügel einer Armee von über 80 000 Soldaten führte, rückte gegen Galdan vor und brachte ihm in der Nähe von Urga eine entscheidende Niederlage bei. Es gelang Galdan, der Gefangennahme durch die Chinesen zu entgehen, aber seine Macht war gebrochen. Er starb im Jahre 1697, noch ehe er sein Schicksal wieder wenden konnte.

Die Oiraten waren nun von ihren Interessen in der Mongolei kuriert. Die Dsungarei selbst hatten die Chinesen allerdings nicht besetzt. Unter Tsewangrabtan, einem Neffen Galdans, der 1696 die Partei der Chinesen ergriffen hatte, wurden die Oiraten noch einmal zu einer zentralasiatischen Großmacht. Sie wandten sich jetzt gegen Tibet, wo 1705 der Khoschoten- Fürst Lhasang Khan in die Fußstapfen Guschri Khans getreten und die beherrschende Figur des Landes geworden war. Tsewangrabtan erkannte richtig, daß die Kontrolle über Tibet die Kontrolle über die tibetische buddhistische Kirche bedeuten würde und damit auch die Möglichkeit, sich bei den buddhistischen Fürsten der Mongolei großen Einfluß zu verschaffen. Dies konnten die Mandschus nicht zulassen. Als die Oiraten im Jahr 1717 von Kaschgarien aus einen gewagten Überfall auf Lhasa unternahmen – sie wählten dabei eine Route durch Westtibet, der später, im Jahr 1951, auch eine Armee der chinesischen Kommunisten folgte –, sah sich K'ang-hi deshalb zum Eingreifen gezwungen. Die Oiraten nahmen Lhasa ein und konnten sich gegen eine chinesische Armee, die 1718 von Sining her anrückte, behaupten. 1720 wurden sie jedoch durch ein stärkeres chinesisches Heer aus der tibetischen Hauptstadt vertrieben.

Während Tsewangrabtan sein tibetisches Abenteuer plante, verwandte er gleichzeitig viel Aufmerksamkeit darauf, die oiratische Herrschaft über Kaschgarien zu festigen, wo die Chodscha-Herrscher nach Galdans Niederlage praktisch unabhängig geworden waren. Zu dieser Zeit erweiterte er auch das oiratische Territorium in Richtung auf den Balchasch- und den Saissang-See, also bis in das Gebiet der späteren russischen Provinz Siebenstromland, wobei er in feindliche Berührung mit den Vorposten der Russen kam.

Während es den Chinesen gelang, die Oiraten aus Tibet zu vertreiben, waren sie trotz zahlreicher Scharmützel an der chinesisch-oiratischen Grenze in Kansu

noch nicht stark genug, in das oiratische Kernland vorzudringen. 1727 starb Tsewangrabtan. 1738/39 erreichten die Chinesen von seinem Sohn und Nachfolger Galdantseren einen Waffenstillstand. Die vorübergehende Einstellung des Krieges brachte dem Oiratenreich eine Periode des Friedens und des inneren Wohlstands, die jedoch wenige Jahre nach Galdantserengs Tod (1745) zu Ende ging. 1750 bildete sich unter den Oiraten eine Partei, die gegen Galdantserengs Sohn und Nachfolger Tsewangdordschi rebellierte. Die Chinesen beschlossen, diese Gelegenheit auszunutzen, um der Bedrohung ihrer Grenzen durch die Oiraten ein für allemal ein Ende zu setzen. Mit Hilfe des Ölötenfürsten Amursana vom Stamm der Khoyit, der mütterlicherseits ein Enkel Tsewangrabtans war, gingen sie 1755 zur Eroberung der Dsungarei über.

Nach anfänglichen Erfolgen wurde das Gros der chinesischen Truppen zurückgezogen und der Prozeß der Konsolidierung Amursana überlassen, der sich prompt zum Oberhaupt des oiratischen Staates erklärte und sich von den Mandschus lossagte. 1756 marschierten die Chinesen wieder in der Dsungarei ein und zwangen Amursana, aus dem Ili-Gebiet zu fliehen. Wieder zogen sich die Chinesen zurück, und wieder erhoben sich die Stämme, um Amursana zu unterstützen. Dieses Mal entsandte der Mandschu- Kaiser K'ien-lung einen seiner besten Generäle, Tschao Hui, der Amursana bald zwang, auf russischem Gebiet Zuflucht zu suchen, wo er an den Pocken starb. Während der Jahre 1757 und 1758 führte Tschao Hui die drastische Befriedung der Dsungarei durch. Er ließ alle potentiellen Rebellen hinrichten und machte deutlich, daß die Chinesen diesmal keine weiteren Unruhen dulden würden. Er schickte auch Gesandte nach Kaschgarien, um die Chodscha-Herrscher zu veranlassen, sich der chinesischen Suzeränität zu unterwerfen.

Einer von Tschao Huis Gesandten wurde vom Herrscher von Jarkend ermordet, ein Akt, den die Chinesen nicht ungestraft lassen konnten. Im Oktober 1758 stieß Tschao Hui mit einem Heer von 3000 Mann in Eilmärschen durch die Wüste von Aksu nach Jarkend vor. Zwar war er zu schwach, um die Zitadelle von Jarkend einzunehmen, doch konnte er sich in einem befestigten Lager in der Nähe festsetzen, wo er unter den Angriffen der Jarkender Truppen auf Verstärkungen wartete. Im Februar 1759 wurde er durch eine chinesische Armee entsetzt, die es ihm bald möglich machte, sowohl Jarkend als auch Kaschgar einzunehmen. Kaschgar fiel im Juli. Tschao Hui verfolgte dann einige der restlichen Anhänger der Chodschas in den Pamir, wobei er viele der Stammesfürsten von Ferghana unter chinesische Suzeränität brachte.

Sobald die Eroberung Turkestans abgeschlossen war, gingen die Chinesen dazu über, eine Verwaltung aufzubauen, die darauf abzielte, den mandschurischen Einfluß zu erhalten, ohne die neuen Territorien in die chinesische Provinzialstruktur einzugliedern. Ein mandschurischer Generalgouverneur wurde eingesetzt, dessen Sitz Kuldscha am Ili war, wo K'ien-lung eine neue Stadt gründete. In Urumtschi und Jarkend residierten Vizegouverneure, die die Aufsicht über die beiden Hauptteile Turkestans führen

sollten. In der Dsungarei waren die Mandschus bestrebt, Ackerbaukolonien zu errichten, besonders im fruchtbaren Ili- Tal, um dadurch die Macht der Nomaden besonders nachhaltig schwächen zu können. Bauern uigurischer Abstammung wurden ermutigt, sich zu diesem Zweck nördlich des T'ien-schan anzusiedeln. In Kaschgarien waren die Mandschus bestrebt, nicht die religiösen Gefühle der Mohammedaner zu verletzen. Der größte Teil der örtlichen Verwaltung wurde in den Händen der lokalen mohammedanischen Führungsschicht belassen, die im Auftrag der Mandschus die Steuern einzog und Recht sprach. Im großen und ganzen wurde Turkestan in den ersten Jahren der chinesischen Herrschaft tüchtig und maßvoll regiert, eine Politik, die dem Land Frieden und Wohlstand brachte.

Während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann die chinesische Herrschaft in Turkestan jedoch zu verfallen, da das Reich überall mit internen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, z.B. dem Opiumkrieg, dem Taiping- und dem Nien-Aufstand. Während dieser Zeit wurden die mohammedanischen Völker Turkestans durch religiöse Bewegungen in Unruhe versetzt, deren Urheber wahrscheinlich die Wahabis waren und die zum Widerstand gegen die Mandschus führten. Die Chodscha-Familie, die sich jetzt in dem aufsteigenden Khanat von Kokand in Ferghana im Exil befand, förderte diese Entwicklung. Kaufleute aus Kokand, die in Kaschgarien Handel trieben, schürten den Aufstand gegen China, während es ihnen gleichzeitig gelang, den kaschgarischen Außenhandel in einem solchen Maß zu beherrschen, daß sich die Chinesen genötigt sahen, ihnen besondere Privilegien zu gewähren und dadurch die Position zu stärken, von der aus diese den mandschurischen Einfluß unterminieren konnten.

Weiter wurden die Mandschus zu dieser Zeit durch das Vordringen der russischen Macht in Zentralasien geschwächt. In dem Jahrzehnt zwischen 1850 und 1860 erhielten die Russen das vertragsmäßige Recht, im Ili-Gebiet und in Kaschgarien Handel zu treiben und sich dort niederzulassen. Gleichzeitig wurde die militärische Macht Rußlands durch die russischen Stützpunkte im Siebenstromland, wie z.B. Wjorny, südlich des Balchasch-Sees immer weiter gegen das Ili-Gebiet vorgetrieben. Alle diese Entwicklungen führten in ganz Chinesisch-Turkestan zu einem Zustand der Unruhe, der in Kaschgarien von den Chodschas ausgenutzt wurde. In den Jahren 1825, 1830, 1846 und 1857 kam es zu Chodscha-Aufständen, die zwar alle von den Mandschus unterdrückt wurden, aber unter immer größeren Schwierigkeiten. Zur gleichen Zeit wurden auch die Mohammedaner in der Dsungarei und in der benachbarten Provinz Kansu mit der chinesischen Herrschaft immer unzufriedener. Ein Zentrum des Aufruhrs stellten die Dunganen dar, eine Volksgruppe, die nach Meinung einiger Gelehrter von gemischt chinesisch-türkischer Herkunft sein soll.

1862 brach unter den Dunganen von Kansu ein größerer Aufstand gegen die Mandschus aus, der schnell auf die Dsungarei übergriff. Die Verbindungswege zwischen China und Kaschgarien wurden abgeschnitten, woraus sich die

Gelegenheit für einen weiteren Aufstand der Chodschas ergab. Anfang 1864 hatten die Chinesen die Kontrolle über den größten Teil von Kaschgarien verloren, das gerade wieder zur Chodscha-Herrschaft zurückkehren wollte. Diese Situation wußte der Kokander Abenteurer Yakub Beg geschickt auszunutzen.

Yakub Beg wurde 1820 im Gebiet von Kokand geboren. Er hatte gegen die Russen gekämpft und war tief in die Kokander Politik hineingezogen worden. Um ihn sich vom Hals zu schaffen, befahl ihm der Herrscher von Kokand zu Beginn des Jahres 1865, sich dem Gefolge Buzurg Khans, des Oberhauptes der Chodscha-Familie, anzuschließen, als diese aus ihrem Kokander Exil nach Kaschgarien zurückkehrte.

Während des Jahres 1865 ermöglichte es Yakub Begs militärische Fähigkeit der Partei Buzurg Khans, die restlichen Stützpunkte der mandschurischen Macht zu beseitigen und die Chodscha-Herrschaft in ganz Kaschgarien zu konsolidieren. Buzurg Khan wurde jedoch bald auf seinen erfolgreichen Untergebenen eifersüchtig und begann, auf dessen Sturz hinzuarbeiten. Es war ein Akt der Selbstverteidigung, daß sich Yakub Beg gezwungen sah, Buzurg Khan gefangenzunehmen und ihn 1867 ins Exil zu schicken. 1873 war Yakub Beg der unumschränkte Herrscher über das gesamte Gebiet südlich des T'ien-schan-Gebirges. Nördlich des T'ien-schan hatte eine Gruppe von dunganischen Stammesangehörigen die Kontrolle über den größten Teil der Dsungarei mit Ausnahme des Ili-Beckens erlangt, das die Russen 1871 besetzt hatten, um, wie sie sagten, den Frieden an ihrer Grenze zu sichern.

Yakub Beg, der die Titel *Ataliq Gazi* (»Vater und Held«) und *Badaulet* (»Liebling des Schicksals«) annahm, machte Kaschgar zur Hauptstadt eines stark islamischen Regimes, das in vieler Hinsicht den in der Chodscha-Zeit im 18. Jahrhundert begründeten Traditionen folgte. Seine Regierung war in höchstem Maß autokratisch. Yakub Beg war sich vollkommen darüber klar, daß seine Herrschaft eine gewisse Unterstützung und Anerkennung durch das Ausland dringend brauchte. Er nahm deshalb diplomatische Beziehungen zum Osmanischen Reich auf und schickte Gesandte nach Konstantinopel, von wo er sich Waffen und Militärberater beschaffen konnte. Desgleichen stellte er, wenn auch vielleicht mit einigem Zögern, Beziehungen zu den Russen wie auch zu den Engländern her. 1872 schloß er mit Baron Kaulbars einen Handelsvertrag zwischen Rußland und Kaschgarien ab, und Anfang 1874 unterzeichnete er einen entsprechenden Vertrag mit Douglas Forsyth, der sich damals auf seiner zweiten Mission in Kaschgarien befand, um im Namen der Regierung von Indien die Möglichkeiten für den Handel mit Zentralasien zu erkunden. Die erste Mission Forsyths hatte 1870 stattgefunden, doch war es damals zu keinem Vertrag gekommen.

Es liegt auf der Hand, daß Yakub Beg hoffte, durch seine Beziehungen zu beiden Großmächten sowohl die Engländer als auch Russen von dem Versuch abzuhalten, sich in den Besitz seines Reiches zu setzen. Ebenso hoffte er

anscheinend, im Fall eines chinesischen Versuches, Kaschgarien wiederzuerobern, auf die Neutralität Rußlands und Englands, wenn nicht sogar auf deren aktive Hilfe für seine Sache, zählen zu können. Als der chinesische Angriff jedoch schließlich kam, wurde ihm keine fremde Hilfe zuteil.

Mit der Rückeroberung Turkestans durch die Chinesen wurde Tso Tsung-t'ang betraut, der 1866 zum Generalgouverneur von Schensi und Kansu ernannt worden war, wo im Jahr 1862 die Aufstände der Mohammedaner begonnen hatten. 1873 hatte Tso sowohl Schensi als auch Kansu befriedet und war nun bereit, Turkestan anzugreifen. Diesem Schritt widersetzte sich jedoch eine Anzahl führender chinesischer Politiker, vor allem Li Hung-tschang. Li war der Überzeugung, daß dieses Vorhaben die chinesischen Kräfte überstieg, und glaubte, daß die Herausbildung einer Reihe von unabhängigen mohammedanischen Staaten dazu beitragen würde, die zentralasiatischen Grenzen Chinas zu schützen. Man war der Meinung, daß die britischrussische Rivalität England und Rußland von Gebieten wie Kaschgarien fernhalten würde. Nur unter einigen Schwierigkeiten konnte sich Tso aus Peking die Erlaubnis verschaffen, mit der Wiedereroberung zu beginnen. Mit der Erlaubnis kam aber sehr wenig wirksame Hilfe. Tso war gezwungen, persönliche Anleihen auf dem Geldmarkt in Schanghai aufzunehmen und selbst Versorgungsquellen für seine Armee zu finden. Um seine Truppen ernähren zu können, befahl er ihnen, Getreide anzubauen. Es gelang ihm auch, zu einem sehr günstigen Preis von den Russen Korn zu kaufen.

Um 1876 hatte Tso den größten Teil der Dsungarei nördlich vom T'ien-schan zurückerobert, ausgenommen natürlich das Gebiet von Kuldscha am Ili, das noch in russischen Händen war. Im Frühling des Jahres 1877 besiegte Tso an der kaschgarischen Grenze die Armee Yakub Begs. Im Mai des gleichen Jahres starb Yakub Beg unter obskuren Umständen. Im Dezember wurde Kaschgar eingenommen, und Anfang 1878 war Yakub Begs Reich vollständig vernichtet. Jetzt erhob sich jedoch das Problem, von den Russen das Ili-Gebiet zurückzugewinnen.

Als die Russen im Jahr 1871 das Ili-Gebiet besetzten, rechtfertigten sie diese Maßnahme mit der Begründung, den Frieden an ihren Grenzen sichern zu müssen. Sie versprachen aber, sich aus dem Ili-Gebiet zurückzuziehen, sobald die Chinesen die Herrschaft über Turkestan wiedererlangt hätten. Im Januar 1879 wurde der mandschurische Diplomat Tsch'ung Hou nach St. Petersburg entsandt, um zu versuchen, die Russen zur Aufgabe des Ili-Gebiets zu überreden. Im Vertrag von Liwadija erklärten sich die Russen damit einverstanden, forderten dafür jedoch einen Preis: Die Chinesen sollten die Kosten ersetzen, die Rußland während der Besetzung entstanden waren; Rußland sollte das obere Tekkes-Tal, einen fruchtbaren Landstrich im Ili-Becken, behalten; ferner sollten den Russen in Chinesisch-Zentralasien kommerzielle und diplomatische Konzessionen eingeräumt werden. Tsch'ung Hous Vertrag wurde in Peking sofort gekündigt, und der Unterhändler entging dem Todesurteil nur

auf Grund einer Intervention der Vertreter der Großmächte in China. Für eine Weile schien es, als ob es China eher auf einen Krieg mit Rußland ankommen lassen wollte, als sich mit ihm über das Ili-Gebiet zu einigen. Eine Krise wurde schließlich durch Tseng Tschu-tse, den chinesischen Gesandten in London, verhindert, der Anfang 1881 ein neues Abkommen mit den Russen unterzeichnete, den Vertrag von St. Petersburg, durch den die Chinesen das Ili-Gebiet wiedergewannen, jedoch den Russen eine überhöhte Entschädigung für ihre Besatzungskosten zahlen mußten.

1880 wurde Tso Tsung-t'ang nach Peking zurückberufen, doch bis zu seinem Tod im Jahr 1885 blieb er ein einflußreicher Berater in turkestanischen Angelegenheiten. Er drängte darauf, daß das rückeroberte Gebiet nicht mehr länger unter indirekter mandschurischer Verwaltung stehen, sondern in eine neue chinesische Provinz umgewandelt werden sollte. Dieser Schritt erfolgte formell am 11. November 1884, als ein kaiserliches Dekret die Schaffung von Sinkiang (*Sin-kiang*), »Neues Territorium«, verkündete. Zur Hauptstadt wurde Urumtschi (*Ti-hua*) bestimmt. Die neue Provinz wurde in vier Bezirke aufgeteilt, die je einem Vizegouverneur (*tao-t'ai*) unterstanden. Die Bezirke wurden in mehr als vierzig Verwaltungsdistrikte gegliedert, die chinesischen Distriktsbeamten unterstellt waren. Alle diese Posten standen jetzt auch Chinesen offen. Bis dahin war Turkestan in sehr starkem Maß ein Reservat der Mandschus gewesen. Der erste Generalgouverneur von Sinkiang war Liu Tschin-t'ang, einer von Tso Tsung-t'angs Generälen. Auf den untersten Ebenen der Verwaltung lagen die Befugnisse größtenteils immer noch in den Händen der Stammesfürsten, die fast in der gleichen Weise, wie sie es in den Tagen von Yakub Beg getan hatten, Steuern einzogen und Recht sprachen. Der chinesischen Herrschaft wurde durch eine ständige Garnison von ungefähr 8000 Soldaten Nachdruck verliehen.

Die Regierung von Sinkiang blieb in der Form, in der sie in den achtziger Jahren aufgebaut worden war, ohne größere Veränderungen bis 1912, als die chinesische Revolution die Provinz erreichte, bestehen. Sie war ein nicht allzu korruptes und, wie viele ausländische Beobachter meinten, nicht allzu hartes Regime, das tolerant gegenüber den einheimischen Sitten und Gebräuchen war und auf der Unterstützung durch die einheimische feudale Führungsschicht beruhte. Die chinesischen Beamten hielten sich von der einheimischen Bevölkerung weit abseits. Die Regierung war nicht in der Lage, radikale soziale und wirtschaftliche Veränderungen zuwege zu bringen. Trotzdem machte die Einbeziehung Sinkiangs in das eigentliche China und die Schaffung der neuen Provinz das Gebiet von Turkestan für Fremde leichter zugänglich, als es zuvor der Fall gewesen war. Einige europäische Missionare ließen sich nun dort nieder. Die Russen eröffneten ein Konsulat in Kaschgar, und seit 1890 residierte dort ein britischer Vertreter, George Macartney, dem die Chinesen im Jahr 1908 den konsularischen Status zubilligten. Macartney gewann in Sinkiang einen ungeheuren Einfluß, der bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1918 andauerte. Dieser Einfluß beruhte nicht auf der physischen Stärke der

Konsulatsschutztruppe, die praktisch nicht vorhanden war, sondern auf Macartneys Persönlichkeit und seinem Verständnis für die Chinesen, das vielleicht von seiner chinesischen Mutter und von seinem Vater, Sir Halliday Macartney, herrührte, der viele Jahre hindurch ein zuverlässiger Berater der chinesischen Gesandtschaft in London gewesen war. Während des letzten Jahrzehnts sahen sich die Chinesen infolge des von Macartney ausgeübten Drucks veranlaßt, formell die Einrichtung der Sklaverei in Sinkiang aufzuheben.

Macartneys persönlicher Einfluß wurde durch keinerlei überwältigenden wirtschaftlichen Einfluß Englands in Sinkiang gestützt. Die Kaufleute aus Britisch-Indien, die sich dem weiten Weg über die schwierigen Pässe des Karakorum gegenübersehen, befanden sich in einer viel ungünstigeren Situation als die russischen Händler. Der russische Vorteil wurde zu Ende des Jahrhunderts noch weiter durch die Tatsache vergrößert, daß die in Kaschgar errichtete Russisch-Asiatische Bank zur Finanzierung des Baus eines Fahrwegs von der russischen Grenze nach Kaschgar beitrug. Die vielleicht einflußreichsten britischen Kaufleute in Sinkiang nach der Niederlage Yakub Begs waren die hinduistischen Geldleiher aus Schikarpur in Indien, die in Jangi-Hissar lebten und deren hohe Zinssätze ihnen von Seiten der kaschgarischen Bevölkerung wenig Liebe einbrachten. Abgesehen von einem kurzen Experiment, das die Central Asiatic Trading Company in den achtziger Jahren unternahm, wurde zur Mandschu-Zeit niemals ein ernstlicher Versuch gemacht, britisch-europäisches Kapital nach Sinkiang zu bringen.

Trotz der Tatsache, daß sich die Chinesen 1881 mit Rußland über das Ili-Gebiet einigten und 1884 die Festlegung der Grenze zwischen dem Territorium Rußlands und der Dsungarei erreichten, stand die Provinz in den Jahren zwischen der Schaffung von Sinkiang und dem Ausbruch der chinesischen Revolution nach wie vor unter der Bedrohung eines russischen Vordringens in diesem Gebiet. In den frühen neunziger Jahren stießen die Russen in den Pamir vor. Durch das britisch-russische Abkommen vom März 1895 wurden sie im Besitz eines großen Teils des dortigen Territoriums bestätigt, das die Chinesen bisher gewöhnlich als ein unter ihrer Souveränität stehendes Gebiet angesehen hatten. Die chinesisch-russische Grenze im Pamir blieb nach 1895 vertraglich nicht festgelegt. De facto einigte man sich allerdings darauf, daß sie der Kette des Sari-kol-Gebirges folgte. Es schien nicht ausgeschlossen zu sein, daß die Russen eine weitere Ausdehnung ihres Territoriums in dieser Gegend versuchen wollten; dies war zumindest eine Folgerung, die man aus der Errichtung eines russischen Postens in Taschkurghan auf der chinesischen Seite der Sari-kol-Kette im Jahr 1899 ziehen konnte.

Trotz ihres starken Interesses an Sinkiang, das so nahe an ihren Grenzen lag, und trotz der beherrschenden Rolle, die sie im Außenhandel dieses Gebietes spielten, sahen die Russen von einem weiteren territorialen Vordringen ab. Möglicherweise wurden sie davon durch die Überzeugung zurückgehalten, daß jede weitere Vorwärtsbewegung in Sinkiang beträchtlichen britischen

Widerstand hervorrufen würde, eine Überlegung, die nach der Unterzeichnung des britisch-russischen Vertrages vom August 1907 noch weiter an Bedeutung gewann. Ohne sich speziell auf Sinkiang zu beziehen, implizierte der Vertrag den Verzicht Rußlands und Englands auf jede provokative Politik in Zentralasien in der Nähe der indischen Grenzen. So kam es, daß beim Ausbruch der chinesischen Revolution im Jahr 1911 die Dsungarei und Kaschgarien immer noch chinesisch waren, obwohl sich viele ausländische Beobachter der zentralasiatischen Politik fragten, wie lange dieser Zustand noch andauern würde.

Im Winter 1911/12 wirkte sich die chinesische Revolution im eigentlichen China auch auf Sinkiang aus. Der mandschurische Gouverneur in Urumtschi, Yüan Ta-hua, vermochte seine Autorität nicht aufrechtzuerhalten. Er sah sich gezwungen, zugunsten Yang Tseng-sins, eines aus Yünnan stammenden Beamten, zurückzutreten, der damals Leiter der Regionalverwaltung von Urumtschi war und die Kontrolle über mohammedanische Truppen ausübte, die ihm persönlich ergeben waren. Angesichts der revolutionären Spannungen sollte es für Yang jedoch nicht leicht sein, die Einheit Sinkiangs zu bewahren. Ili drohte, eine eigene Regierung einzusetzen. Truppen aus der Äußeren Mongolei, die damals versuchte, ihre völlige Unabhängigkeit von China zu erreichen, drangen in das Altai-Gebiet an der Ostgrenze von Sinkiang ein. In vielen Teilen der Provinz, besonders in Kaschgarien, schienen sich chinesische Truppen, die zur Mandschu-Zeit stark unter den Einfluß von Geheimgesellschaften geraten waren, der Kontrolle durch Urumtschi entziehen zu wollen. In Hami (Komul) hatten sich Mohammedaner gegen die Mandschus erhoben und wollten nun offenbar gegen die Republik bewaffnet weiterkämpfen.

All dies bedrohte nicht nur die Einheit von Sinkiang; es machte es auch wahrscheinlich, daß die Russen das Gebiet annektieren oder unter ihren Schutz nehmen würden. In der späteren Mandschu- Zeit hatten die Russen durch ihre Konsuln in Kaschgar und Kuldscha großen Einfluß erlangt. Während der chinesischen Revolution konnten die Russen mit dem Argument, ihre Untertanen schützen zu müssen, die Stärke ihrer Konsulatsschutztruppen stark erweitern. Mitte 1912 waren beinahe 1000 Kosaken in Sinkiang. Hätte Yang Tseng-sin die Kontrolle der Situation ernstlich verloren, hätte diese Vergrößerung der russischen militärischen Macht zumindest zur Errichtung eines zaristischen Protektorats von der gleichen Art wie der des Regimes, das sich zu dieser Zeit in der Äußeren Mongolei herausbildete, geführt.

Yang Tseng-sin behielt die Situation jedoch unter Kontrolle. Im Juni 1912 hatte er sich mit den Revolutionären aus dem Ili-Gebiet geeinigt. Die Bedrohung des Altai durch die Mongolen konnte Yang Ende 1913 dadurch beseitigen, daß er mit russischer diplomatischer Hilfe den Rückzug der mongolischen Truppen und die Stabilisierung der Grenze zwischen der Mongolei und Sinkiang erreichte. Dem Problem der Geheimgesellschaften, die in einigen chinesischen Garnisonen in Kaschgarien Meutereien angezettelt hatten und für verschiedene Angriffe auf

russische Untertanen verantwortlich waren, begegnete Yang mit einer Mischung von Rücksichtslosigkeit, Takt und List. Ende 1912 hatte er seine Autorität bei allen chinesischen Truppen in Kaschgarien durchgesetzt. 1912 gelang es Yang Tseng-sin auch, durch diplomatische Überredung den Aufstand der Mohammedaner in Hami zu beenden.

Als Gouverneur von Sinkiang, als der er auch von Yüan Schi-k'ai, dem Präsidenten der Chinesischen Republik, anerkannt wurde, war Yang Tseng-sin kein Revolutionär und legte keinen großen Enthusiasmus für die Republik an den Tag. Seine Politik bestand darin, Sinkiang als ein mehr oder weniger autonomes Gebiet anzusehen. Die von ihm aufgebaute Verwaltung bewahrte viel von der mandschurischen Praxis und stützte sich auf den unteren Ebenen der Regierung in großem Maß auf die einheimische Führungsschicht. Auf die wichtigen zivilen und militärischen Posten berief er so viele Yünnanesen wie möglich, entweder Verwandte oder vielversprechende junge Männer aus seiner Heimatprovinz. 1916 verlor Yang jedoch einiges von seiner Begeisterung für die Yünnanesen, nachdem einige der von ihm ernannten Männer geplant hatten, ihn zu stürzen: Yang hatte es abgelehnt, für den yünnanesischen *Warlord* Ts'ai Ao Partei zu ergreifen, als dieser gegen Yüan Schi-k'ais Versuch, eine neue Monarchie zu gründen, bewaffneten Widerstand leistete. Sobald Yang Tseng-sin von dem Komplott erfuhr, lud er seine yünnanesischen Beamten zu einem Bankett, bei dem er zwei von ihnen heimtückisch ermorden ließ. Hier wie auch bei anderen Gelegenheiten war Yang sehr darauf bedacht, jeden Angriff auf seine Autorität zu vereiteln. So war es zum Beispiel seine Politik, das gesamte Nachrichtenwesen von Sinkiang, z.B. die Presse und das Telegraphensystem, unter seiner persönlichen Kontrolle zu halten. Desgleichen verbot er uigurische und in den anderen einheimischen Sprachen Sinkiangs geschriebene Zeitungen.

Obwohl Yang in seinen politischen Anschauungen konservativ war, unternahm er während seiner bis 1928 dauernden Herrschaft über Sinkiang eine Reihe von sozialen und wirtschaftlichen Reformversuchen. Er schaffte bestimmte Handelsmonopole ab, einschließlich des Monopols für Seidenraupenzucht. Er verbot die obligatorische Stellung von Beförderungsmitteln für reisende Regierungsbeamte durch die einheimische Bevölkerung. Er versuchte, für die von den Geldleihern geforderten Zinssätze eine Höchstgrenze festzusetzen. Er suchte nach Methoden, um die Provinz wirtschaftlich unabhängig zu machen, und experimentierte erfolglos mit Papiergeld. Hierdurch verursachte er eine ernste Inflation.

In der Außenpolitik ging es Yang vor allem darum, nicht die Russen zu provozieren. So sah er sich einem ernststen Problem gegenüber, als sich im Jahr 1916 die Kasachen gegen ihre Einziehung zum russischen Militär erhoben und mehr als 300 000 von ihnen nach Sinkiang flohen. Mit großer politischer Klugheit gelang es Yang zu erreichen, daß die meisten von ihnen nach Rußland repatriiert werden konnten, wo ihnen eine Amnestie versprochen wurde. Einigen Kasachen erlaubte er, in Sinkiang zu bleiben, wo sie sich neben ihren Stammesgenossen

unter chinesischer Herrschaft ansiedelten. Die Kasachenkrise trug dazu bei, das große Problem der Grenze zwischen Sinkiang und Rußland deutlich zu machen, die in vielen Gegenden, besonders im Ili-Gebiet, die einzelnen ethnischen Gruppen nicht klar voneinander trennte.

Nach dem Ausbruch der russischen Revolution sah sich Yang Tseng-sin einer anderen Krise an seiner Grenze gegenüber, als sich besiegte weißrussische Truppen unter General Anjenkow und seinen Anhängern, alles in allem ungefähr 7000 Personen, nach Sinkiang zurückzogen. Yang versuchte nicht, sie am Betreten der Provinz zu hindern, doch entwaffnete und internierte er sie sofort und stellte somit die Bolschewiken zufrieden, die nun keinen Versuch unternahmen, ihre Gegner auf chinesisches Territorium zu verfolgen. Schließlich erklärten sich die Russen zu einer Amnestie für den größten Teil der Flüchtlinge bereit, die in ihrer Mehrzahl nach Rußland repatriiert wurden.

Eine andere Gruppe von Weißrussen konnte sich Yang jedoch nicht so leicht vom Hals schaffen. Eine Anzahl von Truppen unter General Bastschitsch setzte sich im Altai fest, wo im Jahr 1921 General Nowikow mit ungefähr 3000 Mann zu ihnen stieß. Als sie sich weigerten, Sinkiang zu verlassen, beschloß Yang Tseng-sin, zu ihrer Vertreibung mit den Bolschewiken zusammenzuarbeiten. Im September 1921 zwang eine gemeinsame chinesisch-sowjetische Operation Bastschitsch zum Rückzug in die Äußere Mongolei, womit das Interesse der Behörden von Sinkiang an ihm erlosch. Während sich Yang auf diese Weise einem längeren Aufenthalt von weißrussischen Truppen in Sinkiang widersetzte, stand er russischen Einzelflüchtlingsen, die sich in seinem Herrschaftsbereich für immer niederlassen wollten, durchaus wohlwollend gegenüber, solange sie sich nicht an Verschwörungen gegen die Bolschewiken beteiligten.

Auf dem Gebiet des Außenhandels neigte Sinkiang lange dazu, sich nach Rußland hin zu orientieren, ein Umstand, der eine weitere Erklärung von Yangs Verhalten gegenüber den Bolschewiken bildet, mit denen er 1920 ein Handelsabkommen abschloß. In den Jahren 1924 und 1925 ließ Yang die Eröffnung von fünf russischen konsularischen Vertretungen in Sinkiang zu, einschließlich der Konsulate in Kuldscha und Kaschgar, die seit 1918 geschlossen waren. Als Tschiang K'ai-shek 1927 die diplomatischen Beziehungen mit der UdSSR abbrach, kümmerte sich Yang Tseng-sin nicht darum. Die russischen Konsulate in Sinkiang blieben geöffnet.

1928 erkannte Yang Tseng-sin eine gewisse Verbindung zu den Kuomintang formell an – ein Schritt, den er bisher vermieden hatte – und akzeptierte die Fahne der Kuomintang als Fahne von Sinkiang. Zu dieser Zeit war Yang siebzehn Jahre an der Macht und dachte nun ernstlich daran, sich zurückzuziehen. Einen großen Teil seines Vermögens hatte er auf Konten bei ausländischen Banken überwiesen. Doch bevor er sich aus der aktiven Politik zurückziehen konnte, wurde er von einem seiner eigenen Beamten, Fan Yao-nan, dem Kommissar für Auswärtige Angelegenheiten, ermordet. Fan hoffte, die Regierung übernehmen zu können, aber es gelang ihm nicht, die Unterstützung

der Mehrheit von Yangs früheren Untergebenen zu gewinnen. Fan und seine Anhänger wurden auf Befehl Tsin Schu-jens, des Chefs der Politischen Abteilung von Sinkiang, verhaftet und hingerichtet. Tsin erklärte sich nunmehr selbst zum Gouverneur. Tsin Schu-jen, ebenso wie Yang Tseng-sin ein Beamter der alten Schule, zeigte sich für die Regierung nicht besonders geeignet. Er trieb Vetternwirtschaft. Sein Regime war korrupt und unfähig und konnte sich nicht lange halten. Nach einem Uigurenaufstand, der in Hami ausbrach und dann auf Kaschgarien übergriff, ferner nach einem Angriff von Seiten mohammedanischer Dunganen aus Kansu unter Ma Tsch'ung-ying und einer Meuterei weißrussischer Söldner, die für die Garnison von Urumtschi rekrutiert worden waren, wurde Tsin Schu-jen gestürzt. Seinen Platz nahm nun Scheng Schi-ts'ai ein, ein in der Mandschurei geborener Soldat, der, bevor er nach Sinkiang kam, ein Anhänger des *Warlords* Tschang Hüe-lang gewesen war, mit dem er gegen die Japaner gekämpft hatte. Scheng Schi-ts'ai war ohne Zweifel ein ganz besonders befähigter Soldat, Politiker und Administrator. 1937 gelang es ihm, Angriffe der Dunganen aus Kansu zu vereiteln wie auch Erhebungen der Uiguren niederzuschlagen. Damit sicherte er der Provinz ein hohes Maß an Frieden.

Als junger Mann verbrachte Scheng eine kurze Zeit in Japan, wo er mit dem Kommunismus liebäugelte und sich der Bedrohung bewußt wurde, die die japanischen Expansionsbestrebungen für China darstellten. Von Anfang an schien er in seiner Herrschaft über Sinkiang die Gelegenheit gesehen zu haben, zwei Ziele zu erreichen: die Provinz von japanischen Agenten frei zu halten (zu denen er Ma Tsch'ung-ying und seine Anhänger rechnete) und eine gewisse Verbesserung des Loses der nichtchinesischen Bevölkerung zu erreichen. 1933 erklärte er, daß die Politik seiner Regierung folgende acht Punkte beinhalte: Gleichheit der Nationalitäten; Religionsfreiheit; Agrarreform; Finanzreform; Verwaltungsreform; Erziehung; Aufbau einer Selbstverwaltung; Justizreform. 1935/36 definierte er diese acht Punkte mit der Verkündung seiner »Sechs großen Taktiken« neu, die den Kern der acht Punkte von 1933 sowie den »Antiimperialismus« (d.h. Opposition gegen Japan und die Engländer) und »enge Verwandtschaft mit Sowjetrußland« (d.h. daß Sinkiang mehr auf Rußland als auf die chinesische Zentralregierung blicken würde) umfaßten. Mit den »Sechs großen Taktiken« wurde die Notwendigkeit anerkannt, die chinesische Herrschaft auf die Unterstützung durch die nichtchinesischen Völker zu gründen, die die Mehrheit der Bevölkerung in Sinkiang bildeten. Es wurde ferner anerkannt, daß eine solche Unterstützung ein bedeutendes Maß an sozialer und politischer Reform erforderte.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Scheng Schi-ts'ai in den ersten Jahren seiner Amtszeit wirkliche Reformen eingeführt hat. Seine Regierung war weit weniger korrupt, als es die der Mandschus oder Yang Tseng-sins gewesen waren. Die Bildungseinrichtungen für die nichtchinesische Bevölkerung wurden rasch vermehrt. Die einheimischen Sprachen wurden gefördert; auch in ihnen

gedruckte Zeitungen durften wieder herausgegeben werden. Mit Hilfe einer russischen Anleihe wurde die Währung stabilisiert. Andere Projekte wurden ebenfalls mit russischer Hilfe durchgeführt: Das Nachrichtenwesen wurde verbessert, Fabriken wurden gebaut und eine Raffinerie errichtet, um das Potential des Ölfelds von Karamai in der Nähe von Urumtschi ausnutzen zu können. 1937 kündigte Scheng den Beginn eines Dreijahresplans für wirtschaftliche Entwicklung nach sowjetischem Vorbild an, dem 1941 ein zweiter Dreijahresplan folgte.

Bis 1941 hatte sich Scheng Schi-ts'ai in einem solchen Grad auf die Hilfe Rußlands verlassen, daß Sinkiang in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wohl als russischer Satellit hätte bezeichnet werden können. Nach dem Überfall der Deutschen auf die UdSSR im Jahr 1941 wurde die russische Hilfe jedoch abrupt eingeschränkt. Scheng sah sich daraufhin gezwungen, sich Tschiang K'ai-schek und den Kuomintang zuzuwenden, von denen er bis dahin praktisch unabhängig gewesen war. Dieser Wechsel scheint sich für die liberale Natur seiner Regierung ausgesprochen verhängnisvoll ausgewirkt zu haben. Wieder wurden die Uiguren und die anderen nichtchinesischen Gruppen unterdrückt. Die kommunistischen Berater und Beamten, die bisher einen großen Einfluß besessen hatten, wurden nun interniert. Das gleiche Schicksal erlitten chinesische Zivilbeamte mit liberalen, aber eindeutig nichtkommunistischen Anschauungen. 1944 soll es in Sinkiang über 80000 politische Gefangene gegeben haben.

1943 zogen die Russen ihre restlichen Techniker aus Sinkiang zurück, legten die Ölbohrbrunnen von Karamai still und schlossen die Raffinerie, aus der sie den größten Teil der Maschinen entfernten. Zur gleichen Zeit begann die Kuomintang-Regierung in Tschungking damit, ihre Beamten und Truppen in die Provinz zu entsenden, und unterminierte dadurch die persönliche Macht Scheng Schi-ts'ais. In seiner Verzweiflung versuchte Scheng, wieder den gleichen russischen Schutz zu erhalten, den er bis 1941 besessen hatte, und verhaftete gleichzeitig die Kuomintang-Beamten. Er soll sogar Stalin gebeten haben, Sinkiang in die Sowjetunion aufzunehmen. Die Russen weigerten sich jedoch zu helfen. Scheng, der mit der Aufgabe seiner liberalen Politik im Jahr 1941 die Unterstützung im Land selbst verloren hatte, blieb keine andere Wahl, als Sinkiang an Tschiang K'ai-schek auszuliefern und, um sein Gesicht zu wahren, ein Ministerium in der Tschungking-Regierung anzunehmen.

Die Tatsache, daß die chinesische Zentralregierung zum ersten Mal seit der Machtübernahme durch Yang Tseng-sin im Jahre 1912 Sinkiang wieder unter ihre Kontrolle gebracht hatte, war der nichtchinesischen Bevölkerung durchaus nicht ganz willkommen. Im November 1944 brach im Ili-Gebiet ein Kasachenaufstand aus, der bald auch von den Uiguren unterstützt wurde. In Kuldscha wurde eine Ostturkestanische Republik ausgerufen, die von Urumtschi unabhängig war und den Anspruch erhob, das Recht auf Selbstbestimmung der nichtchinesischen Bewohner von Turkestan zu vertreten. Sie scheint von den Russen eine gewisse Unterstützung erhalten zu haben. Die Kuomintang sahen

sich während des Jahres 1945 nicht in der Lage, sie zu beseitigen. Dementsprechend wurden zwischen Urumtschi und Kuldscha Verhandlungen aufgenommen, die im Sommer 1946 zu einem Kompromiß führten, auf Grund dessen die Führer der Kuldscha-Gruppe in die Urumtschi-Regierung eintraten, jedoch unter der Bedingung, daß nunmehr eine Periode einer liberalen Verwaltungsreform in Sinkiang beginnen sollte. Auf dieser Basis wurde General Tschang Tschü-tschung Vorsitzender der Provinzialregierung in Urumtschi.

General Tschang scheint sich ernsthaft bemüht zu haben, sich an die Bedingungen des Abkommens mit Kuldscha zu halten. Ein neues Grundgesetz für die Provinz wurde verkündet. Steuerschulden wurden erlassen. Politische Gefangene wurden freigelassen. Versuche wurden unternommen, die Finanzen der Provinz in Ordnung zu bringen. General Tschang ging jedoch nicht weit genug, um Kuldscha zufriedenzustellen; auf der anderen Seite war er jedoch Tschiang K'ai-schek, der Tschangs Einfluß zu unterminieren versuchte, fast noch zu liberal. Angesichts des wachsenden Mißtrauens der Kuldscha-Partei unter der Führung von Achmedschan wurde Tschang im Jahre 1947 als Vorsitzender durch Masud Sabri ersetzt, der seit Yakub Beg der erste Nichtchinese (er war Uigure) an der Spitze der Regierung von Sinkiang war. Als extrem konservatives Mitglied einer alten Grundbesitzerfamilie hatte er allerdings nicht so liberale Anschauungen wie General Tschang, der noch weiter in der Provinzialregierung blieb. Der anhaltende Widerstand Achmedschans und die Gefahr eines Bürgerkrieges zwangen die Kuomintang im Dezember 1948, Sabri durch Burchan, einen Nichtchinesen mit weit flexibleren Anschauungen, zu ersetzen. Aber zu dieser Zeit war die Macht der Kuomintang angesichts der wachsenden Stärke der Kommunisten bereits deutlich im Schwinden begriffen. Sowohl die Kuldscha-Gruppe als auch viele Mitglieder der Urumtschi-Regierung, einschließlich General Tschangs, begannen, sich an die Kommunisten anzulehnen. Im September 1949 nahmen Tschang und Vertreter der Kuldscha-Gruppe an der Versammlung des Politischen Volksrates teil, den die Kommunisten nach Peking einberufen hatten. Auf diese Weise ging Sinkiang ohne größere Kämpfe in die Hände der Kommunisten über. Am 17. Dezember 1949 wurde in Sinkiang eine Provisorische Volksregierung eingesetzt.

Die Leichtigkeit, mit der die Kommunisten in den Besitz von Sinkiang gelangten, war zu einem großen Teil das Ergebnis ihrer eindeutigen Politik gegenüber den Minderheiten, in der sich einige von Scheng Schi-ts'ais Ideen aus der Periode der »Sechs großen Taktiken« widerspiegelten und die im Gegensatz zu der Abneigung der Kuomintang-Beamten stand, Nichtchinesen in irgendeiner Weise zu den höheren Regierungsämtern zuzulassen. Obwohl man nicht behaupten kann, daß die chinesischen Kommunisten seit 1949 in irgendeinem wesentlichen Punkte ihre Herrschaft über Sinkiang preisgegeben hätten, waren sie doch sehr darum bemüht, wenigstens den Anschein zu erwecken, daß die Provinz Regionalautonomie besäße. 1954 erklärten sie zum Beispiel das Ili-Gebiet, das Zentrum der Kuldscha-Gruppe, zum Kasachischen Autonomen

Tschou (Distrikt) Ili, und am 1. Oktober 1955 wurde ganz Sinkiang zum Uigurischen Autonomen Gebiet Sinkiang, dessen politische Struktur derjenigen des Autonomen Gebiets Innere Mongolei und des Autonomen Gebiets Kuangsi der Tschuang-Nationalität ähnlich ist.

Kurz nachdem die Kommunisten in den Besitz von Sinkiang gelangt waren, benutzten sie die Provinz als Basis für die chinesische Besetzung Tibets. Von Chotan aus wurde eine Armee nach Westt Tibet gesandt, die die gleiche, durch die Aksai-tschin-Wüste führende Route wählte, die bereits die Oiraten für ihren Angriff auf Lhasa im Jahr 1717 benutzt hatten. Diese Route bauten die Chinesen zu einer Autostraße aus, deren Eröffnung im Jahr 1957 einen wichtigen Abschnitt in der Entwicklung des chinesisch-indischen Grenzstreits kennzeichnete, da die indische Regierung nicht gewillt war, ihren Anspruch auf das Aksai-tschin-Gebiet, durch welches die Route führt, aufzugeben. Der Grenzstreit erreichte ein gefährliches Ausmaß, als im Jahr 1962 in Sinkiang stationierte chinesische Truppen mit indischem Militär zusammenstießen und zur gleichen Zeit die Chinesen an einem anderen Abschnitt der umstrittenen chinesisch-indischen Grenze, der McMahon-Linie, die Tibet von Assam trennt, eine größere militärische Demonstration inszenierten. Zu dem Zeitpunkt, da dieses Kapitel geschrieben wurde (1964), war die Aksai-tschin-Frage noch ungelöst.

Seit 1962 herrscht auch an einem anderen Abschnitt der Grenzen von Sinkiang, nämlich der Grenze zwischen dem russischen und dem chinesischen Territorium im Ili-Gebiet, Unruhe. Ebenso wie in früheren Zeiten ist hier das Problem, daß auf beiden Seiten der Grenze die gleichen ethnischen Gruppen leben, eine Tatsache, die ganz von selbst zu Unruhen führt, vor allem immer dann, wenn die Beziehungen zwischen China und Rußland gespannt sind. In Bezug auf das Ili-Gebiet reagieren die Chinesen besonders empfindlich, da sie der Meinung sind, daß ihr Territorium hier in Wirklichkeit viel weiter nach Norden reichen sollte, als dies gegenwärtig der Fall ist. Die chinesischen Kommunisten haben Landkarten veröffentlicht, auf denen das Gebiet nördlich der Grenze bis zu den Ufern des Balchasch-Sees einschließlich der russischen Stadt Alma-Ata als chinesisches Territorium eingezeichnet ist.

Ein Abschnitt der äußeren Grenze von Sinkiang verursachte in den letzten Jahren weniger Schwierigkeiten, als man hätte annehmen können. Auf der pakistanischen Seite der Grenze besaßen die Behörden von Sinkiang seit langem einen – allerdings ziemlich theoretischen – Anspruch auf den Bergstaat Hunsa, der im 18. Jahrhundert gegenüber China tributpflichtig geworden war und bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts an die Chinesen in Kaschgar eine Art Tribut zahlte. Die chinesischen Kommunisten hätten den chinesischen Anspruch auf das Hunsa-Gebiet leicht wieder geltend machen können, verzichteten jedoch darauf. Im chinesisch-pakistanischen Grenzabkommen vom März 1963 haben sie in jeder Hinsicht ihren Anspruch auf das Hunsa-Gebiet, an dem ihre mandschurischen und republikanischen Vorgänger mit ziemlicher Zähigkeit festgehalten hatten, aufgegeben.

Mit dem Kommen der Kommunisten begann für Sinkiang eine Periode der wirtschaftlichen Entwicklung, die in mancher Hinsicht da fortfuhr, wo Scheng Schi-ts'ais Dreijahresplan aufgehört hatte. Neue Straßen wurden gebaut. Die Eisenbahn wurde von Lantschou in Kansu bis Urumtschi und von dort bis zur russischen Grenze weitergeführt. Eine weitere Linie wurde bis Kaschgar projektiert. Die Ölfelder von Sinkiang, die von den Russen in den vierziger Jahren aufgegeben worden waren, nahmen ihre Produktion wieder auf. Die Kollektivisierung der Ackerbauern und Hirten machte rasche Fortschritte. Schulen und höhere Bildungsanstalten wurden gebaut, wobei man besonderen Nachdruck auf die einheimischen nichtchinesischen Sprachen und Kulturen legte. Die Macht der alten feudalen Stammesfürsten, die die vorhergehenden Regime seit dem Ausbruch der chinesischen Revolution im Jahr 1911 überdauert hatte, wurde ein für allemal gebrochen. Im Gegensatz zu Tibet scheint der einheimische Widerstand gegen all diese Maßnahmen überraschend gering gewesen zu sein.

Anmerkungen

Verzeichnis der in den Anmerkungen und im Literaturverzeichnis gebrauchten Abkürzungen

BABesch Bulletin van de Vereeniging tot Bevoor-
dering der Kennis van de antieke Beschaving
te 'S-Gravenhage

BSOAS Bulletin of the School of Oriental and
African Studies

CAJ Central Asiatic Journal

CAR Central Asian Review

CRAI Académie des inscriptions et belles-lettres
(comptes rendus)

EI Encyclopaedia of Islam. Neuauflage.
Leiden 1960 ff.

HJAS Harvard Journal of Asiatic Studies

JA Journal Asiatique

JNSI Journal of the Numismatic Society of India

JRAS Journal of the Royal Asiatic Society

MDAFA Mémoires de la Délégation Archéologique
Française en Afghanistan

NC Numismatic Chronicle

PA Pacific Affairs

PBA Proceedings of the British Academy

RCAJ Royal Central Asian Journal
(und Vorläufer)

RMM Revue du Monde Musulman

SA *Studia Altaica*. Festschrift für Nikolaus Poppe. Wiesbaden 1957
SJA *Southwestern Journal of Anthropology*
TG W.W. Tarn, *The Greeks in Bactria and India*. 2. Aufl. Cambridge 1951
TP T'oung Pao
ZDMG *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*

Einleitung

1 M.A. Stein, *Innermost Asia: its geography as a factor in history*, in: *The Geographical Journal* 1925, S. 489; vgl. jedoch E. Huntington, *The Pulse of Asia*. London 1907.

2 Zur Frage des Laufs des Amu-darja siehe V.V. Barthold, *Nachrichten über den Aral-See und den unteren Lauf des Amu-darja von den ältesten Zeiten bis zum XVII. Jahrhundert*. Leipzig 1910; B. Spuler, EI, unter »Amu-Darja«.

3 Zur Han-Zeit führte diese Route am Lop-nor vorbei nach Kurla. M.A. Stein, *a.a.O.*, S. 394/395.

4 Diese Angaben verdanke ich dem Bibliothekar der Zoological Society in London.

5 N.M. Przhevalsky, *Mongolia, the Tangut country and the solitudes of northern Tibet*. 2 Bde. London 1876, Bd. I, S. 64. – (Deutsche Übersetzung: N. v. Prschewalski, *Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten und den Wüsten Nordtibets*. Jena 1877.)

6 F.B. Pegolotti, *La Pratica della Mercatura*, hrsg. v. A. Evans. Cambridge (Mass.) 1936.

7 D. Carruthers, *Unknown Mongolia*. 2 Bde. 2. Aufl. London 1914, Bd. II, S. 446.

8 Vgl. u.a.R.B. Ekvall, *Cultural relations on the Kansu-Tibetan border*. Chicago 1939, S. 81.

9 Über die Bevölkerung von Sinkiang im Jahr 1953 und von Sowjet-Zentralasien im Jahr 1959 siehe W.A. Douglas-Jackson, *Russo-Chinese Borderlands*. Princeton

1962, S. 12. Weitere Einzelheiten über die Demographie von Sowjet-Zentralasien bei L. Krader, *Peoples of Central Asia*, S. 171–218.

10 Der größte Teil der Dunganen (jetzt Hui genannt) lebt im Autonomen Gebiet der Hui von Ninghia, in Kansu und in Schensi, während weniger als eine halbe Million in Sinkiang lebt und eine noch geringere Anzahl auf sowjetischem Gebiet. G.F. Hudson, *The Nationalities of China*, in: St. Anthony's Papers, Bd. VII. London 1960, S. 60 nimmt eine Zahl von vier Millionen an. Die sowjetischen Schätzungen liegen dagegen weit höher. Vgl. *The Dungans of China*, in: CAR 1961, S. 201.

11 Die Mongolen teilen sich ungefähr folgendermaßen auf: in der Äußeren Mongolei leben knapp über eine Million, in der Inneren Mongolei und im Barga-Gebiet weniger als zwei Millionen, in der Burjätischen ASSR weniger als 300000. Hierzu kommen 100000 Kalmücken, die 1956 im Kalmückischen Autonomen Gebiet wieder angesiedelt wurden, und eine gleiche Anzahl von Oiraten in Sinkiang.

12 Diese Zahl ist insofern irreführend, als ungefähr zwei bis drei Millionen Tadschiken hinzukommen, die in Afghanistan leben.

13 Als Einführungslektüre seien die folgenden Aufsätze empfohlen: J.L. Myres, *Nomadism*, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 1941; R. Patai, *Nomadism: Middle Eastern and Central Asian*, in: SJA 1951; E.E. Bacon, *Types of Pastoral Nomadism in Central and Southwest Asia*, in: SJA 1954; L. Krader, *Principles and Structures in the Organization of the Asiatic Steppe-Pastoralists*, in: SJA 1955; ders., *Ecology of Central Asian Pastoralism*, in: *International Social Science Journal* 1959.

14 R.B. Ekvall, *a.a.O.*, S. 80–82.

15 B. Laufer, *Chinese Clay Figures*. Chicago 1914, S. 249/250.

Kapitel 1

1 Herodot IV, 11; vgl. E.D. Phillips, *New light on the ancient history of the Eurasian steppe*, in: *American Journal of Archaeology* LXI (1957), S. 269–280.

2 E.D. Phillips, *The Agrippaei of Herodotus*, in: *Artibus Asiae* XXIII (1960), S. 124–128; ders., *The legend of Aristeas: fact and fancy in early Greek notions of East Russia, Siberia and Inner Asia*, in: *Artibus Asiae* XVIII (1955), S. 161–177.

3 Zur Begründung dieser Identifikation vgl. W. Samolin, *Historical ethnography of the Tarim basin before the Turks*, in: *Palaeologia IV* (Tokio 1956), S. 38.

4 Herodot I, 201.

5 Arrian, *Anabasis* III, 27; Strabo XV, 724.

6 Plinius, *Naturalis historia* VI, 92.

7 E. Benveniste, *La ville de Cyreschata*, in: *JA* 1943–1945, S. 163 bis 166.

8 Mit diesem Namen scheint Herodot den Jaxartes zu bezeichnen.

9 Nach Arrian, *Anabasis* VI, 29.

10 R.G. Kent, *Old Persian*. 1953, S. 134.

11 Nicht unbedingt identisch mit der bekannten Stadt Kapisa.

12 Der arabische Astronom al-Biruni, *Chronology of ancient nations*, übers. v. Sachau, S. 121, nennt die Seleukidische Ära »Alexander-Ära«.

13 W.B. Henning, *Zoroaster, Politician or Witch- Doctor*. Oxford 1951.

14 R.G. Kent, *a.a.O.*, S. 144.

15 Der Tribut wurde in Silberbarren gezahlt. Die Maßeinheit war das babylonische Talent, dessen Gewicht 30,024 kg betrug.

16 Herodot gebraucht die altpersische Form des Geschlechtsnamens, Saranges. Der Einheitlichkeit halber folge ich der Praxis der späteren griechischen Autoren und gebrauche die medische Form des Provinznamens, Drangiane.

17 R.G. Kent, *a.a.O.*, S. 144.

18 So Strabo XV, 724; vgl. TG, S. 100.

19 D. Schlumberger, *L'argent grec dans l'empire achéménide*, in: R. Curiel und D. Schlumberger, *Trésors monétaires d'Afghanistan*, S. 3–62.

20 J.-P. Guépin, *Greek coinage and Persian bimetallism*, in: *Jaarboek voor Munt- en Penningkunde XLIX* (1962), S. 1–19.

- 21 Xenophon, *Oikonomikos* IV, 2.
- 22 Vgl. z.B.S.P. Tolstow, *Auf den Spuren der altchoresmischen Kultur*. Berlin 1953, S. 111.
- 23 A.T. Olmstead, *History of the Persian Empire*, S. 146.
- 24 A.T. Olmstead, *a.a.O.*, S. 248.
- 25 J. Lasse, *The irrigation system at Ulḫu*, in: *Journal of Cuneiform Studies* V (1951), S. 21–32.
- 26 G. Caton-Thompson, *Kharga Oasis*, in: *Antiquity* V (1931), S. 221–226, besonders S. 224.
- 27 Xenophon, *Oikonomikos* IV, 23.
- 28 M.N. Tod, *Greek historical inscriptions to the end of the fifth century*. Oxford 1946, S. 12.
- 29 *Historia plantarum* IV, 4, 2.
- 30 B. Laufer, *Sino-Iranica*, S. 539.
- 31 G.M.A. Richter, *Silk in Greece*, in: *American Journal of Archaeology* XXXIII (1929), S. 27–33.
- 32 *Historia animalium* V, 19; 551 b 13.
- 33 Strabo XV, 1, 18.
- 34 Herodot VII, 66. Über die Paktyer siehe H.W. Bailey, *Kusanica*, in: *BSOAS* XIV (1952), S. 430.
- 35 G. Posener, *La première domination perse en Egypte*. Kairo 1936, S. 183; R.G. Kent, *Old Persian Texts*, in: *Journal of Near Eastern Studies* II (1943), S. 302–306, besonders S. 304.
- 36 S.I. Rudenko, *Kul'tura naselenija Gornogo Altaja v skifskoe vremja*. Moskau 1953.
- 37 So bei K. Jettmar, *The Altai before the Turks*, in: *The Museum of Far Eastern Antiquities*, Stockholm: *Bulletin* XXIII (1951), S. 182.

38 C. Trever, *Excavations in Northern Mongolia*. Leningrad 1932.

39 B.V. Head, *The earliest Graeco-Bactrian and Graeco-Indian coins*, in: NC 1906, Abb. I, 8; spätere Verweise in J.-P. Guépin, *Leonine brows and the shadow of Pyrgoteles*, in: BABesch XXXIX (1964), S. 129.

40 Arrian, *Anabasis* IV, 10.

41 Die alten Griechen sahen den Hindukusch als einen Teil des Kaukasus an. Das Gebirge war auch unter seinem Prakrit-Namen Paropamisos bekannt.

42 Die Lage dieses Felsens ist nicht genau bekannt. Eine ähnliche Bergfestung, ohne Zweifel eine von vielen, war während der islamischen Periode der Berg Mugh.

43 W.W. Tarn, *Alexander the Great*, Bd. II, S. 326, nach Plutarch, *Alexander* XLVII.

44 Die Alexandropolis des Isidor von Charax, *Parthian stations*, 19, nach Tarn (TG, S. 470) bei Ghasni gelegen. Doch die Entdeckung der griechischen Inschriften bei Kandahar scheint für die ältere Gleichsetzung mit Arachosien zu sprechen.

45 Eine neue Untersuchung von Alexanders Vormarsch in diesen Gegenden auf Grund der Kenntnis der örtlichen Verhältnisse bei O. Caroe, *The Pathans*, S. 49–55.

46 Nach Diodor XVII, 99, 6 sind alle Meuterer niedergemetzelt worden. Aber Curtius IX, 7, 1–11 behauptet, daß sie ihre Heimat schließlich doch noch erreicht haben.

47 Die gebräuchliche griechische Bezeichnung der Provinzen der iranischen Hochebene von Medien an ostwärts. Es handelt sich vielleicht um die Übersetzung eines persischen Ausdrucks, der nicht mehr belegt ist; z.B. Diodor XIX, 14,1 und in Inschriften der Seleukidenzeit in Nihawend und Bisitun in Iran, erwähnt in L. Robert, *Inscriptions Séleucides de Phrygie et d'Iran*, in: *Hellenica* VII (1949), S. 22–24; Gnomon XXXV, S. 76.

48 Tarn hingegen verwirft die Zahl 23000 und glaubt, daß die wirkliche Anzahl der Meuterer nur 3000 betragen hat. T.G., S. 72.

49 Nach einem Inventar aus den Jahren 311/310 v. Chr. (IG21492) hat sie der Athene Polias solche typisch iranischen Gaben wie ein goldenes *rhyton*

(Trinkhorn) und einen Torques dargebracht. Dafür, daß Roxane Athen persönlich besucht hat, scheint es keinen Beweis zu geben.

50 Plutarch, *Alexander* 62.

51 Nach Strabo XV, 689 wurde Areia teilweise oder ganz an Tschandragupta abgetreten. Diese Angabe wurde übernommen von V.A. Smith, *Asoka*, S. 66; contra E.R. Bevan, *The House of Seleucus*, Bd. I, S. 296; TG, S. 100. Epigraphische Zeugnisse fehlen. Wenn die Maurya Areia gehalten hätten, wäre die Verbindung zwischen den Seleukiden und Baktrien unterbrochen worden.

52 Vgl. jedoch W.W. Tarn, *Two notes on Seleucid history*, in: *Journal of Hellenic Studies* LX (1940), S. 89.

53 W.B. Henning, *The Aramaic inscription of Asoka found at Lampaka*, in: *BSOAS* XIII (1949), S. 80–88.

54 D. Schlumberger, L. Robert u. a., *Une bilingue gréco-araméenne d'Asoka*, in: *JA* CCXLVI (1958), S. 1–48.

55 D. Schlumberger, *Une nouvelle inscription grecque d'Asoka*, in: *CRAI* 22 (22. Mai 1964).

56 W.W. Tarn, *Two notes on Seleucid history*, in: *Journal of Hellenic Studies* LX (1940), S. 84–94.

57 E.T. Newell, *Eastern Seleucid mints*, S. 231–236.

58 L. Robert, *Inscription hellénistique d'Iran*, in: *Hellenica* XI–XII (1960), S. 85–91.

59 Justin XLI, 11,3: »Sermo his inter Scythicum Medicumque medius et utrimque mixtus«; vgl. W.B. Henning, *Mitteliranisch*, in: *Handbuch der Orientalistik* IV, Iranistik. Erster Abschnitt, S. 93.

60 J. Wolski zieht eine jüngere Datierung vor; vgl. *The decay of the Iranian empire of the Seleucids, and the chronology of Parthian beginning*, in: *Berytus* XII (1956/57), S. 35–52. Die neue Andragoras- Inschrift spricht kaum gegen ihn.

61 Eine Übersicht über diese Funde gibt A. Mongait, *Archaeology in the USSR*. Die Elfenbeingegegenstände werden ausführlich behandelt bei M.E. Mason und G.A. Pygočenkova, *Parfiānskie ritony Nisy*. Moskau 1956 (mit einer französischen Einleitung).

- 62 W.B. Henning, *a.a.O.*, S. 27 u. 30; R.N. Frye, *The Heritage of Persia*, S. 148.
- 63 M. Sznycer, *Nouveaux ostraca de Nisa*, in: *Semitica* XII (1962), S. 105–126.
- 64 *The Christian Topography*, hrsg. v. E.O. Winstedt. Cambridge 1909, S. 73/74.
- 65 A. K. Narain, *The Indo-Greeks* will zwei verschiedene Porträts erkennen. Eine gegenteilige Meinung vertritt E.T. Newell, *Eastern Seleucid mints*, S. 248.
- 66 Über die erhaltenen Reste dieser Stadt vgl. B. Dagens, M. Le Berre und D. Schlumberger, *Monuments préislamiques d'Afghanistan*. Paris 1964, S. 69–75.
- 67 Dieser Abschnitt beruht auf Polybios X, 31.
- 68 TG.
- 69 A. K. Narain, *The Indo-Greeks*.
- 70 Die maßgeblichen Münzkataloge für diese Periode sind immer noch P. Gardner, *A Catalogue of the Indian coins in the British Museum. The Greek and Scythic Kings of Bactria* und R.B. Whitehead, *Catalogue of coins in the Punjab Museum, Lahore*. Bd. I: *Indo-Greek coins*.
- 71 A.K. Narain, *a.a.O.*, S. 46 ff.
- 72 A.D.H. Bivar, *The Bactrian treasure of Qunduz*, in: *JNSI* XVII (1955), S. 37–52.

Kapitel 2

- 1 Nicht zu verwechseln mit dem viel späteren Apollodotos II; vgl. D.W. MacDowall und N.G. Wilson, *Apollodoti reges Indorum*, in: *NC* 1960, S. 221–228.
- 2 Prolog XLI.
- 3 *Milindapañha*, übers. v. I.B. Horner. London 1963; *The Questions of King Milinda*, übers. v. T.W. Rhys Davids. Oxford 1890.
- 4 A.K. Narain, *a.a.O.*, S. 42 und Abb. VI.
- 5 Über die Chioniten vgl. XIV, 3,1; über die europäischen Hunnen vgl. XXXI, 2,1.

6 XI, 8,2 (= S. C 511). Die hier gegebene Übersetzung folgt dem berichtigten Text von Vaillant; vgl. G. Haloun, *Zur Üe-tsi-Frage*, in: ZDMG XCI (1937), S. 244, und der Lesung Sacaraucae anstatt Sacaraulae.

7 TG, S. 272 u. 294; JNSI XVII (1955), S. 43.

8 Justin, *Epitoma* XLVII, 1-2.

9 S. Konow, *Kharoshthi Inscriptions* (CII II, T. 1.). Kalkutta 1929, S. 46-49. Nach den interessanten Bemerkungen von A.H. Dani, *Mathura Lion-Capital inscription (a palaeographical study)*, in: Journal of the Asiatic Society of Pakistan V (1960), S. 128-147 wurde die Inschrift erst zu einem späteren Zeitpunkt eingemeißelt. Die Feststellung, daß das Dokument selbst aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. stammt, wird dadurch jedoch nicht berührt.

10 Ptolemaios, *Geographie* VII, 1, 55; *Periplus Maris Erythraei* 38.

11 *Taxila* I, 44-73.

12 A.K. Narain, *a.a.O.*, S. 136.

13 G.K. Jenkins, *Indo-Scythian mints*, in: JNSI XVII (1955), S. 16.

14 Vgl. S. Konow, *Epigraphia Indica* XXI (1932), S. 251; JRAS 1932, S. 949; *Kharoshthi Inscriptions*, S. 71.

15 *Pompei Trogi Fragmenta*, hrsg. v. O. Seel. Leipzig 1956, S. 179.

16 TG, S. 287 u. 533.

17 G. Haloun, *a.a.O.*, S. 252.

18 D. Sinor, *Introduction à l'étude de l'Eurasie centrale*, S. 233.

19 Vgl. R.B. Whitehead, *Notes on the Indo-Greeks*, in: NC 1940, S. 120-122.

20 TG, S. 508-510.

21 Ptolemaios, *Geographie* VI, 11, 6.

22 Auszugsweise zitiert in S. Konow, *Kharoshthi Inscriptions*, LVI, LXII.

23 W. Wright, *Apocryphal Acts of the Apostles*. Bd. II, S. 146 ff.

- 24 Philostratos, *Leben des Apollonios von Tyana* II, XVIII.
- 25 *Indica*, hrsg. v. Sachau, S. 207.
- 26 Bardesanes, *Le livre des lois des pays*, übers. v. F. Nau, 41.
- 27 W.B. Henning, *The Argi and the »Tokharians«*, in: BSOAS IX (1937), S. 564. Eine neuere Zusammenfassung der Ansichten über das »Tocharische« gibt W. Krause, *Tocharisch*, in: Handbuch der Orientalistik, Abt. I, Bd. IV: 3. Abschnitt. Leiden 1955.
- 28 H.W. Bailey, *Kusanica*, in: BSOAS XIV (1952), S. 420; ders., *Languages of the Saka*, in: Handbuch der Orientalistik, Abt. I, Bd. IV: 1. Abschnitt. Leiden 1958, S. 136.
- 29 S. Konow, *On the nationality of the Kushanas*, in: ZDMG LXVIII (1914), S. 99 ff.
- 30 H.W. Bailey, *Languages of the Saka*, S. 131.
- 31 G. Morgenstierne, *Afghanistan*, in: EI.
- 32 W.B. Henning, *The Bactrian Inscription*, in: BSOAS XXIII (1960), S. 47.
- 33 A. Maricq, *La grande inscription de Kaniska*, in: JA 1958, S. 364.
- 34 W.E. van Wijk, *On dates in the Kanishka Era*, in: Acta Orientalia V (Leiden 1926), S. 168–170.
- 35 Vgl. A.D.H. Bivar, *The Kaniska dating from Surkh Kotal*, in: BSOAS XXVI (1963), S. 498–502.
- 36 Gefunden in Lou-lan im Tarim-Becken; vgl. M.A. Stein, *Innermost Asia*, Bd. I, S. 241; Abb. XXX.
- 37 M. Wheeler, *Rome beyond the Imperial Frontiers*. London 1954, S. 175.
- 38 J. Hackin u. a., *Nouvelles recherches archéologiques à Begram*.
- 39 Über Hariti siehe A. Foucher, *L'art gréco-bouddhique de Gandhara*. Bd. II, S. 130. Über Ktesiphon siehe Dio Cassius LXXI, 2,4; Ammianus Marcellinus XXIII, 6, 24.
- 40 A.G. Loundine und J. Ryckmans, *Museon LXXVII* (1964), S. 415.

41 M.A. Stein, *Zorastrian deities on Indo-Scythian coins*, in: *Oriental and Babylonian Record*, August 1887, S. 88; neuere Beobachtungen bei A. Maricq, *La grande inscription de Kaniska*, in: *JA* 1958, S. 421–429.

42 Siehe die im 1. Kapitel, Anm. 58 erwähnte Gorgan-Inschrift.

43 B.N. Mukherjee, *Shah-ji-ki-Dheri casket inscription*, in: *British Museum Quarterly* XXVIII, S. 39–46.

44 T. Watters, *On Yuan Chwang*, S. 270–278; E. Frauwallner, *Die buddhistischen Konzile*, in: *ZDMG* 1952, S. 250–256.

45 D. Schlumberger, *Le temple de Surkh Kotal en Bactriane (III)*, in: *JA* 1955, S. 276.

46 J. Brough, *The Gandhari Dharmapada*. London 1962.

Kapitel 3

1 T. Watters, *On Yuan Chwang*. Bd. I, S. 124.

2 Ed. de Goeje, S. 819; Th. Noeldeke, *Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden*. Leiden 1879, S. 15 ff.

3 E. Honigmann und A. Maricq, *Recherches sur les Res Gestae Divi Saporis*. Brüssel 1953, S. 11 und 98–110.

4 E. Herzfeld, *Kushano-Sasanian coins* (Memoirs of the Archaeological Survey of India XXXVIII). Kalkutta 1930.

5 A.D.H. Bivar, *The Kushano-Sassanian coin series*, in: *JNSI* XVIII (1956), S. 13–42.

6 *Scriptores Historiae Augustae*, Carus 8.

7 *XII Panegyrici Latini*, hrsg. v. Baehrens, S. 288.

8 Vgl. W.M. McGovern, *The early empires of Central Asia*, S. 307 ff.

9 W.B. Henning, *The date of the Sogdian ancient letters*, in: *BSOAS* XII (1948), S. 603.

10 Von W.B. Henning in seiner Untersuchung der Pehlewi-Inschrift, Persepolis, II, in *Corpus Inscriptionum Iranicarum*, Teil III, Bd. II, Mappe III, Einleitung, wo das Datum der Inschrift als 18. Jahr des Schapur gelesen wird und nicht als 48. Jahr, wie in den älteren Editionen.

11 XVI, 9, 4; XVII, 5, 1; XVIII, 6, 22.

12 ZDMG XC (1936), S. 17.

13 N. Fettich, *Le Trouvaille de tombe princière hunnique à Szeged-Nagyszéksós* (Archaeologia Hungarica XXXII). Budapest 1953, S. 105.

14 Vgl. G. Frumkin, *Archaeology in Soviet Central Asia: IV. Tadzhikistan*, in: CAR XIII (1964), S. 176.

15 R.A. Miller, *Accounts of the Western Nations in the history of the Northern Chou dynasty*, S. 11/12.

16 Vgl. R. Curiel, *Le trésor de Tépé Maranjan*, in: R. Curiel und D. Schlumberger, *Trésors monétaires d'Afghanistan*, S. 103 ff.

17 W.M. McGovern, *The early empires of Central Asia*, S. 408.

18 K. Enoki, *On the nationality of the Ephthalites*, in: *Memoirs of the Research Department of the Toyo Bunko* XVIII (1959), S. 22 u. 25.

19 Prokopios, *Kriege* I, 3.

20 Sein tatsächlicher Name war Istämi.

21 D.C. Sarcar, *Three early medieval inscriptions*, in: *Epigraphia Indica* XXXV (1963), S. 45–47.

22 V. Minorsky, *The Turkish dialect of the Khalaj*, in: *BSOAS* X (1940–42), S. 417–437.

23 R. Ghirshman, *Les Chionites-Hephthalites*.

24 Siehe oben Anm. 18.

25 R.A. Miller, *a.a.O.*, S. 11/12.

26 O.M. Dalton, *The Treasure of the Oxus*. 3. Aufl. London 1964, S. 53, Nr. 201.

27 Zum Steigbügel siehe A.D.H. Bivar, *The stirrup and its origins*, in: *Oriental Art*. N.S. I (1953), S. 3–7.

28 Eine etwas modifizierte Chronologie vertritt Lynn White, *Medieval technology and social change*. Oxford 1962, S. 1–38. Whites Untersuchung gibt wertvolle Anregungen, der von ihm vertretenen Chronologie sollte man jedoch nicht in jedem Detail folgen.

29 Das bahnbrechende Werk ist V. Thomsen, *Inscriptions de l'Orkhon déchiffrées*, in: *Mémoires de la Société Finno-Ougrinne* V (1896), S. 1–224.

30 D. Sinor, *Introduction à l'étude de l'Eurasie Centrale*. S. 86–90.

Kapitel 4

1 F.C. Murgotten, *The origins of the Islamic State*. New York 1924, Bd. II, S. 39 u. 139 ff.

2 J. Walker, *Some new Arab-Sassanian coins*, in: *NC* 1952, S. 108 und Abb. IX, 3.

3 H.A.R. Gibb, *The Arab conquest of Central Asia*, S. 66.

4 A. Mongait, *a.a.O.*, S. 290.

5 *a.a.O.*, S. 293.

6 Vgl. E.G. Browne, *A literary history of Persia*. London 1902, Bd. I, S. 247 ff.; W. Bartold, *Turkestan down to the Mongol invasion*, S. 199.

7 Hrsg. v. Malik al-Schu'ira Bahar. Teheran 1314/1935, S. 156 u. 162. Dieser vor kurzem entdeckte anonyme persische Text ist für die frühislamische Periode von großer Bedeutung. Seine Übersetzung in eine westliche Sprache steht noch aus.

8 Über die persischen Gedichte des zur Tahiriden-Zeit lebenden Hanzala von Badghis siehe C.E. Wilson, *The foundation of modern Persian*, in: *BSOAS* II (1921–23), S. 218. Vor der Saffariden-Zeit sind persische Versdichtungen jedoch kaum bezeugt. Der *Tarikh-i Sistan*, S. 209 erwähnt ein persisches Gedicht, welches der Schreiber Muhammad b. Wasif zu Ehren des Ya'qub b. al-Laith rezitiert hat, und behauptet, daß der Gebrauch des Persischen damals neu eingeführt war.

9 Diese Anekdote aus dem *Dschawami'al-Hikayat* des 'Awfi (bereits bei E. Thomas, *Essays on Indian antiquities*. London 1858, Bd. I, S. 317 gedruckt) wird nun durch den *Tarikh-i Sistan*, S. 255 bestätigt.

10 Vgl. J. Walker, *The coinage of the second Saffarid dynasty in Sistan*. New York 1936. Ein Bericht über diese späteren Saffariden-Herrscher liegt uns nun im persischen *Tarikh-i Sistan* vor.

11 W. Barthold, *a.a.O.*, S. 242.

12 E. Denison Ross, *A Qasida by Rudaki*, in *JRAS* 1926, S. 213 ff.

13 Hamdullah Mustawfi Qazvini, *Tarikh-i Guzida*, übers. v. E.G. Browne und R.A. Nicholson. London 1913, Bd. II, S. 78 behauptet, daß Alptigin 16 Jahre in Ghasni regiert hat. Dies ist ohne Zweifel ein Irrtum.

14 O. Pritsak, *Die Karachaniden*, in: *Der Islam* XXX, 2-3 (1952), S. 21/22; ders., *Von der Karluk zu den Karachaniden*, in: *ZDMG* CI (1951), S. 270-300.

15 W. Barthold, *a.a.O.*, S. 255.

16 *Hudud al-'Alam*, übers. v. Minorsky, S. 110.

17 A. Maricq und G. Wiet, *Le minaret de Djam*.

18 Über die Kara-Khitai siehe K.A. Wittvogel und Fêng Chia-sheng, *History of Chinese Society: Liao* (907-1125). Philadelphia 1949, S. 619-674.

Kapitel 5

1 Die frühesten Berichte über Tibet werden bei A. Herrmann, *Das Land der Seide und Tibet im Lichte der Antike*. Leipzig 1938 behandelt.

2 M. Herrmanns, *Die Nomaden von Tibet*. Wien 1949.

3 J.N. Roerich, *The Animal Style among the nomads of northern Tibet*. Prag 1930.

4 Über die Bon-Religion siehe H. Hoffmann, *Quellen zur Geschichte der tibetischen Bon-Religion*, in: *Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz* (1950).

5 Diese beiden Prinzessinnen wurden später als Verkörperungen der Göttin Tara (der Weißen und der Grünen Tara) verehrt. Siehe A. Getty, *The Gods of Northern Buddhism*. 2. Aufl. Oxford 1928, S. 119–124. Die Historizität der nepalesischen Prinzessin wird von G. Tucci angezweifelt, der in ihr eine theologische Konstruktion sieht. Siehe G. Tucci, *The Wives of Sroñ btsan sgam po*, in: *Oriens Extremus* 9,1 (1962), S. 121–126.

6 Das enge Verhältnis zwischen dem kaschmirischen und dem tibetischen Buddhismus wird bei J.N. und P.N. Ganhar, *Buddhism in Kashmir and Ladakh*. Delhi 1956 behandelt.

7 Über die chinesisch-tibetischen Beziehungen in dieser wirren Zeit siehe H.E. Richardson, *Ancient Historical Edicts at Lhasa*. London 1952.

8 Wertvollste Aufschlüsse über die kultur- und religionsgeschichtliche Bedeutung des Swat-Tales bringen die Forschungsergebnisse der Italienischen Archäologischen Mission in Swat, Pakistan. Siehe vor allem G. Tucci, *Preliminary report on an archaeological survey in Swat*, in: *East and West* 9 (1958), S. 279–328 und D. Faccenna, *Preliminary report on the 1963 Excavations at Barama I (Swat-Pakistan)*, in: *East and West* 15 (1964/65), S. 7–23.

9 Abb. 16 zeigt einen Schüler des Padmasambhava im traditionellen Gewand der Tantriker. In seiner rechten Hand hält er den *Vadschra*, den Donnerkeil Indras, der die tantrische Methode symbolisiert, und in seiner linken Hand einen Dolch, der zur Abwehr von Dämonen dient.

10 Der politische Charakter dieses Konflikts wird von G. Tucci, *The Tombs of the Tibetan Kings*. Rom 1950, S. 72 hervorgehoben.

11 G. Tucci, *Tibetan Painted Scrolls*. 3 Bde. Rom 1949, Bd. I, S. 7; Bd. II, S. 737/738.

12 G. Tucci, *Rin c'en bzan po e la rinascite del Buddhismo nel Tibet intorno all mille* = *Indo-Tibetica* Bd. II. Rom 1933.

13 Eine Übersetzung bzw. Teilübersetzung der Biographien Marpas und Milarepas bringen folgende Werke: J. Bacot, *La vie de Marpa le »traducteur«*, = *Buddhica*, 1. Serie, Bd. 7. Paris 1937; B. Laufer, *Milaraspa. Tibetische Texte in Auswahl*. Hagen und Darmstadt 1922; W.Y. Evans-Wentz, *Tibet's great Yogi Milarepa*. London 1928 (Deutsche Ausgabe: *Milarepa, Tibets grosser Yogi*. München-Planegg 1937); H. Hoffmann, *Mi-la ras-pa. Sieben Legenden*. München-Planegg 1950.

Kapitel 6

1 Der Text der *Yassa* ist nicht erhalten geblieben. Er kann nur teilweise nach Erwähnungen in der zeitgenössischen Literatur und der mongolischen Überlieferung rekonstruiert werden. Siehe G. Vernadsky, *The scope and contents of Chingis Khan's Yasa*, in: HJAS 1938; ders., *Juwaini's Version of Chingis Khan's Yasa*, in: Annales de l'Institut Kondakov 1940; C. Alinge, *Mongolische Gesetze*. Leipzig 1934; V.A. Riasanovsky, *Fundamental Principles of Mongol Law*. Tientsin 1937 (2. Aufl. = Indiana University Publications, Uralic and Altaic Series, Bd. 43. Bloomington [Ind.] und Den Haag 1965). Man nahm wahrscheinlich an, daß die *Yassa* denjenigen, die sie handhabten, besondere Autorität verlieh. Hieraus mag sich erklären, weshalb sie teilweise sogar weit außerhalb der Grenzen des Mongolenreichs angewendet wurde. Siehe z.B.A.N. Poliak, *The influence of Chingiz-Khan's Yasa upon the general organization of the Mamluk State*, in: BSOAS 1942.

2 Über den Priester Johannes siehe C.R. Beazley, *The dawn of modern geography*. 3 Bde. Oxford 1897–1906; H. Yule, *Cathay and the way thither*. 4 Bde. London 1913–16; J.K. Wright, *The geographical lore of the time of the Crusades*. New York 1925; A.P. Newton, *Travel and travellers of the Middle Ages*. London 1926; R. Hennig, *Terrae Incognitae*. 4 Bde. Leiden 1936 bis 1939; G.H.T. Kimble, *Geography in the Middle Ages*. London 1938; V. Slessarev, *Prester John; the letter and the legend*. Minneapolis 1959.

3 Die Frauen aus Toghrils Familie waren dazu bestimmt, in der Geschichte der Tschingiskhaniden eine bedeutende Rolle zu spielen. Toghrils Nichte Sorjaqtani heiratete Tolui, den vierten Sohn Tschingis Khans. Sie wurde die Mutter Möngkes, Khubilais und Hülägüs. Hülägüs Frau, Doquz Khatun, war eine Enkelin Toghrils. Sie wurde die Mutter des zweiten Ilkhans von Iran, Abaqa (1265–1281). Abaqa's Sohn Arghun (1284–1291) heiratete die Nichte des Doquz Khatun, Uruq Khatun, die die Mutter von Öldscheitü (1304–1316) wurde. Der kereitische Einfluß am Hof der Ilkhane blieb bis in die Regierungszeit Abu Sa'ids (1316 bis 1335) erhalten.

4 W. Bartold, *a.a.O.*, S. 404.

5 Diese Strategie wird ausführlich analysiert bei O. Lattimore, *The Geography of Chingis Khan*, in: The Geographical Journal 1963.

Kapitel 7

1 Den Titel *Ilkhan* trugen Khane, die als Untergebene des *Khaqan* einen bestimmten *Ulus* (Lehen) regierten. In diesem Sinn wurde er von Hülägü und seinen Nachkommen, die es mit der Anerkennung der Suzeränität der *Khaqane* in der Mongolei oder in China sehr genau nahmen, bis zur Regierungszeit Ghazans (1295–1304) gebraucht. Siehe S. Lane-Poole, *The coins of the Mongols in the British Museum*, S. livlv. Im heutigen Iran wird der Titel *Ilkhan* von den Stammesführern der Qashqai oder Bakhtiari getragen.

2 Eine erschöpfende Untersuchung der mongolisch- koreanischen Beziehungen ist W.E. Henthorn, *Korea: The Mongol Invasions*. Leiden 1963.

3 H. Franke, *Could the Mongol Emperors read and write Chinese?*, in: *Asia Major* 1953.

4 H.F. Schurmann, *Economic Structure of the Yüan Dynasty*. Cambridge (Mass.) 1956, S. 4–6. Über Experimente mit Papiergeld im 14. Jahrhundert siehe H. Franke, *Geld und Wirtschaft in China unter der Mongolen-Herrschaft*. Leipzig 1949; K. Jahn, *Das iranische Papiergeld*, in: *Archiv Orientalní* 1938; W.J. Fischel, *On the Iranian currency ALCHAV of the Mongol period*, in: *JRAS* 1939; M. Husain, *Tughluq Dynasty*. Kalkutta 1963, S. 185–192.

5 Der Buddhismus der Ilkhane war nicht der Lamaismus, der sich später bei den Mongolen der Mongolei ausbreitete, sondern eine synkretistische Form des Mahayana. Siehe B. Spuler, *Die Mongolen in Iran*, S. 180 und K. Jahn, *Kāmalashrī – Rashīd al-Dīn's »Life and Teaching of Buddha«*. A Source for the Buddhism of the Mongol Period, in: *CAJ* 1956.

6 J. Kritzeck, *Ibn-al-Ṭiqṭaqa and the fall of Baghdad*, in: *The World of Islam*, hrsg. v. J. Kritzeck und R. Bayly. London 1959, S. 167/168.

7 A. Waley, *The Travels of an Alchemist*. London 1931, S. 67/68.

8 Daß die Ilkhane die Suzeränität über Kaschmir ausübten, ist nicht allgemein anerkannt. Siehe K. Jahn, *A Note on Kashmir and the Mongols*, in: *CAJ* 1956.

9 D.N. Wilber, *The architecture of Islamic Iran: The Il Khanīd period*. Princeton 1955. Über die anderen Künste siehe A. Upham Pope, *A Survey of Persian Art*. 6 Bde. London 1938/39.

10 Über die Dschalairiden siehe J.B. van Loon, *Ta'rikh-i ḥaikh Uwais*. Den Haag 1954; C. Huart, *Mémoire sur la fin de la dynastie des Ilékaniens*, in: *JA* 1876; H.L.

Rabino, *Coins of the Jala'ir, Kara Koyunlu, Muḥa'ḥa', and Āk Koyunlu Dynasties*, in: NC 1950.

Kapitel 8

1 C. Dawson, *The Mongol Mission*, S. 155.

2 P. Pelliot, *Notes sur l'histoire de la Horde d'Or*. Paris 1950, S. 106.

3 J.A. Boyle, *The History of the World-Conqueror*. Bd. I, S. 267.

4 H.G. Raverty, *The Tabakat-i-Nasiri*. Bd. II, S. 1285/1286.

5 F.A. Ballod (F. Balodis), *Privolžskie Pompei*. Moskau 1923; ders., *Alt-Sarai und Neu-Sarai, die Hauptstädte der Goldenen Horde*, in: Latvijas Universitātes Raksti (Riga) XIII (1926), S. 3–82.

6 A.N. Poliak, *Le caractère colonial de l'État Mamelouk dans ses rapports avec la Horde d'Or*, in: *Revue des études islamiques* 1935, S. 231–248.

7 H.A.R. Gibb, *The travels of Ibn Battuta, A.D. 1325–54*. Bd. II, S. 473/474 u. 478. Vgl. G. Le Strange, *The geographical part of the Nuzhat-al-qulub*. London 1919, S. 251/252.

8 H.A.R. Gibb, *a.a.O.*, Bd. II, S. 515/516 u. 470/471. Über die Beziehungen zwischen Genua und der Goldenen Horde siehe G.I. Bratianu, *Recherches sur le commerce génois dans la mer noire au XIIIe siècle*. Paris 1929.

9 Vermutlich versuchte Dschani Bek Georgien und Aserbeidschan für sich zu behalten. Im Jahr 758 d.H./1357 n. Chr. ließen er und Berdi Bek in Kara-Aghatsch in Südwestgeorgien Münzen prägen. D.M. Lang, *Studies in the numismatic history of Georgia in Transcaucasia*. New York 1955, S. 75/76.

10 Über den russischen Drang nach Osten siehe W.D. Wyman und C.B. Kroeber, *The Frontier in perspective*. Madison (Wis.) 1957; R.J. Werner, *The urge to the sea: the course of Russian history*. Berkeley (Kalif.) 1942; R.H. Fisher, *The Russian fur trade, 1550–1700*. Berkeley 1943; G.V. Lantzeff, *Siberia in the Seventeenth Century. A study of the colonial administration*. Berkeley 1943.

Kapitel 9

1 J. von Hammer-Purgstall, *Geschichte Wassaf's*, S. 141. Dieser und alle folgenden Verweise beziehen sich auf den persischen Text.

2 H.A.R. Gibb, *Ibn Battuta. Travels in Asia and Africa, 1325–1354*. London 1929, S. 174/175.

3 H.G. Raverty, *The Tabakat-i-Nasiri*. Bd. II, S. 1144–1146.

4 E. Haenisch, *Die Geheime Geschichte der Mongolen*, S. 136/137.

5 Die Übersetzung dieses Namens bereitet Schwierigkeiten. Siehe Wassaf, *a.a.O.*, S. 28. Minorsky gibt ihn mit Orqina wieder, siehe *Four Studies in the History of Central Asia*. Bd. I, S. 121.

6 Nach Wassaf, *a.a.O.*, S. 28, wurde er gegen Ende des Jahres 658 d.H./1259/1260 n. Chr. in Almalyk auf den Thron erhoben. 660 d.H. wurden in Buchara in seinem Namen Münzen geprägt. C.M. Fraehn, *Die Münzen der Chane vom Ulus Dschutschis oder von der Goldenen Horde*. St. Petersburg 1832, S. 60.

7 K. Jahn, *Ta'rih-i-Mubarak-i-Gāzānī*. Den Haag 1957, S. 12/13; A.C.M. D'Ohsson, *Histoire des Mongols*. Bd. III, S. 430/431.

8 Wassaf, *a.a.O.*, S. 153.

9 Man hat angenommen, daß Tarmaschirin in Indien eingefallen ist. E. Sarkisyanz, *Geschichte der orientalischen Völker Rußlands bis 1917*, S. 117 behauptet, daß er im Jahr 1327 Delhi erreichte. Diese Ansicht wird von M. Husain, *Tughluq Dynasty*, S. 119 bis 143 verworfen. Die Rolle der Mongolen in der indischen Geschichte ist bisher etwas vernachlässigt worden. Siehe jedoch D. Pal, 'Ala-ud-din Khilji's Mongol Policy, in: *Islamic Culture* 1947; K. Jahn, *Zum Problem der mongolischen Eroberungen in Indien (13.–14. Jahrhundert)*, in: *Akten des vierundzwanzigsten Internationalen Orientalistenkongresses*. München 1957; K. Jahn, *A Note on Kashmir and the Mongols*, in: *CAJ* 1956; A. Ahmad, *Mongol pressure in an alien land*, in: *CAJ* 1961.

10 Sowohl Babur als auch Mirza Muhammad Haidar Dughlat, die beide die Genealogie der Tschaghatai- Khane gekannt haben müssen, behaupten, er sei ein Urenkel von Khizr-Chodscha gewesen. Dies ist jedoch nur schlecht mit der Chronologie in Einklang zu bringen.

11 A.S. Beveridge, *The Bābur-Nāma in English*. Bd. I, S. 160/161.

12 Abu Bakrs General Mir Vali soll angeblich Gilgit und Baltistan erobert haben. Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß er bis Ladakh gekommen ist. Siehe L. Petech, *A study of the Chronicles of Ladakh*. Kalkutta 1939, S. 120.

13 Der Gründer eines berühmten Derwisch-Ordens, Scheich Ahmad Jassavi, wurde in Jassy geboren, wo er auch um 1166 starb. Er wurde von den Osttürken sehr verehrt, und sein Grabmal (von Timur wiederaufgebaut) war stets ein populärer Wallfahrtsort.

14 C.H. Payne, *Jahangir and the Jesuits, with an Account of the Travels of Benedict Goes, etc.* London 1930; C. Wessels, *Early Jesuit Travellers in Central Asia, 1603–1721*. Den Haag 1924.

Kapitel 10

Keine Anmerkungen

Kapitel 11

1 Siehe V.V. Barthold, *Ulugh-Beg*. Leiden 1963, S. 25.

2 J. Aubin, *Comment Tamerlan prenait les villes*, in: *Studia Islamica* XIX (1963).

3 Über Iran im 15. Jahrhundert siehe V. Minorsky, *La Perse au XVe siècle entre la Turquie et Venise* = *Société des études iraniennes et de l'art persan*, Bd. XVIII. Paris 1933; ders., *La Perse au XVe siècle* = *Serie Orientale* Roma, Bd. XVII. Rom 1958; R.M. Savory, *The Struggle for Supremacy in Persia after the death of Timur*, in: *Der Islam* 1964.

4 A.S. Beveridge, *a.a.O.*, Bd. I, S. 258.

5 Ders., Bd. I, S. 300.

6 Ders., Bd. I, S. 283. Für eine detaillierte Darstellung der Mäzenatenrolle eines bestimmten Timuridenherrschers, Mirza Iskandar b. 'Umar Scheich, siehe J. Aubin, *Le mécénat timouride à Chiraz*, in: *Studia Islamica* VIII (1957).

7 Zu den beiden Auffassungen über die letzten Feldzüge Muhammad Schaibanis siehe N. Elias, *An Apocryphal Inscription in Khorasan*, in: *JRAS* 1896 und H.

Beveridge, *Note on the Panjmana Inscription*, in: JRAS 1896. Über die iranische Seite siehe G. Sarwar, *History of Shah Isma'il Safawi*. Aligarh 1939.

8 N. Elias und E. Denison Ross, *A History of the Moghuls of Central Asia*, S. 261.

9 Das Standardwerk ist nach wie vor W. Erskine, *A History of India under the two first Sovereigns of the House of Taimur, Baber and Humayun*. 2 Bde. London 1854, ergänzt durch L.F. Rushbrook Williams, *An Empire Builder of the Sixteenth Century*. London 1918, und R.C. Varma, *The Great Mughal and Transoxiana*, in: *Islamic Quarterly* 1955.

10 J. Briggs, *History of the Rise of the Mahomedan Power in India till the year A.D. 1812*. 4 Bde. Kalkutta 1908–10, Bd. II, S. 276. Die Beziehungen zwischen 'Abdullah und Akbar sind immer noch ungeklärt. Über die indische Seite siehe Abu'l-Fazl, *Akbarnamēh*, übers. v. H. Beveridge. 3 Bde. Kalkutta 1904; V.A. Smith, *Akbar the Great Mogul 1542–1602*. 2. Aufl. Oxford 1919; A.L. Srivastava, *Akbar the Great*. Agra 1962.

11 Siehe R.C. Varma, *Mughal Imperialism in Transoxiana*, in: *Islamic Culture* 1948; B.P. Saksena, *History of Shahjahan of Dihli*. Allahabad 1962, S. 182–209.

Kapitel 12

1 C.N. Seddon, *A Chronicle of the Early Şafawīs, Being the Aḥṣanu't-Tawārīkh of Hasan-i-Rūmlū*. 2 Bde. Baroda 1934, Bd. II, S. 134.

2 Über diese Zeit handelt ausführlich M.B. Dickson, *Shāh Tahmāsb and the Usbeks (the duel for Khurāsān with 'Ubayd Khān: 930–946/1524–1540)*. Ph. D.-Dissertation. Princeton 1958.

3 Ausgezeichnete bibliographische Angaben über die Artillerie im Osmanischen Reich, in Iran und Indien in EI unter ›Barud‹; ›Caldiran‹. Zentralasien wird nicht berücksichtigt, siehe jedoch J. Pulatov und A. Mirkalikov, *K istorii ognestrel'nogo oružija v Srednej Azii*, in: *Materialy po istorii Uzbekistana*. Taschkent 1963 und W.E.D. Allen, *Problems of Turkish Power in the Sixteenth Century*. London 1963, S. 18.

4 'Abdul-Qadir Badauni, *Muntakhabut-al-Tawarikh*, übers. v. G.S.A. Ranking, W.H. Lowe und W. Haig. 3 Bde. Kalkutta 1884 bis 1925. Bd. III, S. 199 u. 210/211.

5 Für eine Einführung in die Kunst der Buchara- Schule siehe N.V. D'jakonovoj, *Sredneaziatskie Miniatury XVI-XVIII vv.* Moskau 1964.

6 Siehe L.I. Rempel', *Architekturnyj ornament Uzbekistana*. Taschkent 1961. Für Abbildungen einiger der besten Bauwerke der Usbekenzeit siehe *Istoričeskie pamjatniki Islama v SSSR*. Taschkent o.J.

7 Siehe A.A. Semenov, *Kul'turnyj uroven' pervych Šejbanidov*, in: *Sovetskoe Vostokovedenie* III (1956), S. 51–59 und A. Schimmel, *Some notes on the cultural activity of the first Uzbek rulers*, in: *Journal of the Pakistan Historical Society*, Juli 1960, S. 149–166.

8 Einen Augenzeugenbericht über den bucharischen Handel zu dieser Zeit verdanken wir dem englischen Kaufmann und Abenteurer Anthony Jenkinson, der Buchara im Jahr 1558 erreichte. Siehe E.D. Morgan und C.H. Coote, *Early Voyages and Travels in Russia and Persia by Anthony Jenkinson and other Englishmen*. 2 Bde. London 1886, Bd. I, S. 87–90.

Kapitel 13

1 Abu'l Ghazi Bahadur Khan, *Shajareh-ye Turk*, übers. v. Le Baron Desmaisons. Bd. II, S. 2.

2 Für eine Einführung in die Frage des Bewässerungswesens unter den Usbeken-Dynastien siehe A.J. Ahmad, *Irrigation in relation to State Power in Middle Asia*, in: *International Studies* 1960.

3 Aus iranischer Sicht ist dieser Zeitraum ausführlich bei L. Lockhart, *Nadir Shah*. London 1938 beschrieben.

4 Anekdoten über Schah Murad bringen J. Malcolm, *History of Persia*. 2 Bde. London 1815, Bd. II, S. 241–261; A. Conolly, *Journey to the North of India, overland from England*. 2 Bde. London 1834, Bd. I, S. 158–163; A. Vambéry, *History of Bokhara*. London 1873, S. 348–362.

5 Siehe *The peoples of southern Turkmenistan and northern Khorasan in the 17th and 18th centuries*, in *CAR* 1960, S. 264 bis 272. Dieser anonyme Aufsatz behandelt jedoch nicht die Zeit von Schah Murad. Mir 'Abdul Karim Bukhari stellt in seinem *Tarikh-i Bukhara*, übers. v. C. Schefer unter dem Titel *Histoire de l'Asie centrale*, S. 142 fest, daß 27000 Familien von Merw nach Buchara gebracht wurden. 1813 wurde die Bevölkerung von Merw auf 3000 Personen geschätzt.

Siehe J.M. Kinneir, *A Geographical Memoir of the Persian Empire*. London 1813, S. 179/180. Für Berichte über Merw im 19. Jahrhundert siehe C. Marvin, *Merv, Queen of the World; and the Scourge of the Man-Stealing Turcomans*. London 1880; E. O'Donovan, *The Merv Oasis*. London 1882.

6 Für weitere Einzelheiten siehe J. Grover, *An Appeal to the British Nation on behalf of Colonel Stoddart and Captain Conolly, now in captivity in Bukhara*. London; J. Wolff, *Narrative of a Mission to Bokhara*. 2 Bde. London 1845; J. Grover, *The Bokhara Victims*. 2. Aufl. London 1845.

Kapitel 14–16

Keine Anmerkungen

Kapitel 17

1 Über die Mongolen unter der Ming-Herrschaft siehe H. Serruys, *A Mongol Settlement in North China at the end of the 16th century*, in: CAJ 1958–59; ders., *Mongols ennobled during the early Ming*, in: HJAS 1959; ders., *The Mongols in China during the Hung- wu period 1368–1398*, in: *Mélanges chinois et bouddhiques* 1959.

2 W. Heissig, *Zur Entstehungsgeschichte der mongolischen Kandjur-Redaktion der Ligdan Khan-Zeit (1628–1629)*, in: SA.

3 Beide wurden in westeuropäische Sprachen übersetzt: C.R. Bawden, *The Mongol Chronicle Altan Tobči*. Wiesbaden 1955; I.J. Schmidt, *Geschichte der Ost-Mongolen und ihres Fürstenhauses, verfaßt von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus*. St. Petersburg 1829 (Neuaufgabe Den Haag 1961). Über den literarischen Hintergrund siehe C. Ž. Žamcarano, *The Mongol Chronicles of the Seventeenth Century*. Wiesbaden 1955; W. Heissig, *Die Familien- und Kirchengeschichtsschreibung der Mongolen*. Bd. I. Wiesbaden 1959; ders., *Mongolische Literatur*, in: *Handbuch der Orientalistik*, Abt. I, Bd. V: 2. Abschnitt. Leiden – Köln 1964, S. 262–266.

4 P. Pelliot, *Chrétiens d'Asie centrale et d'Extrême Orient*, in: TP 1914; H. Cordier, *Le Christianisme en Chine et en Asie centrale sous les Mongols*, in: TP 1917; P. Ratchnevsky, *Die mongolischen Großkhane und die buddhistische Kirche*, in: *Asiatica*. Festschrift Friedrich Weller. Leipzig 1954.

5 E. Obermiller, *Tsong-kha-pa le Pandit*, in: *Mélanges chinois et bouddhiques* 1935.

6 H. Serruys, *Genealogical Tables of the Descendants of Dayan-Qan*. Den Haag 1958, S. 109/110.

7 Für Legenden über die Dschebtsundamba Khutukhtus siehe C.R. Bawden, *The Jebtsundamba Khutukhtus of Urga*. Wiesbaden 1961.

8 Die verschiedenen Namen, mit denen dieses Volk bezeichnet wird, verursachen einige Verwirrung. In diesem Buch wird stets die Bezeichnung »Oiraten« gebraucht. In den Darstellungen der Geschichte Zentralasiens finden sich jedoch oft auch die Namen »Qalmuqen«, »Kalmücken« und »Dsungaren«. Der Name »Dsungaren« kommt von mongolisch *Jegün yar* »Linker Flügel«. Vgl. auch die Bezeichnung »Dsungarei«. Siehe P. Pelliot, *Notes critiques d'histoire kalmouke*. Paris 1960, S. 3–8.

9 Eine ausführliche Untersuchung eines dieser Verhältnisse bringt D.M. Farquhar, *Oirot-Chinese Tribute Relations 1408–1446*, in: SA.

10 Zitiert bei D. Pokotilov, *History of the Eastern Mongols during the Ming Dynasty from 1368 to 1634*. Tschengtu 1947, S. 136. Ergänzend zu diesem Werk siehe W. Franke, *Addenda and Corrigenda to Pokotilov's »History of the Eastern Mongols during the Ming Dynasty«*. Tschengtu 1949.

11 E.F. Timkovsky, *Travels of the Russian mission through Mongolia to China, and Residence in Peking, in the years 1820–21*. 2 Bde. London 1827, Bd. I., S. 436. (Deutsche Ausgabe: G. Timkowski, *Reise nach China durch die Mongolei in den Jahren 1820 und 1821*. 4 Teile. Wien 1826.)

12 C.D. Barkman, *The return of the Torghtus from Russia to China*, in: *Journal of Oriental Studies* (Hongkong). 1955; P. Pelliot, *a.a.O.*, S. 33–38.

13 J.K. Fairbank und S.Y. Têng, *On the Ch'ing tributary system*, in: *HJAS* 1941, S. 158.

14 O. Lattimore, *Nationalism and Revolution in Mongolia*, S. 15/16.

15 G.M. Friters, *Outer Mongolia and Its International Position*, S. 156/157. Noch bis 1911 zog eine chinesische Firma in der Mongolei jährlich 70000 Pferde und eine halbe Million Schafe als Zinszahlung ein. Siehe O. Lattimore, *Studies in Frontier History*, S. 279.

16 G.C. Binstead, *Mongolia*, in: *China Year Book 1919–20*. Hrsg. v. H.T.M. Bell und H.G.W. Woodhead. London 1919, S. 582–586. Über die Reibereien zwischen

den Lamas und den chinesischen Kaufleuten in Urga siehe auch R.A. Rupen, *The city of Urga in the Manchu period*, in: SA, S. 162/163.

17 F. de Filippi, *An Account of Tibet. The Travels of Ippolito Desideri of Pistoia, S.J., 1712–1727*. London 1937; L. Petech, *I Missionari Italiani nel Tibet e nel Nepal*. 7 Bde. Rom 1952; G. Sandberg, *The Exploration of Tibet*. Kalkutta 1904; siehe auch die Bibliographie in A. Lamb, *Britain and Chinese Central Asia*.

18 Als Einführung in die tibetische Kunst kann folgendes Werk dienen: A.B. Griswold, C. Kim und P.H. Pott, *Burma, Korea, Tibet*. London 1964. Siehe auch A.K. Gordon, *The Iconography of Tibetan Lamaism*. New York 1939; dies., *Tibetan Religious Art*. New York 1957; G. Tucci, *Tibetan Painted Scrolls*. 3 Bde. Rom 1949.

19 E.F. Timkovsky, *a.a.O.*, Bd. I, S. 115, 126. Im späten 19. Jahrhundert war Urga eines der Hauptzentren des Buddhismus und eine Rivalin Lhasas als Ausbildungszentrum für Lamas geworden. Diese Entwicklung begann, als der zweite Dschebtsundamba Khutukhtu (1722–1759) in Urga ein theologisches Seminar gründete, das von da an Theologiestudenten aus allen Teilen der Mongolei anzog. Siehe R.A. Rupen, *a.a.O.*, in: SA, S. 160.

20 Pater Armand David, der 1866 schrieb, hatte zum Beispiel über den Bildungsstand der Mongolen ein sehr schlechtes Urteil: »Das einzige Wissen, das diese armen Leute besitzen, besteht in der mehr oder minder guten Kenntnis der Gebetsformeln in einer Sprache, die sie nicht verstehen«. Siehe H.M. Fox, *Abbé David's Diary*. Cambridge (Mass.) 1949, S. 74.

21 Zitiert in J.F. Baddeley, *Russia, Mongolia, China*. Bd. I, S. li-llii.

Kapitel 18

1 S. Turner, *An account of an embassy to the court of the Teshoo Lama in Tibet*. London 1800; C.R. Markham, *Narratives of the mission of G. Bogle to Tibet, and of the journey of T. Manning to Lhasa*. London 1876; S.V.R. Cammann, *Trade through the Himalayas; the early British attempts to open Tibet*. Princeton (New Jersey) 1951.

2 P.L. Mehra, *Tibet and Russian Intrigue*, in: RCAJ 1958; A. Lamb, *Some Notes on Russian Intrigue in Tibet*, in: RCAJ 1959.

3 C. Bell, *The Dalai Lama; Lhasa, 1921*, in: RCAJ 1924, S. 43.

4 H.E. Richardson, *Tibet and its history*, S. 183–223.

5 Eine Einführung in die tibetischen Vorstellungen über Nationalismus ist R.B. Ekvall, *The Tibetan Self-Image*, in: PA 1960. Über die Zeit zwischen 1951 und 1959 siehe G. Ginsburgs und M. Mathos, *Tibet's Administration in the Transition Period, 1951 to 1954* und *Tibet's Administration during the Interregnum, 1954–1959*, in: PA 1959.

Kapitel 19

1 O. Lattimore, *Studies in Frontier History*, S. 277.

2 R.A. Rupen, *Mongolian Nationalism*, in: RCAJ 1958, S. 253/254.

3 Die Mongolen der Mandschurei zur Zeit des Staates Mandschukuo werden kurz behandelt bei F.C. Jones, *Manchuria since 1931*. London 1949, S. 60–68. Das Standardwerk ist O. Lattimore, *The Mongols of Manchuria*. London 1935. Siehe ferner W. Heissig, *Der mongolische Kulturwandel in den Hsingan-Provinzen Mandschukuos*. Wien-Peking 1944. Zahlreiche Aufsätze in PA befassen sich mit den verschiedenen Entwicklungen in den mongolischen Gebieten zwischen den beiden Weltkriegen.

4 Zitiert in G.M. Friters, *Outer Mongolia and Its International Position*, S. 66.

5 Über die Verfassung von 1924 siehe *China Year Book*. Tientsin 1926 und 1928.

6 Eine unschätzbare Quelle für diesen Zeitraum ist Ma Ho-t'ien, *Chinese Agent in Mongolia*. Baltimore 1949.

7 Zitiert in R.A. Rupen, *a.a.O.*, in: RCAJ 1958, S. 165.

8 C.R. Bawden, *Economic Advance in Mongolia*, in: *The World Today*, Juni 1960, S. 259. Siehe auch R.A. Rupen, *Notes on Outer Mongolia since 1945*, in: PA 1955; ders., *Outer Mongolia since 1955*, in: PA 1957; ders., *Inside Outer Mongolia*, in: *Foreign Affairs* 1959; ders., *Outer Mongolia, 1957–1960*, in: PA 1960; C.R. Bawden, *Mongolian Review, October 1965*, in: RCAJ 1965. Über den geographischen Hintergrund siehe Ė. M. Murzaev, *Die Mongolische Volksrepublik. Physisch-geographische Beschreibung*. Gotha 1954; E. Thiel, *Die Mongolei. Land, Volk und Wirtschaft der Mongolischen Volksrepublik*. München 1958; H.J. Wiens, *Geographical limitations to food production in the Mongolian People's Republic*, in: *Annals of the Association of American Geographers* 1951.

9 Für eine Untersuchung der Verfassung der MVR von 1940 siehe J.N. Hazard, *The Constitution of the Mongol People's Republic and Soviet Influences*, in: PA 1948. Nach vorliegenden Schätzungen gehören drei bis vier Prozent der Bevölkerung der Partei an. Siehe R.A. Rupen, *Inside Outer Mongolia*, in: Foreign Affairs 1959, S. 328.

10 Über Tannu-Tuwa ist nur wenig Material zugänglich. Siehe jedoch V.I. Dulov u.a., *Istorija Tuvy*. 2 Bde. Moskau 1964; ferner O. Lattimore, *Outer Mongolia and Urianghai*, in: China Year Book. Schanghai 1939; W. Ballis, *Soviet Russia's Asiatic Frontier Technique: Tana Tuva*, in: PA 1941; W. Kolarz, *The Peoples of the Soviet Far East*. London 1954; V.I. Dulov, *Social'no-ekonomičeskaja istorija Tuvy (XIX-načalo XX v.)*. Moskau 1956. Über die Eindrücke von Reisenden siehe D. Carruthers, *Unknown Mongolia* und O. Mänchen-Helfen, *Reise ins asiatische Tuva*. Berlin 1931. Für eine ausführlichere Beschäftigung mit der Literatur über Tannu-Tuwa siehe V.I. Dulov u.a., *Bibliografija Tuvinskoj Avtonomnoj Oblasti (1774–1958 gg.)*. Moskau 1959.

Kapitel 20

Keine Anmerkungen

Literaturverzeichnis

Das folgende Literaturverzeichnis ist in keiner Weise erschöpfend. Für eine eingehendere Beschäftigung mit dem Themenkreis dieses Buches sei hingewiesen auf R.J. Kerner, *Northeastern Asia; a selected bibliography*. 2 Bde. Berkeley (Kalif.) 1939 und D. Sinor, *Introduction à l'étude de l'Eurasie centrale*. Wiesbaden 1963. Die unten aufgeführten Titel bestehen aus Standardwerken und aus solchen Monographien und Aufsätzen, die die Mitarbeiter für besonders interessant halten. Im allgemeinen werden die in den Anmerkungen gegebenen Titel im Literaturverzeichnis nicht wiederholt. Obwohl das letztere nach Kapiteln angeordnet ist, enthalten einige Bücher Material, das mehr als ein Kapitel betrifft.

Barthold, V.V., *Die geographische und historische Erforschung des Orients mit besonderer Berücksichtigung der russischen Arbeiten*. Leipzig 1913

–, *Zwölf Vorlesungen über die Geschichte der Türken Mittelasiens*. Berlin 1935

–, *Histoire des Turcs d'Asie central*. Paris 1945

–, *La découverte d l'Asie*. Paris 1947

–, *Sočinenija*. 3 Bde. Moskau 1963–65

Codrington, K. de B., *A geographical introduction to the history of Central Asia*, in: *The Geographical Journal* 1944

Franke, O., *Geschichte des chinesischen Reiches*. 5 Bde. Berlin-Leipzig 1930–52

Grønbech, K., The Steppe Region in World History, in: Acta Orientalia. 3 Teile. 1958–60
 Jochelson, W., Peoples of Asiatic Russia. New York 1928
 Krader, L., Peoples of Central Asia. Den Haag 1963
 –, Social organization of the Mongol-Turkic pastoral nomads. Den Haag 1964
 Sarkisyanz, E., Geschichte der orientalischen Völker Rußlands bis 1917. München 1961
 Toynbee, A., A study of history. 12 Bde. London 1934–61

Kapitel 1–5

I. Originalquellen

a) Texte

Für die Geschichte Zentralasiens in vorislamischer Zeit besitzen wir nur verstreute und lückenhafte Quellen. Die wichtigsten Abschnitte der griechischen und lateinischen Autoren sind verzeichnet bei W.W. Tarn, *The Greeks in Bactria and India*, S. 561. Die frühen mohammedanischen Quellen werden behandelt bei W. Barthold, *Turkestan down to the Mongol Invasion*, S. 1–37. Vgl. auch folgende Titel:

Bacot, J., Thomas, F.W. und Toussaint, C., *Documents de Touen-Houang relatifs à l'histoire du Tibet*. Paris 1946
 Beal, S., *Buddhist records of the western world*. London 1884
 Chavannes, E., *Documents sur les Tou-kiue (Turcs) occidentaux*. St. Petersburg 1900
 –, *Les Pays d'Occident d'après le Heou Han Chou*, in: TP Ser. II, Bd. VIII (1907)
 Frye, R.N., *The history of Bukhara*. Cambridge (Mass.) 1954
 Giles, H.A., *The travels of Fa-Hsien*. Cambridge 1923
 Hirth, F., *The story of Chang-Kien, China's pioneer in Western Asia*, in: *Journal of the American Oriental Society* 1917, S. 89–152.
 Hitti, P.K. und Murgotten, F.C., *The origins of the Islamic state*. New York 1916–24
 Liu Mau-Tsai, *Die chinesischen Nachrichten zur Geschichte der Ost-Türken (T'ü-küe)*. 2 Bde. Wiesbaden 1958
 Miller, R.A., *Accounts of the Western Nations in the history of the Northern Chou dynasty*. Berkeley (Kalif.) 1959
 Minorsky, V., *Hudud al-'Alam*. London 1937
 Watson, B., *Records of the grand historian of China*. 2 Bde. New York 1961
 Watters, T., *On Yuan Chwang's travels in India, 629–645 A.D.* London 1904

Wylie, A., Notes on the Western Regions, in: Journal of the Anthropological Institute 1881/82

b) Archäologisches Material

- Ahrens, D., Die römischen Grundlagen der Gandharakunst. Münster 1961
Andrews, F.H., Wall paintings from ancient shrines in Central Asia. London 1948
Bussagli, M., Central Asian Painting. Genf 1961
Dalton, O.M., The Treasure of the Oxus. 3. Aufl. London 1964
Deydier, H., Contribution à l'étude de l'art de Gandhara. Paris 1956
Foucher, A., L'art gréco-bouddhique de Gandhara. 2 Bde. Paris 1905 bis 1922
–, La vieille route de l'Inde de Bactres à Taxila, MDFA I, 2 Bde. Paris 1942–47
Gray, B., Buddhist cave paintings at Tun Huang. London 1959
Hackin, J., Nouvelles recherches archéologiques à Begram (1939–1940), MDFA XI, 2 Bde. Paris 1954
Ingholt, H. und Lyons, I., Gandharan Art in Pakistan. New York 1957
Konow, S., Corpus Inscriptionum Indicarum. Bd. II, Teil 1: Kharoshthi Inscriptions. Kalkutta 1929
Le Coq, A. v., Chotscho. Berlin 1913
–, Die buddhistische Spätantike in Mittelasien. 6 Bde. Berlin 1922–24
–, Auf Hellas Spuren in Ostturkistan. Berlin 1926
Maricq, A. und Wiet, G., Le minaret de Djam, MDFA XVI. Paris 1959
Marshall, J., Taxila. 3 Bde. Cambridge 1951
Mongait, A., Archaeology in the USSR. London 1959
Pelliot, P., Les grottes de Touen-houang. Paris 1922–24
Stein, M.A., Ancient Khotan. 2 Bde. Oxford 1907
–, Serindia. 5 Bde. Oxford 1921
–, Innermost Asia. 4 Bde. Oxford 1928
Tolstow, S.P., Auf den Spuren der altchoresmischen Kultur. Berlin 1953

c) Münzen

- Curiel, R. und Schlumberger, D., Trésors monétaires d'Afghanistan, MDFA XIV. Paris 1953
Gardner, P., Catalogue of the coins in the British Museum: Greek and Scythic kings of Bactria and India. London 1866
Ghirshman, R., Les Chionites-Hephthalites, MDFA XIII. Kairo 1948
Haughton, H.L., The H.L. Haughton Sale Catalogue, Sotheby & Co. London 30th April 1958
Herzfeld, E.E., Kushano-Sasanian coins. (Memoirs of the Archaeological Survey of India XXXVIII). Kalkutta 1930
Sourdel, D., Inventaire des monnaies musulmanes anciennes du Musée de Caboul. Damaskus 1953

Walker, J., A catalogue of the Muhammadan coins in the British Museum, 2 Bde. London 1941–56
 Whitehead, R.B., Catalogue of the coins in the Punjab Museum, Lahore. Bd. I: Indo-Greek coins. Oxford 1914

II. Sekundärliteratur

Altheim, F., Weltgeschichte Asiens im griechischen Zeitalter. 2 Bde. Tübingen 1947/48
 –, Attila und die Hunnen. Baden-Baden 1951
 –, Geschichte der Hunnen. 5 Bde. Berlin 1959–62
 Bacot, J., Introduction à l'histoire du Tibet. Paris 1962
 Barthold, W., Turkestan down to the Mongol Invasion. 2. Aufl. London 1958
 Bataille, G., Notes sur le numismatique des Koushans et des Koushanshahs sassanides, in: Arethuse 1928
 Bivar, A.D.H., The Bactrian Treasure of Qunduz, in: JNSI XVII (1955)
 –, The Kaniška dating from Surkh Kotal, in: BSOAS XXVI (1963)
 Bosworth, C.E., The Ghaznavids. Edinburg 1963
 Bosworth, C.E. und Clauson, G., Al-Xwarazmi on the Peoples of Central Asia, in: JRAS 1965
 Buchthal, H., The Western aspects of Gandhara sculpture, in: PBA XXXI (1945)
 Clauson, G., Ak Beshim – Suyab, in: JRAS 1961
 Debevoise, N.C., A political history of Parthia. Chicago 1938
 Frye, R.N. und Sayili, A.M., Turks in the Middle East before the Seljuks, in: Journal of the American Oriental Society LXIII (1943)
 Frye, R.N., Bukhara. The Medieval Achievement. Norman (Oklahoma) 1965
 Gabain, A. v., Das uigurische Königreich von Chotscho. Berlin 1961
 Gibb, H.A.R., Chinese records of the Arabs in Central Asia, in: BSOAS II (1921–23)
 –, The Arab invasion of Kashgar in 715, in: BSOAS II (1921–23)
 –, The Arab conquest of Central Asia. London 1923
 Giraud, R., L'empire des Turcs célestes: les règnes d'Elterich, Qapghan et Bilgä, 680–734. Paris 1960
 Göbl, R., Die Münzprägung der Kušān von Vima Kadphises bis Bahrām IV., in: Altheim, F. und Stiehl, R., Finanzgeschichte der Spätantike. Frankfurt am Main 1957
 Grousset, R., L'empire des steppes. Paris 1939
 Haloun, G., Zur Üe-tsī Frage, in: ZDMG XCI (1937)
 Hamilton, J.R., Les Ouighours a l'époque des cinq dynasties (907 à 960). Paris 1955
 Henning, W.B., The date of the Sogdian ancient letters, in: BSOAS XII (1947)
 –, The Bactrian inscription, in: BSOAS XXIII (1960)

- Hoffmann, H., *Die Religionen Tibets*. Freiburg-München 1956
- Jettmar, K., *The Altai before the Turks*, in: *Museum of Far Eastern Antiquities*, Stockholm: Bulletin XXIII (1951)
- Lamotte, E., *Histoire du bouddhisme indien*. Löwen 1958
- Laufer, B., *Sino-Iranica*. Chicago 1919
- Mackerras, C.P., *Some Aspects of the History of the Uighur Empire (744–840)*. M. Litt.-Arbeit, unveröffentlicht. Cambridge 1964
- McGovern, W.M., *The early empires of Central Asia*. Chapel Hill 1939
- Maenchen-Helfen, O., *The Yueh-chih problem re-examined*, in: *Journal of the American Oriental Society* LXV (1945)
- Minns, E.H., *The art of the northern nomads*, in: *PBA* XXVIII (1942)
- Minorsky, V., *Tamim ibn Bahr's journey to the Uyghurs*, in: *BSOAS* XII (1948)
- Muir, W., *The Caliphate: its rise, decline and fall*. 4. Aufl. Cambridge 1914
- Narain, A.K., *The Indo-Greeks*, Oxford 1957
- Nazim, M., *The life and times of Sultan Mahmud of Ghazna*. Cambridge 1931
- Phillips, E.D., *The Royal Hordes*. London 1965
- Pritsak, O.I., *Von dem Karluk zu den Karachaniden*, in: *ZDMG* CI (1951)
- , *Die Karachaniden*, in: *Der Islam* XXXI (1953)
- Puech, H., *Le Manichéisme: son fondateur, sa doctrine*. Paris 1949
- Rice, T.T., *The Scythians*. London 1957
- Samolin, W., *East Turkestan to the Twelfth Century*. Den Haag 1964
- Schlumberger, D., *The excavations at Surkh Kotal and the problem of Hellenism in Bactria and India*, in: *PBA* XLVII (1961)
- Smith, V.A., *The early history of India*. 4. Aufl. Oxford 1924
- Snellgrove, D.L., *Buddhist Himālaya*. Oxford 1957
- Soper, A.C., *The Roman style in Gandhara*, in: *American Journal of Archaeology* LV (1951)
- Spuler, B., *Iran in frühislamischer Zeit*. Wiesbaden 1952
- Tarn, W.W., *The Greeks in Bactria and India*. 2. Aufl. Cambridge 1951
- Waddell, L.A., *The Buddhism of Tibet or Lamaism*. London 1934
- Weil, G., *Geschichte der Chalifen*. Heidelberg-Stuttgart 1846–62
- Wheeler, R.E.M., *Romano-Buddhist art: an old problem re-stated*, in: *Antiquity* LXXXIX (März 1949)
- Whitehead, R.B., *Notes on Indo-Greek numismatics*, in: *NC* 1923
- , *Notes on the Indo-Greeks*, in: *NC*, 3 Teile. 1940; 1947; 1950
- Widengren, G., *Mani und der Manichäismus*. Stuttgart 1961

Kapitel 6–8

I. Originalquellen

Boyle, J.A., *The History of the World-Conqueror*. 2 Bde. Manchester 1958

–, The journey of Het'um I, King of Little Armenia, to the court of the Great Khan Möngke, in: CAJ IX (1964)
 Bretschneider, E., Medieval Researches from Eastern Asiatic Sources. 2 Bde. London 1888
 Dawson, H.C., The Mongol Mission. London 1955
 Gibb, H.A.R., The travels of Ibn Battuta, A.D. 1325–54. 2 Bde. Cambridge 1958–62
 Haenisch, E., Die Geheime Geschichte der Mongolen. 2. Aufl. Leipzig 1948
 Hammer-Purgstall, J. v., Geschichte Wassaf's. Wien 1856
 Pelliot, P., Histoire secrète des Mongols. Paris 1949
 Pelliot, P. und Hambis, L., Histoire des campagnes de Gengis Khan. Leiden 1951
 Quatremère, E.M., Histoire des Mongols de la Perse. Paris 1836
 Raverty, H.G., The Tabakat-i-Nasiri. 3 Bde. London 1881–97
 Yule, H., The book of Ser Marco Polo the Venetian. 2 Bde. 3. Aufl. London 1921

II. Sekundärliteratur

Bloch, E., Introduction à l'Histoire des Mongols de Fadl Allah Raschid ed-Din. London 1910
 D'Ohsson, A.C.M., Histoire des Mongols, depuis Tchinguiz-Khan jusqu'à Timour Bey ou Tamerlane. 4 Bde. 2. Aufl. Amsterdam 1852
 Dunlop, D.M., The Karaites of Eastern Asia, in: BSOAS 1944
 Gray, B., Art under the Mongol Dynasties of China and Persia, in: Oriental Art 1955
 Grekov, B. und Iakoubovski, A., La Horde d'Or. Paris 1939
 Grousset, R., L'empire mongol. Paris 1941
 –, Le Conquérant du Monde. Paris 1944
 Haenisch, E., Die Kulturpolitik des mongolischen Weltreichs. Berlin 1943
 Heyd, W., Histoire du commerce du Levant au moyen-âge. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1936
 Howorth, H.H., History of the Mongols, from the 9th to the 19th century. 5 Bde. London 1876–1927
 Krader, L., The Cultural and Historical Position of the Mongols, in: Asia Major 1952
 –, Qan-Qayan and the Beginnings of Mongol Kingship, in: CAJ 1955
 –, Feudalism and the Tatar Polity of the Middle Ages, in: Comparative Studies in Society and History 1958
 Lane-Poole, S., The coins of the Mongols in the British Museum. London 1881
 Martin, H.D., The Rise of Chingis Khan and his conquest of North China. Baltimore 1950
 Olbricht, P., Das Postwesen in China unter der Mongolenherrschaft im 13. und 14. Jahrhundert. Wiesbaden 1954
 Olschki, L., Marco Polo's Asia. Berkeley (Kalif.) 1960

- Pelliot, P., Notes on Marco Polo. 2 Bde. Paris 1959–63
 Schurmann, H.F., Mongolian Tributary Practices of the Thirteenth Century, in: HJAS 1956
 Spuler, B., Die Goldene Horde. Die Mongolen in Russland, 1223–1502. 2. Aufl. Wiesbaden 1965
 –, Die Mongolenzeit. Berlin 1948
 –, Die Mongolen in Iran. 2. Aufl. Berlin 1955
 –, Les Mongols dans l'histoire. Paris 1961
 Vernadsky, G.V., The Mongols and Russia. New Haven 1953
 Vladimirtsov, B.Y., Gengis-Khan. Paris 1948
 –, Le régime social des Mongols: le féodalisme nomade. Paris 1948

Kapitel 9–13

I. Originalquellen

- Beveridge, A.S., The Bābur-Nāma in English. 2 Bde. London 1922
 Burnes, A., Travels into Bokhara. 3 Bde. London 1834
 Desmaisons, Le Baron, Histoire des Mogols et des Tartares. St. Petersburg 1871–74
 Epifanovoj, L.M., Mirza 'Abdul 'Azim Sami: Tarikh- i Salatin-i Mangitiyeh. Moskau 1962
 Elias, N. und Denison Ross, E., A History of the Moghuls of Central Asia. London 1895
 Khanykov, N.V., Bokhara: its Amir and its people. London 1845
 Kononov, A.N., Rodoslovnaja Turkmen. Moskau 1958
 Le Strange, G., Ruy Gonzalez de Clavijo. Narrative of the embassy to the court of Tamerlane at Samarcand, A.D. 1403–1406. London 1928
 Levchine, A. de, Description des hordes et des steppes des Kirghiz-Kazaks. Paris 1840
 Michell, J. und R., The Russians in Central Asia. London 1865
 Neumann, K.F., Reisen des Johannes Schiltberger aus München in Europa, Asia und Afrika von 1394 bis 1427. München 1859
 Sanders, J.H., Tamerlane or Timur the Great Amir. London 1936
 Schefer, C., Histoire de l'Asie centrale. Paris 1876
 –, Relation de l'Ambassade au Kharezm. Paris 1879
 Scherzer, F., Recueil d'itinéraires et de voyages dans l'Asie centrale et l'Extrême Orient. Paris 1878
 Semenov, A.A., Muchimchanovskaja istorija. Taschkent 1957
 Senkowski, J., Supplément à l'histoire générale des Huns, des Turks et des Mogols. St. Petersburg 1824
 Vambéry, A., Die Scheibaniade. Wien 1885

II. Sekundärliteratur

- Barthold, V.V., *Istorija kul'turnoj žizni Turkestana*. Leningrad 1927
–, *Istorija Turkestana*. Taschkent 1922
–, *Four Studies on the history of Central Asia*. Ins Englische übers. v. V. und M. Minorsky. 3 Bde. Leiden 1962/63
Bellew, H.W., *The History of Kashgharia*. Kalkutta 1875
Bouvat, L., *Essai sur la Civilisation Timouride*, in: JA 1926
Cohn-Wiener, E., *Turan. Islamische Baukunst in Mittelasien*. Berlin 1930
Hartmann, M., *Der islamische Orient*. 3 Bde. Berlin 1899–1910
Hill, D. und Grabar, O., *Islamic Architecture and its Decoration, A.D. 800–1500*. London 1964
Hinz, W., *Quellenstudien zur Geschichte der Timuriden*, in: ZDMG 1936
Holdsworth, M., *Turkestan in the Nineteenth Century*. London 1959
Ivanov, P.P., *Očerki po istorii Srednej Azii*. Moskau 1958
Lane-Poole, S., *The Coinage of Bukhara*. London 1882
Majerczak, R., *Renseignements historiques sur les Kazaks ou Kirghizes-Kazaks depuis la fondation de la Horde Kazake jusqu'à la fin du XIX siècle*, in: RMM 1921
Nalivkine, V.P., *Histoire du Khanat de Khokand*. Paris 1889
Oliver, E.E., *The Chaghatai Mughals*, in: JRAS 1888
–, *The Coins of the Chaghatai Mughals*, in: *Journal of the Asiatic Society of Bengal* 1891
Roemer, H.R., *Neuere Veröffentlichungen zur Geschichte Timurs und seiner Nachfolger*, in: CAJ 1956
Shaw, R.B., *The History of the Khojas of Eastern Turkestan, Supplement to the Journal of the Asiatic Society of Bengal* 1897
Vambéry, A., *Geschichte Bochara's*. Stuttgart 1872
Vjatkin, M., *Očerki po istorii Kazachskoj SSR*. Leningrad 1941
Winner, T.G., *The Oral Art and Literature of the Kazakhs of Russian Central Asia*. Durham (North Carolina) 1958
Zimine, L., *Les exploits d'emîrzâdé 'Omar Cheikh, fils du Timour, à Kashghar, en Ferghana et en Mongolie*, in: RMM 1914

Kapitel 14 und 16

- Allworth, E., *Central Asia. A Century of Russian Rule*. Columbia 1965
Bennigsen, A. und Quelquejay, C., *The evolution of the Muslim nationalities of the USSR and their linguistic problems*. London 1961

- , Les Mouvements Nationaux chez les Musulmans de Russie. Bd. I: Le Sultangalievisme au Tatarstan. Paris 1960; Bd. II: La Presse et les Mouvements Nationaux chez les Musulmans de Russie avant 1920. Paris 1964
- Caroe, O.K., Soviet Empire: The Turks of Central Asia and Stalinism. London 1955
- Carrère d'Encausse, H., Reforme et Révolution chez les musulmans de l'Empire russe (Bukhara, 1867–1924). Paris 1965
- Castagné, J., Le Bolchevisme et l'Islam, in: RMM 1922
- Hostler, C.W., Turkism and the Soviets. London 1957
- Kirimal, E., Der nationale Kampf der Krimtürken. Emsdetten 1952
- Mende, G. v., Der nationale Kampf der Rußland-Türken. Berlin 1936
- Park, A.G., Bolshevism in Turkestan, 1917–1927. New York 1957
- Pipes, R., The formation of the Soviet Union. Cambridge 1954
- , Muslims of Central Asia, in: Middle East Journal 1955
- Sokol, E.D., The Revolt of 1916 in Russian Central Asia. Baltimore 1953
- Spuler, B., Die Wolga-Tataren und Bashkiren unter russischer Herrschaft, in: Der Islam 1949
- Wheeler, G., Racial Problems in Soviet Muslim Asia. London 1960
- , A Modern History of Soviet Central Asia. London 1964
- Zenkowsky, S.A., Kulturkampf in Pre-revolutionary Central Asia, in: The American Slavic and East European Review 1955
- , A Century of Tatar Revival, a.a.O. 1953
- , Pan-Turkism and Islam in Russia. Cambridge (Mass.) 1960

Kapitel 15

- Capus, G., A travers le Royaume de Tamerlan. Paris 1892
- Curzon, G.N., Russia in Central Asia in 1889 and the Anglo-Russian Question. London 1889
- Junge, R., Das Problem der Europäisierung orientalischer Wirtschaft, dargestellt an den Verhältnissen der Sozialwirtschaft von Russisch-Turkistan. Weimar 1915
- Khalfin, N.A., Russia's Policy in Central Asia 1857–68. London 1965
- Krafft, H., A travers le Turkestan Russe. Paris 1902
- Krahmer, G., Russland in Mittelasien. Leipzig 1898
- Lansdell, H., Russian Central Asia. 2 Bde. London 1885
- Macgahan, J.A., Campaigning on the Oxus, and the Fall of Khiva. New York 1874
- Makšeev, A.I., Istoričeskij obzor Turkestana i nastupatel'nogo dviženija v nego russkich. St. Petersburg 1890
- Marvin, C.T., The Eye-Witnesses' Account of the Disastrous Russian Campaign against the Akhal Tekke Turcomans. London 1880
- Middeldorf, A.T., Einblick in das Farghana-Thal. St. Petersburg 1881

Moser, H., *A travers l'Asie centrale*. Paris 1885
 Olufsen, O., *The Emir of Bokhara and his country*. Kopenhagen 1911
 Olzscha, R. und Cleinow, G., *Turkestan. Die politisch-historischen und wirtschaftlichen Probleme Zentralasiens*. Leipzig 1942
 Pahlen, K.K., *Mission to Turkestan ... 1908–1909*. Oxford 1964
 Pierce, R.A., *Russian Central Asia, 1867–1917: a selected bibliography*. Berkeley (Kalif.) 1953
 –, *Russian Central Asia, 1867–1917: A Study in Colonial Rule*. Berkeley (Kalif.) 1960
 Schwarz, F. v., *Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in Turkestan*. Freiburg i. Br. 1900
 Schuyler, E., *Turkistan*. London 1876
 Terent'ev, M.A., *Istorija zavojevanija Srednej Azii*. 4 Bde. St. Petersburg 1906
 Ulfalvy-Bourdon, M. de., *De Paris à Samarkand*. Paris 1880

Kapitel 17–19

Ahmad, Z., *China and Tibet, 1708–1959. A Resumé of Facts*, in *Chatham House Memoranda*. Oxford 1960
 Aitchison, C.U., *Collection of Treaties, Engagements and Sanads, etc.* 14 Bde. Kalkutta 1929–31
 Baddeley, J.F., *Russia, Mongolia, China*. 2 Bde. London 1919
 Bell, C., *Tibet Past and Present*. Oxford 1924
 –, *The Religion of Tibet*. Oxford 1931
 –, *Portrait of the Dalai Lama*. London 1946
 Bleichsteiner, R., *Die Gelbe Kirche*. Wien 1937
 Cahen, G., *Histoire des relations de la Russie avec la Chine sous Pierre le Grand, 1689–1730*. Paris 1912
 Cheng Chih-yi, *Bibliography of books and articles on Mongolia*. 2 Teile, in: *RCAJ* 1950
 Cheng Tien-fong, *A History of Sino-Russian Relations*. Washington 1957
 Cressey, G.B., *Chinese colonization in Mongolia. A General Survey*, in: *Pioneer Settlement, American Geographical Society, Special Publication, Nr. 14*. New York 1932
 E-Tu Zen Sun, *Results of culture contact in two Mongol-Chinese communities*, in: *SJA* 1952
 Friters, G.M., *The Prelude to Outer Mongolian Independence*, in: *PA* 1937
 –, *The Development of Outer Mongolian Independence*, in: *PA* 1937
 –, *Outer Mongolia and its International Position*. Baltimore 1949
 Ginsburgs, G. und Mathos, M., *Communist China and Tibet. The First Dozen Years*. Den Haag 1964

- Heissig, W., A Mongolian source to the Lamaist suppression of Shamanism in the 17th century, 2 Teile, in: *Anthropos* 1953
- , Ein Volk sucht seine Geschichte. Die Mongolen und die verlorenen Dokumente ihrer grossen Zeit. Düsseldorf-Wien (1964)
- Hsü, I.C.Y., *The Ili Crisis. A Study of Sino-Russian Diplomacy, 1878 to 1881.* Oxford 1965
- Huth, G., *Geschichte des Buddhismus in der Mongolei.* 2 Bde. Straßburg 1892–96
- Korostovetz, I.J., *Von Cinggis Khan zur Sowjetrepublik.* Berlin 1926
- Lamb, A., *Britain and Chinese Central Asia: The Road to Lhasa, 1767 to 1905.* London 1960
- , *The China-Indian Border.* London 1964
- Lattimore, O., *Chinese colonization in Inner Mongolia: its history and present development,* in: *Pioneer Settlement, American Geographical Society, Special Publication, Nr. 14.* New York 1932
- , *Inner Asian Frontiers of China.* New York 1940
- , *Nationalism and Revolution in Mongolia.* Leiden 1955
- , *Studies in Frontier History.* Paris 1963
- , *Nomaden und Kommissare. Die Mongolei gestern und heute.* Stuttgart (1964)
- Li Tieh-tseng, *Tibet: Today and Yesterday.* New York 1960
- Michael, F., *The Origin of Manchu Rule in China.* Baltimore 1942
- Miller, R.J., *A Selective Survey of Literature on Mongolia,* in: *The American Political Science Review* 1952
- Miller, R.J., *Monasteries and culture change in Inner Mongolia.* Wiesbaden 1959
- Pavlovsky, M.N., *Chinese-Russian Relations.* New York 1949
- Pelliot, P., Huc and Gabet. *Travels in Tartary, Thibet and China, 1844–1846.* London 1928
- Petech, L., *China and Tibet in the early 18th century.* Leiden 1950
- , *The Dalai-Lamas and Regents of Tibet: a chronological study,* in: *TP* 1959
- Pokotilov, D., *History of the Eastern Mongols during the Ming Dynasty from 1368 to 1634.* Tschengtu 1947
- Richardson, H.E., *Tibet and its history.* London 1962 (Deutsche Übersetzung: *Tibet, Geschichte und Schicksal.* Frankfurt/M. – Berlin 1964)
- Rockhill, W.W., *The Dalai Lamas of Lhasa and their relations with the Manchu Emperors of China, 1644–1908,* in: *TP* 1910
- Rupen, R.A., *The Buriat Intelligentsia,* in: *The Far Eastern Quarterly* 1956
- , *Mongolian Nationalism,* 2 Teile, in: *RCAJ* 1958
- , *Mongols of the Twentieth Century.* 2 Bde. Den Haag 1964
- Schram, L.M.J., *The Monguors of the Kansu-Tibetan frontier,* in: *Transactions of the American Philosophical Society.* 3 Teile. 1954–61
- Schulemann, G., *Geschichte der Dalai-Lamas.* 2. Aufl. Leipzig 1958
- Shen, T.L. und Liu, S.C., *Tibet and the Tibetans.* Stamford (Kalif.) 1953
- Stein, R.A., *La civilisation tibétaine.* Paris 1962

Tang, P.S.H., Russian and Soviet policy in Manchuria and Outer Mongolia, 1911–1931. Durham (North Carolina) 1959
 Teichman, E., Travels of a Consular officer in Eastern Tibet, together with a history of the relations between China, Tibet and India. Cambridge 1922
 Wu, C., Who were the Oirats?, in: Yenching Journal of Social Studies 1941
 Younghusband, F.E., India and Tibet. London 1910

Kapitel 20

Ahmad, H.M., Kampf um leere Räume: Turan-Turkestan-Tibet. Leipzig (1940)
 Bales, W.L., Tso Tsung-t'ang: soldier and statesman of old China. Schanghai 1937
 Bosshard, W., Politics and trade in Central Asia, in: RCAJ 1929
 Chu, W.J., Tso Tsung-t'ang's role in the recovery of Sinkiang, in: Tsing Hua Journal of Chinese Studies. Taipei 1958
 Courant, M., L'Asie centrale au XVIIe et XVIIIe siècles: empire Kalmouk ou empire Mantchou? Lyon 1912
 Dabbs, J.A., History of the discovery and exploration of Chinese Turkestan. Den Haag 1963
 Heissig, W., Das gelbe Vorfeld: Die Mobilisierung der chinesischen Außenländer. Berlin 1941
 Imbault-Huart, C., Recueil de documents sur l'Asie centrale. Paris 1881
 –, Le pays de 'Hami ou Khamil. Paris 1892
 –, Récit officiel de la conquête du Turkestan par les Chinois (1758–1760), in: Bulletin de géographie historique et descriptive 1895
 Kiernan, V.G., Kashgar and the politics of Central Asia, 1868–1878, in: Cambridge Historical Journal, 1953–55
 Kuropatkin, A.N., Kashgaria. Kalkutta 1882
 Lattimore, O., The Pivot of Asia. Boston 1950
 Lepage et Vissière, A., Soumission des tribus musulmans du Turkestan par la Chine (1757–1760), in: RMM 1910
 Macartney, G., Eastern Turkestan; the Chinese as rulers over an alien race, in: RCAJ 1909
 McLean, N.L.D., »The New Dominion«, in: RCAJ 1948
 Menon, K.P.S., Delhi-Chungking, a travel diary. Bombay 1947
 Norins, M.R., Gateway to Asia: Sinkiang, frontier of the Chinese Far West. New York 1944
 Skrine, C.P., Chinese Central Asia. London 1926
 Teichman, E., Journey to Turkestan. London 1937
 Trinkler, E., Im Lande der Stürme. Leipzig 1930
 Whiting, A.S. und General Shih-Ts'ai, Sinkiang: pawn or pivot. Michigan 1958
 Wu, A.K., Turkistan Tumult. London 1940

Yang, R., Sinkiang under the administration of General Yang Tseng-hsin 1911–1928, in: CAJ 1961

Yuan, T., Yakub Beg (1820–1877) and the Moslem Rebellion in Chinese Turkestan, in: CAJ 1961

Verzeichnis und Nachweis der Abbildungen

⇒ 1 *Zentralasien*: nach einer Vorlage von Herrn Dr. Gavin Hambly, Ankara/Cambridge

⇒ 2 *Landschaft bei Schibarghan/Nord-Afghanistan*. In *Zentralasien* ist die Grenze zwischen Wüste und Steppe oft fließend und von der jeweiligen Jahreszeit bestimmt: Foto Verlag M. DuMont Schauberg, Köln

⇒ 3 *Karawanserei und Basar, Aktscha/Nord-Afghanistan*. Beide Einrichtungen waren für den zentralasiatischen Karawanenhandel unentbehrlich: Foto Verlag DuMont Schauberg, Köln

⇒ 4 *Der Iran und das südwestliche Zentralasien zur Achämeniden- und Partherzeit*: nach einer Vorlage von Herrn Dr. David Bivar, London

⇒ 5 »Spitzmützen-Saken« in einer achämenidischen Tributprozession. Östliches Treppenhaus des Apadana in Persepolis; um 485 v. Chr.: Foto The Oriental Institute of the University of Chicago

⇒ 6 Pfeiler-Teppich im achämenidischen Stil aus Pasyryk im Altai. 4. Jh. v. Chr. Staatliche Eremitage, Leningrad: Foto Staatliche Eremitage, Leningrad

⇒ 7 *Doppeldekadrachme des Amyntas, um 120 v. Chr.* Gräko-baktrischer Schatz von Kundus. Kabul Museum: Foto Dr. David Bivar, London

⇒ 8 *Die indo-baktrischen griechischen Königreiche*: nach einer Vorlage von Herrn Dr. David Bivar, London

⇒ 9 *Statue Kanischkas I. (128–151) aus rotem Sandstein*. Mathura Museum: Foto Government of India, Archaeological Survey of India, Neu-Delhi

⇒ 10 *Goldene Schatulle aus Bimaran*. Beispiel einer Treibearbeit der Gandhara-Schule. Britisches Museum, London: Foto Britisches Museum, London

- ⇒ 11 *Der sogenannte »Iranische Bodhisattva«, eine hölzerne Votivtafel aus Dandan Öllük bei Chotan/Sinkiang. 7. Jh. n. Chr.(?). Britisches Museum, London: Foto Britisches Museum, London*
- ⇒ 12 *Silberschale der Kidariten-Zeit, um 400 n. Chr. Britisches Museum, London: Foto Britisches Museum, London*
- ⇒ 13 *Die Ausbreitung des Islam in Zentralasien: nach einer Vorlage von Herrn Dr. David Bivar, London*
- ⇒ 14 *Uigurenfürst, Teil eines Freskos aus Bäklik/Sinkiang, etwa 8–9. Jh. n. Chr. Indische Kunstabteilung der Staatlichen Museen, Berlin: Foto Staatliche Museen, Berlin*
- ⇒ 15 *Das Minarett des Ghiyath al-din Muhammad b. Sam (1162 bis 1202): Firuzkuh/Zentral-Afghanistan: Foto Délégation Archéologique Française en Afghanistan*
- ⇒ 16 *Tibetischer Zauberer, Schüler des Padmasambhava. Bemalte Goldbronzefigur aus West-Tibet, wahrscheinlich aus dem 16. Jh. n. Chr. Rijksmuseum voor Volkenkunde, Leiden: Foto Holle Verlag Baden-Baden*
- ⇒ 17 *Die Mongolei gegen Ende des 12. Jahrhunderts: nach einer Vorlage von Herrn Dr. Gavin Hambly, Ankara/Cambridge*
- ⇒ 18 *Die mongolische Reichsteilung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts: nach einer Vorlage von Dr. Gavin Hambly, Ankara/Cambridge*
- ⇒ 19 *Das Reich des Tschaghatai: nach einer Vorlage von Herrn Dr. Gavin Hambly, Ankara/Cambridge*
- ⇒ 20 *Die Kasachen-Horden: nach einer Vorlage von Madame Chantal Lemercier-Quellejay, Paris*
- ⇒ 21 *Ziegelarbeiten der Timuriden-Zeit: Gazar Gah in Herat. 1428 bis 1429*
- ⇒ 22 *Ein Timuridenfürst, Sultan Hussain Baichara von Herat (1470 bis 1506): Foto Bernard Quaritch Ltd., London*
- ⇒ 23 *Mawarannahr, Chorassan und Westiran zur Zeit der Timuriden und Usbeken: nach einer Vorlage von Herrn Dr. Gavin Hambly, Ankara/Cambridge*

⇒ 24 *Ein Usbekenherrscher der Schaibaniden-Dynastie, 'Abdullah Khan von Buchara (1583–1598). Aus einer Miniatur der Buchara- Schule: Foto Bernard Quaritch Ltd., London*

⇒ 25 *Das Grabmal von Scheich Ahmad Jassavi in Turkestan (früher Jassy), eine bedeutende Wallfahrtsstätte der usbekischen und kasachischen Mohammedaner. Zum größten Teil spätes 14. Jh.: Foto Faber & \Faber, London*

⇒ 26 *Die russischen Eroberungen in Zentralasien: nach einer Vorlage von Herrn Prof. Richard Pierce, Kingston/Ontario*

⇒ 27 *Russisch-Zentralasien: Verwaltungseinteilung 1917: nach einer Vorlage von Herrn Prof. Richard Pierce, Kingston/Ontario*

⇒ 28 *Tibet und Nachbargebiete: nach einer Vorlage von Herrn Dr. Gavin Hambly, Ankara/Cambridge*

⇒ 29 *Die Mongolei und Sinkiang: nach einer Vorlage von Herrn Dr. Gavin Hambly, Ankara/Cambridge*